

Peter Freund
Laura und der Ring
der Feuerschlange



Seit einem mysteriösen Autounfall vor vielen Jahren hält Laura ihre Mutter für tot – bis der Drache Gurgulius in ihr die Hoffnung weckt, dass Anna Leander noch leben könnte. Um sich Gewissheit zu verschaffen, riskiert das Mädchen mit den magischen Fähigkeiten eine Traumreise in die eigene Vergangenheit. Alles deutet darauf hin, dass Anna in das düstere Reich der Schatten verbannt worden ist. Doch dort kann man nur mit Hilfe des sagenumwobenen Rings der Feuerschlange eindringen. Als Laura diesen endlich entdeckt und in das Schattenreich aufbricht, ahnt sie nicht, dass das gefährlichste Abenteuer ihres Lebens auf sie wartet ...

*Mit Illustrationen
Von Tina Dreher*





Ehrenwirth
in der Verlagsgruppe Lübbe
Originalausgabe
Copyright © 2006 by
Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach
Illustrationen: Tina Dreher, Alfeld /Leine
Einbandgestaltung: Gisela Kullowatz
Satz und Typografie: Kremerdruck GmbH, Lindlar

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Einband: Ebner & Spiegel GmbH, Ulm

Alle Rechte, auch die der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe, vorbehalten

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-431-03694-7

ISBN-10: 3-431-03694-5

Sie finden die Verlagsgruppe Lübbe im Internet unter www.luebbe.de



Für meine Geschwister



*»Siehe ich sende einen Engel vor dir her,
der dich behüte auf dem Wege.«*

2. BUCH MOSE, 23, 20



Prolog & Die fremde Frau

s geschah in einer Mittsommernacht, viele Jahre vor Laura Leanders Geburt. Am wolkenlosen Himmel stand hell der Mond. Die Luft war mild, und alles war ruhig. Nur ein sanfter Windhauch strich durch das Schilf am Rande des Drudensees. Das leise Rauschen der Blätter klang wie das Gewisper aufgeregter Nachtgeister über die spiegelglatte Wasserfläche, die im silbrigen Mondlicht glänzte.

Die kleine Insel ruhte friedlich inmitten des Sees. Die Büsche und Bäume, die sich dunkel gegen den Himmel abzeichneten, wiegten sich sacht in der nächtlichen Brise. Es waren keine Anzeichen von Leben zu entdecken. Weder Mensch noch Tier ließen sich sehen. Dafür stieg eine hell leuchtende Säule aus reinem Licht aus dem Zentrum des Eilands empor, die bis zum Firmament zu reichen schien. Diese magische Pforte war jedoch nur von den wenigen Eingeweihten zu erkennen, die um das große Geheimnis wussten, das der menschliche Verstand nicht zu erfassen vermag. Allen anderen, die nichts von der fantastischen Welt ahnten, die hinter der Oberfläche der Dinge verborgen lag, musste die Insel auch in dieser Nacht völlig unverändert erscheinen. Schließlich kannten sie weder den geheimen Weg, der den Menschenstern seit Anfang der Zeiten mit seinem Schwestergestirn verband, noch wussten sie, dass dieser nur in vier ganz besonderen Nächten des Jahres beschritten werden konnte. Doch selbst die Eingeweihten ahnten nichts von dem, was in dieser Mittsommernacht geschehen würde, und so wurde nicht ein Geschöpf Zeuge der Ereignisse, die das Schicksal von Laura Leander entscheidend beeinflussen sollten.



Die Nacht neigte sich bereits ihrem Ende zu, als eine Frau aus der Lichtsäule trat, die in die Unendlichkeit zu führen schien. Sie war jung, und ihre schlanke Gestalt war in ein einfaches Gewand aus braunem Leinen gehüllt. Blondes Haar umrahmte ihr Gesicht und fiel bis auf die Schultern hinab. Analina verharrte einen Moment und kniff die Augen zusammen. Für kurze Zeit konnte sie nichts erkennen, denn sie war wie geblendet von dem gleißenden Licht im Tunnel, der sie auf die Erde geleitet hatte. Als sie endlich gewahrte, wo sie sich befand, dankte sie den Mächten des Lichts im Stillen. Die Gefahren der vergangenen Stunden lagen nun hinter ihr. Nur mit knapper Not war sie den Drachen entkommen. Um ein Haar hätte deren rasender Anführer, Gurgulius der Allesverschlinger, sie erwischt!

Analina schluckte und versuchte die entsetzlichen Erinnerungen aus ihrem Gedächtnis zu verbannen. Stattdessen betrachtete sie ihre Umgebung und damit die Welt, die von nun an ihre Heimat sein würde. Denn nach Aventerra würde sie nicht mehr zurückkehren können.

Nie mehr!

Es sei denn, sie wollte Bekanntschaft mit den Reißzähnen dieses doppelköpfigen Ungeheuers machen! Zudem hatte sie gegen die uralten Gesetze verstoßen und damit ihr Recht auf eine Rückkehr verwirkt.

Nicht weit von der Insel entfernt erhoben sich die von Efeu überrankten Mauern einer Burg. Das Gebäude mit dem zinnenbewehrten Turm an der Ostseite war Analina bestens vertraut. Bei früheren Reisen zum Menschenstern hatte sie Burg Ravenstein mehrmals besucht und wusste deshalb, dass dort Verbündete lebten.

Aber auch Feinde hatten sich dort eingeschlichen!

Dort würde sie also keinen Unterschlupf finden. Was allerdings auch gar nicht in ihrer Absicht lag. Sie hatte ihre Flucht aus dem Reich der Mythen ja sorgfältig geplant und wusste daher, an wen sie sich wenden konnte.

Bei dem Gedanken an den Mann, dem sie ihr ganzes Vertrauen schenkte, lächelte Analina zärtlich. Michael würde sicherlich überrascht sein, sie so schnell wiederzusehen. Doch dann würde seine Freude die



Oberhand gewinnen.

Das jedenfalls hoffte sie.

Schließlich konnte er weder ihren richtigen Namen noch ihre Herkunft. All das hatte Analina ihm verschwiegen, um ihn nicht unnötig in Gefahr zu bringen. Sie würde das große Geheimnis auch weiterhin wahren müssen, selbst wenn es ihr das Leben auf dem Menschenstern erschwerte.

Wieder seufzte Analina leise. Dann aber lächelte sie. Mit der Zeit würde sie sich schon an die fremde Welt gewöhnen. An die seltsamen Sitten und Gebräuche der Menschen. Was blieb ihr auch anderes übrig? Dem Zorn der Drachen jedenfalls wollte sie sich nicht noch einmal aussetzen.

Andernfalls hätte sie dieses schreckliche Wesen sicher nicht um Hilfe gebeten! Aber leider hatte sie keinen anderen Ausweg gewusst. Es war die einzige Möglichkeit gewesen, ihr Leben zu retten. Sie hatte schließlich nicht ahnen können, dass diese hinterlistige Schlange sie hereinlegen würde.

Analina biss sich auf die Lippen. Ein banges Gefühl ergriff sie. Hatte sie wirklich die richtige Entscheidung getroffen – oder doch einen schweren Fehler begangen? Einen Fehler, der nie wiedergutzumachen war. Würde sie diesen Schritt eines Tages bereuen?

Die junge Frau schüttelte kaum merklich den Kopf. Sie fand keine Antwort auf diese Fragen. Sie konnte nur hoffen, dass sich alles zum Guten fügen würde. Vor allem aber musste sie alles daransetzen, dass sie das furchtbare Versprechen, das sie der Schlange gegeben hatte, niemals würde einlösen müssen. Die Folgen wären so entsetzlich, dass Analina nicht einmal daran zu denken wagte...





Kapitel 1 Unheimliche Begegnungen

ährend Laura Leander im Sattel ihres Schimmels dahinpreschte, fühlte sie sich so frei und leicht wie schon lange nicht mehr. Es war, als habe Sturmwind Flügel bekommen. Seine Mähne und der Schweif wehten wie seidene Schleier im Wind. Mit unbändiger Kraft stürmte der Hengst voran, als wolle er mit den Falken mithalten, die die milde Luft des Nachmittags auf der Jagd nach Beute durchmaß. Die Umgebung raste an dem Mädchen vorbei wie ein unscharfer Film, so rasch durchquerte das Pferd die hügelige Landschaft um Ravenstein. Die Wiesen und Felder glichen einem verwaschenen, braungrünen Flickenteppich, aus dem die Wäldchen und Hecken, deren Laub in kräftigen Herbstfarben schimmerte, wie verschwommene kleine Inseln emporragten. Laura hätte nicht sagen können, wie lange sie schon unterwegs war – wenige Minuten erst oder schon mehr als eine Stunde. Sturmwind jedenfalls zeigte noch keinerlei Spuren von Ermüdung. Als wäre die Reiterin auf seinem Rücken federleicht, galoppierte er scheinbar mühelos mit dem Wind dahin.

Laura hing unbeschwert ihren Gedanken nach. Erst vor wenigen Wochen war sie heil und glücklich aus Aventerra zurückgekehrt. In den drei Monaten, die sie in der Welt der Mythen zugebracht hatte, hatte sie viele aufregende und gefährvolle Abenteuer bestanden. Selbst aus dem größten und gefährlichsten von allen war Laura siegreich hervorgegangen: Sie hatte ihren Vater Marius aus der Gewalt des Schwarzen Fürsten Borboron befreit und war mit ihm wohlbehalten ins Internat auf Burg Ravenstein zurückgekehrt.



Welch großer Triumph – und welch unermessliches Glück!

Kein Wunder, dass ihre Freunde und Bekannten ihnen einen rauschenden Empfang bereitet hatten. Allen voran natürlich ihr ein Jahr jüngerer Bruder Lukas, der unendlich glücklich war, als sein Vater ihn in die Arme schloss. Auch Kaja Löwenstein, Lauras beste Freundin, hatte sich so sehr gefreut, dass sie im Überschwang der Gefühle Laura beinahe erdrückt hätte, um anschließend zur Feier des Tages gleich drei Tafeln Schokolade auf einmal in sich hineinzustopfen. Professor Aurelius Morgenstern, der Direktor des Internats und ehrenwerte Anführer der Wächter, war zwar weitaus zurückhaltender, aber nicht weniger froh gewesen, einen seiner besten Lehrer wieder begrüßen zu können. Miss Mary Morgan und Percy Valiant, die ebenfalls an der Internatsschule unterrichteten und dem verschworenen Bund angehörten, in den Laura am Tag ihres dreizehnten Geburtstags aufgenommen worden war, hatten die Rückkehrer herzlich willkommen geheißen. Attila Morduk, der letzte der Zwergriesen, Hausmeister von Ravenstein und ein unermüdlicher Helfer der Wächter, hatte sich vor Rührung immer wieder geräuspert. Neben ihm standen Mr. Cool, Magda Schneider und viele andere Schüler und Schülerinnen des Internats, die Laura während ihrer Abwesenheit sehr vermisst hatten. Selbst Ronnie Riedel und Max Stinkefurz, die Laura eigentlich überhaupt nicht leiden konnten, schienen sich über ihre Rückkehr gefreut zu haben. Zumindest ein wenig. Nur Caro Schneider, ihre größte Rivalin in der Klasse, hatte eine verärgerte Miene gezeigt.

Auch Lauras Erzfeinde waren natürlich alles andere als begeistert gewesen. Allen voran Dr. Quintus Schwartz, Konrektor und Physiklehrer, der die Dunklen Kräfte von Ravenstein anführte. Oder Rebekka »Pinky« Taxus, die Mathematik unterrichtete und die engste Verbündete von Quintus war. Als Laura am Morgen des zweiundzwanzigsten September in Begleitung ihres Vaters Marius auf Ravenstein eingetroffen war, hatten beide aus ihrer Enttäuschung ebenso wenig einen Hehl gemacht wie Albin Ellerking, der verschlagene Internatsgärtner.

Die Erinnerung an ihre fassungslosen Mienen ließ Laura schmunzeln. Offensichtlich hatte keiner der Dunklen damit gerechnet, dass sie ihren



Ausflug auf den geheimnisvollen Schwesterstern der Erde, von dessen Existenz die wenigsten Menschen etwas ahnten, lebend überstehen würde. Sie hatten wohl darauf gehofft, dass sie dem Schwarzen Fürsten Borboron, dem grausamen Anführer der Dunklen Mächte, in die Falle gehen und von ihm getötet werden würde. Oder dass sie zumindest ihrem Vater Marius würde Gesellschaft leisten müssen, der von dem Tyrannen über viele Monate im Verlies der Dunklen Festung gefangen gehalten worden war. Doch Laura hatte sich nicht überlisten lassen. Mit der Kraft des Lichts hatte sie selbst die heimtückischsten Finten der Feinde durchschaut und war ihnen am Ende entkommen.

Wie schon so oft in den letzten Monaten!

Dennoch – die Fehde war noch lange nicht vorbei. Allen bisherigen Niederlagen zum Trotz würden sich die Dunklen Mächte niemals geschlagen geben und auch weiterhin alles daran setzen, um im Kampf gegen die Krieger des Lichts endlich die Oberhand zu gewinnen. Dann aber würde die Herrschaft des Ewigen Nichts anbrechen, und die Erde und Aventerra wären dem Untergang geweiht. Das aber durfte nicht geschehen.

Niemals!

Das Schnauben ihres Hengstes riss Laura aus ihren Gedanken. Sturmwind war in einen leichten Trab gefallen und lief nun über verstepptes Brachland dahin, auf dem hohe Gräser und Wildblumen wucherten und das auf beiden Seiten von lichten Hainen gesäumt war. Verwundert blickte Laura sich um. Die Gegend war ihr nicht vertraut. Offensichtlich war Sturmwind vom üblichen Weg abgewichen und hatte die nähere Umgebung von Ravenstein längst hinter sich gelassen. Die Sonne stand bereits tief am wolkenlosen Oktoberhimmel, sodass das Mädchen unwillkürlich auf seine Armbanduhr blickte. Laura erschrak: Schon so spät! Sie musste schleunigst umkehren und zurückreiten, wenn sie rechtzeitig am Hof von Bauer Dietrich ankommen wollte. In einer halben Stunde war sie dort mit ihrem Vater verabredet, um mit ihm nach Hohenstadt zu fahren. Sayelle Leander-Rüchlin, ihre Stiefmutter, hatte die ganze Familie gebeten, sich pünktlich zum gemeinsamen A-



bedessen im Bungalow einzufinden. Und nun hatte Laura sich so weit vom Stall entfernt, dass das selbst für den flinken Sturmwind kaum zu schaffen war.

»Oh, Mann«, murmelte Laura. »Sayelle wird bestimmt wieder Theater machen!«

Die Miene des Mädchens verdüsterte sich, selbst das helle Blau von Lauras Augen schien dunkler zu werden. Unwirsch schüttelte sie den Kopf, sodass die schulterlangen blonden Haare flogen, als wolle sie den Gedanken an die verhasste Stiefmutter wie eine lästige Bremse verscheuchen.

Laura zügelte ihr Pferd, um umzukehren, als sie bemerkte, dass sie den Fuß einer kegelförmigen Kuppe erreicht hatten, und erkannte, wo sie sich befanden: Der Hügel lag auf dem Gemeindegebiet von Drachenthal und wurde von dessen Bewohnern ›Teufelskuppe‹ genannt. Er ähnelte der Erhebung, auf der Burg Ravenstein errichtet worden war, wurde im Unterschied zu dieser jedoch nicht von einem mittelalterlichen Festungsbau gekrönt, sondern von einem alten Haus, dessen Konturen sich scharf vor dem Blau des Himmels abzeichneten. Das düstere Gebäude war ungefähr zur gleichen Zeit wie Ravenstein errichtet worden, stand aber im Gegensatz zu der Burg, die seit dem vorletzten Jahrhundert das gleichnamige Internat beherbergte und deshalb stets voller Leben war, seit langer Zeit leer. Laura konnte sich nicht daran erinnern, davon gehört zu haben, dass es jemals bewohnt gewesen wäre. Jetzt allerdings stieg eine deutlich sichtbare Rauchfahne aus dem Schornstein in den Himmel auf.

Seltsam, ging es ihr durch den Kopf. Wer traut sich denn in das alte Spukhaus?

Ohne dass sie hätte erklären können, warum, trieb Laura Sturmwind mit leichtem Schenkeldruck an und lenkte ihn näher. Schon kurze Zeit später hatten Pferd und Reiterin den Zaun erreicht, der das weitläufige Gelände umgrenzte. Er bestand aus dicken Metallstäben, die im Laufe der Jahre Rost angesetzt hatten. Sie waren übermannshoch und wurden von dolchähnlichen Spitzen gekrönt, die offensichtlich Eindringlinge



abschrecken sollten. Hinter dem Zaun stand eine lichte Reihe alter Bäume – Eichen, Buchen und Ahorn. Als Laura durch die Baumstämme spähte, um einen Blick auf das alte Gemäuer zu erhaschen, stieg ihr mit einem Mal ein seltsamer Geruch in die Nase.

Es roch nach Feuer und Schwefel!

Überrascht blickte sich das Mädchen um: War in der näheren Umgebung vielleicht ein Brand ausgebrochen?

Auch Sturmwind schien der scharfe Gestank nicht entgangen zu sein, denn der Schimmel schnaubte ungehalten und begann unruhig zu tänzeln.

»Ruhig, mein Alter, ganz ruhig!«, flüsterte Laura dem Hengst ins Ohr, während sie seinen Hals tätschelte.

Doch es half nichts. Erneut schnaubte das Pferd und machte Anstalten zu steigen.

»Ho, ruhig! Nicht doch, Sturmwind. Lass das!«

In diesem Augenblick hörte Laura ein Fauchen. Verwundert sah sie auf – und erblickte eine Katze im Geäst der nahen Eiche. Sie war pechschwarz und bedeutend größer als die meisten ihrer Artgenossen.

Geradezu riesig!

Die rot glühenden Augen auf das Mädchen gerichtet, kauerte das Tier auf dem untersten Ast des Baumes. Das glänzende Fell war gestäubt, und der Schwanz bewegte sich wie eine Schlange unruhig hin und her. Ein erneutes Fauchen entblößte ein mächtiges Gebiss mit spitzen Eckzähnen – fast wie bei einem Vampir –, und heißer Feueratem schoss aus dem Maul.

Himmel!, durchfuhr es das Mädchen angstvoll, als das Monster auch schon sprang. Mit gefletschten Zähnen und ausgefahrenen Krallen flog die Bestie auf Laura zu.

Im letzten Augenblick machte Sturmwind einen Sprung zur Seite, so dass der Angriff ins Leere ging. Das Ausweichmanöver kam für Laura jedoch so überraschend, dass sie den Halt verlor und aus dem Sattel geschleudert wurde. Sterne explodierten vor ihren Augen, und der Schmerz fuhr ihr wie ein heißes Messer in den Rücken, als sie hart auf



den Boden prallte. Im ersten Moment konnte sie sich nicht bewegen.

Die Katze jedoch war längst wieder auf allen vieren und griff bereits ein zweites Mal an. Wütend fauchend näherte sie sich dem hilflos daliegenden Mädchen, entblößte erneut die messerscharfen Zähne und zeigte die spitzen Krallen, als wollte sie Laura zerfleischen.

Laura versuchte zurückzuweichen, doch es gelang ihr nicht. Sie war immer noch wie gelähmt. Sie konnte nur die Hände abwehrend vor das Gesicht legen und wartete verzweifelt auf den Angriff, als sie Sturmwind wiehern hörte. Im selben Moment entfuhr der Katze ein lauter Schmerzensschrei. Ein gewaltiger Huftritt hatte sie an er Schulter getroffen und sie meterweit durch die Luft gewirbelt.

Starr vor Entsetzen beobachtete Laura nun das sich überschlagende Tier. Ströme von Eiswasser schienen über ihren Rücken zu laufen, und die Haare in ihrem Nacken richteten sich auf, so entsetzlich hallte der schrille Klagelaut in ihren Ohren wider: Er klang nicht im Geringsten wie das Miauen einer Katze. Sondern eher wie der Schrei...

... eines wütenden Menschen!

Das unheimliche Biest hatte sein Gleichgewicht kaum wiedergefunden, als es mit großen Sätzen erneut angriff.

Zornig wiehernd stellte sich Sturmwind der Bestie entgegen. Die Katze bremste ihren Lauf, sprang blitzschnell über den Zaun, erklimmte die Eiche und bewegte sich geschmeidig wie eine schwarze Mamba über den untersten Ast auf das Mädchen zu. Schließlich verharrte sie und beobachtete ihr Opfer lauernd. Ein hämisches Grinsen verzerrte ihr Gesicht zu einer Höllenfratze – und als Laura wie hypnotisiert in die glutroten Katzenaugen schaute, wurde ihr übel. Es waren genau die gleichen Augen wie die ihres erbitterten Feindes.

Die Augen des Schwarzen Fürsten Borboron!

Es ging auf den Abend zu. Ein strahlend blauer Himmel spannte sich über der Welt von Aventerra. Fröhliches Vogelgezwitscher erklang im Raunewald. Die Blätter der alten Bäume raschelten im Wind. Emsige Silberbienen und goldgefügelte Schmetterlinge flogen zwischen Büschen



und Sträuchern umher, die sich unter den Früchten des späten Herbstes bogen. Der keckernde Ruf einer Swuupiemutter war zu hören, die ihren übermütigen Nachwuchs davor warnte, von den Speipilzen zu naschen, die zwischen den Baumstämmen standen. Die Pilze schmeckten zwar köstlich, verursachten aber schreckliche Magenschmerzen und Übelkeit. Wenn man zu viel davon aß, konnte man sogar daran sterben.

Morwena, die junge Heilerin von Hellunyat, hatte keinen Sinn für die Geräusche des Waldes. Sie hatte Hunger und Durst und war erschöpft. Schon vor dem Morgengrauen hatte sie sich von ihrem Lager erhoben und war mit ihrem Zweihorn Feenbraut in den Wald geritten, um Heilpflanzen, Kräuter und Beeren zu sammeln. Ihr Ausflug war zwar anstrengend, aber auch erfolgreich gewesen. Die prall gefüllten Sammelkörbe, die am Sattel des Zweihorns festgemacht waren, schaukelten im wiegenden Schritt des Reittieres, während Feenbraut nun heimwärts nach Hellunyat strebt. Das Tier war mit dem Weg vertraut, sodass Morwena gar nicht weiter darauf achtete. Sie konnte sich kaum noch im Sattel halten und wünschte sich nichts sehnlicher als einen erfrischenden Schluck Drachendistel-Sud. Das Gebräu schmeckte zwar gallebitter, half aber rasch über Erschöpfung hinweg.

Mit einem Male verharnte das Zweihorn und ließ ein störrisches Schnauben hören.

»Was ist los?«, fragte die Heilerin. »Jetzt stell dich nicht so an! Es ist nicht mehr weit bis zur Gralsburg. Die paar Meilen wirst du auch noch schaffen.« Damit trieb sie das Tier mit sanftem Schenkeldruck an.

Feenbraut jedoch verweigerte den Gehorsam. Das Zweihorn blieb einfach stehen und schnaubte erneut. Während die langen Ohren unruhig hin und her spielten, senkte und hob es aufgeregt den Kopf und begann zu tänzeln.

»Jetzt ist es aber gut«, schalt Morwena, bis sie begriff, was Feenbraut so in Aufregung versetzte:

Kaum zwanzig Schritte von ihnen entfernt stand ein Tier! Reglos verharnte es im Schatten einer mächtigen Torkelweide und blickte zu ihnen herüber.



»Bei den Mächten des Lichts!«, rief die Heilerin verängstigt.

Es war ein Einhorn, pechschwarz und mit einem flammend roten Horn auf der Stirn. Das Geschöpf bot nicht nur einen bedrohlichen Anblick, sondern hatte Aventerra und den Kriegern des Lichts auch stets Unheil gebracht.

Der Unglücksbote schien sich an der Gegenwart der Heilerin nicht zu stören. Dabei waren Einhörner äußerst scheue Tiere, die schon beim kleinsten ungewohnten Laut davonstürmten, sodass man sie nur selten zu Gesicht bekam. Das schwarze Einhorn jedoch beäugte die Reiterin in aller Ruhe, bevor es sich gemächlichen Schrittes ins Dickicht zurückzog.

Morwena schluckte verstört. Was mag das nur bedeuten?, fragte sie sich. Dann vernahm sie mit einem Mal Geräusche auf der anderen Seite des Waldweges, dem sie seit geraumer Zeit folgte.

Eine dunkle Gestalt trat zwischen den Bäumen hervor. Sie war in einen schwarzen Umhang gekleidet, der bis auf den Boden reichte. Eine Kapuze verhüllte das Gesicht fast vollständig. Nur die unnatürlich hellen Augen waren zu erkennen, die wie Totenlichter flackerten. Als sich der Unbekannte näherte, erkannte Morwena, dass er ein Schwert trug.

»Schnell, Feenbraut«, flüsterte die Heilerin dem Zweihorn ins Ohr, »lauf so schnell du kannst!« Dabei riss sie die Zügel herum, um das Reittier zu wenden und in rasendem Galopp davonzupreschen – doch es war bereits zu spät: Direkt hinter ihr tauchten zwei weitere Gestalten auf. Morwena schrie auf vor Grauen, denn sie blickte in die entstellten Gesichter von Toten.

Blitzschnell griffen die unheimlichen Kapuzenmänner nach ihr und zerrten sie aus dem Sattel.

Die Katze fauchte und zeterte höllisch, giftigen Feuerodem verströmend. Ihr Schwanz peitschte die Rinde vom Ast. Die Bestie spannte die Muskeln, die sich deutlich unter dem Fell abzeichneten, und setzte zum Sprung an.

Laura wollte sich zur Seite werfen, während Sturmwind auf die Hinterbeine stieg, um den Angriff abzuwehren. Für den Bruchteil einer



Sekunde war Laura ungeschützt.

Die Katze nutzte diesen Augenblick. Mordgier funkelte in ihren Augen, als sie auf Laura zuflog.

Die warf sich im letzten Moment herum und entging dadurch den Krallen nur um Haaresbreite.

Erneut setzte die Bestie zum Sprung an, da erklang lautes Hufgetrappel hinter Laura – und schon landete ein schweres Geschoss direkt vor dem Angreifer. Ein Metallbolzen! Ungläubig sah Laura, wie die Katze über den Zaun sprang, in langen Stzen den Hügel hinaufhetzte und auf das alte Gemäuer zuhielt, bis eine dichte Strauchgruppe sie den Blicken entzog.

Überrascht drehte Laura sich um. Sie erblickte einen Reiter, der im wilden Galopp heranstürmte: Percy Valiant und sein Schimmel Salamar! Ihr Sportlehrer hielt eine mächtige Armbrust in der rechten Hand, deren Beschläge im Licht der Sonne aufblitzten.

Der blonde Mann glitt aus dem Sattel, hängte die Waffe an den Sattelknopf und half Laura auf. »Isch 'offe, du 'ast die Attacke dieses Unge'euers wo'lbe'alten überstanden, Mademoiselle Laura?«, sprudelte er mit seinem unnachahmlichen Akzent hervor. »Wie, um 'immels willen, 'at siisch dieser überaus schändliische Angriff denn zugetragen?«

Laura reckte vorsichtig die Glieder. Ein Glück – offensichtlich hatte sie den Sturz glimpflich überstanden. Kopfschüttelnd lauschte der junge Lehrer ihrem Bericht. »Das alles dünkt miisch schleschterdings unbegreifliisch«, sagte er dann. »Wann 'ätte man schon davon ge'ört, dass eine Katze – und sei sie noch so groß! – einfach mir niischts dir niischts ein menschliches Wesen attackiert? Noch dazu ein so 'armloses und friedliebendes Geschöpf wie diisch, Laura? Was mag sie nur dazu bewegen 'aben?« Der Sportlehrer kniff die Augen zusammen. »Du 'ast sie doch niischt etwa provoziert?«

»Aber nicht doch!«, empörte sich das Mädchen. »Keine Ahnung, warum sie das gemacht hat. Es war wirklich so: Der Angriff kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel.«

Percy verzog das Gesicht. »Niischts geschie't o'ne Grund, Laura«, wi-



dersprach er. »Selbst wenn er sich auf den ersten Blick nicht erschließen mag. Das solltest du inzwischen doch gelernt haben, *n'est-ce pas?*«

»Vielleicht hatte sie ja Tollwut?«, überlegte Laura. »Die Seuche grassiert doch im Moment bei den Wildtieren hier in der Gegend. Oder sie...« Plötzlich hielt das Mädchen inne und schnupperte.

»Was ist los?«, wunderte sich Percy.

»Eigenartig«, murmelte das Mädchen. »Dieser Geruch – er ist plötzlich verschwunden.«

»Dieser Ge-?«

»-ruch, ja«, sagte Laura und nickte. »Vorhin hat es hier ganz deutlich nach Feuer und Schwefel gestunken!«

Der Lehrer antwortete nicht. Der Blick, den er dem Mädchen zuwarf, zeigte allerdings deutlich, dass er starke Zweifel hegte.

Während Percy den Armbrustbolzen aufhob, blickte Laura grübelnd hinauf zu dem Haus auf dem Hügel. Ob die Katze wohl dem neuen Bewohner gehört?, fragte sie sich. Und ob der weiß, dass sein Haustier ein gefährliches Monster ist? Vielleicht sollte man ihn verständigen, damit er die Katze vom Tierarzt untersuchen ließ? Denn einen anderen Grund als Tollwut konnte es für dieses rätselhafte Verhalten nicht geben.

Oder vielleicht doch?

»Iisch finde, wir sollten uns langsam auf den Nach'auseweg machen«, mahnte Percy – und da fiel Laura die Verabredung mit ihrem Vater wieder ein.

Meine Güte! Sayelle würde sicher ein Riesentheater veranstalten!

Hastig ergriff Laura Sturmwind's Zügel und schwang sich in den Sattel.

Bevor Percy Valiant ebenfalls aufsaß, löste er die Armbrust vom Sattelknopf und schlüpfte in die Schultergurte.

»Sieht ja richtig toll aus!«, sagte Laura in ehrlicher Bewunderung. »Ich wusste gar nicht, dass du so was besitzt.«

»Was nicht weiter verwunderlich ist, verehrte Mademoiselle.« Ein spitzbübisches Lächeln spielte um Percys Lippen, »Iisch 'abe die Waffe nämlich erst letzte Woche im Internet ersteigert. Sie ist 'eute angeliefert



worden. Angebliich 'andelt es siisch um ein 'istorisches Stück, wie es in der Armee des 'ochwo'geborenen Königs Rischard Löwen'erb gebräuschliich gewesen sein soll.«

»Echt?« Laura runzelte die Stirn. »Und das glaubst du?«

»Natürliich niischt«, antwortete der Lehrer und hob die Schultern. »Aber ob nun 'istorisch oder niischt – mir gefällt diese *arbalete*, wie sie in meiner Muttersprache genannt wird, auch so. Sie ist fürwar ein Prachtstück, und des'alb biin iisch überaus fro' darüber, dass iisch sie 'abe. Und du solltest das auch sein!«

Verwundert zog Laura die Brauen hoch. »Ich?«

»*Naturellement!*«, bekräftigte Percy Valiant. »Wenn iisch sie nämliich niischt unbedingt 'ätte ausprobieren wollen und deshalb niischt auf Salamar ausgeritten wäre – wer weiß, wie dein *rendez-vous* mit dieser schwarzen Bestie ausgegangen wäre!«

Morwena wehrte sich aus Leibeskräften. Sie biss, kratzte und trat um sich – doch es half alles nichts. Die Totengesichter ließen nicht von ihr ab. Die heftige Gegenwehr der Heilerin schien die Gier ihrer Gegner nur noch mehr anzufachen. Sie bildeten einen Kreis um die junge Frau und stießen ihr Opfer herum, als sei es nichts weiter als ein Spielball.

»Na – wer soll sich deiner annehmen?«, zischten sie. »Such dir einen von uns aus!«

Plötzlich nahte trommelnder Hufschlag, und nur Augenblicke später preschte ein Reiter auf einem Schimmel heran.

Noch bevor sein Streitross zum Stehen kam, sprang der Ritter in der weißen Rüstung aus dem Sattel. »Ihr elenden Feiglinge!«, schrie er wutentbrannt. »Sich an einer wehrlosen Frau zu vergreifen! Lasst sehen, wie mutig ihr seid, wenn ihr richtig kämpfen müsst!«

»Paravain!«, schluchzte Morwena erleichtert. Doch der Anführer der Weißen Garde schien ihre Gegner nicht zu beeindrucken. Im Gegenteil: Morwena sah nur in grinsende Gesichter, während die Kapuzenmänner unter die Umhänge griffen und die Schwerter zogen.

Schon prasselten Paravains Schwerthiebe wie ein stählernes Gewitter



auf die dunklen Krieger herab. Doch zu seinem Schrecken musste er erkennen, dass sein Angriff keinerlei Wirkung zeigte. Selbst als er einem der Gegner die Waffe direkt ins Herz rammte, lächelte der ihn nur müde an und höhnte: »Und nun, du Narr? Glaubst du wirklich, dass du uns töten kannst?«

Da wusste Paravain, mit wem er es zu tun hatte: mit Schattenkriegern! Toten, denen selbst das schärfste Schwert nichts anhaben konnte.

Der Recke ließ das Schwert sinken, stellte sich schützend vor Morwena und ergriff ihre Hand. »Es tut mir leid«, sagte er leise. »Ich hätte dir so gerne geholfen. Aber gegen Verblichene vermag selbst der tapferste Mann nichts auszurichten.«

»Hab Dank für deinen Mut und deine Hilfsbereitschaft«, flüsterte Morwena mit erstickter Stimme und lächelte unter Tränen. Sie legte den Kopf an seine Brust. »Wenigstens werden wir nun gemeinsam ins Ewige Nichts eingehen.«

Die drei Gestalten lachten hämisch. »Bringen wir es hinter uns!«

Morwena und Paravain glaubten bereits die Klängen zu spüren – da zuckten die Schattenkrieger wie vom Blitz getroffen zusammen. Röchelnde Laute entranen sich ihren Kehlen – und sie zerfielen zu Staub. Nur Augenblicke später starrten der Weiße Ritter und die Heilerin ungläubig auf drei schwarze Umhänge und drei Häufchen Asche.



Kapitel 2 Ein teuflisches Gerücht



Als Laura und Percy auf dem Bauernhof von Nikodemus Dietrich ankamen, wurden sie von Marius Leander bereits ungeduldig erwartet.

»Wo bleibst du denn?«, empfang er seine Tochter vorwurfsvoll. »Wir haben Sayelle doch fest versprochen, pünktlich zum Essen zu Hause zu sein. Du weißt doch, wie sie ist!«

Während Laura ihren Hengst absattelte und trocken rieb, erzählte sie dem Vater von der gefährlichen Begegnung mit der schwarzen Katze. Als Percy ihren Bericht bestätigte, war Marius' Ärger schlagartig verflogen. Der Zwischenfall schien ihn sehr zu beunruhigen, wie seine besorgte Miene zeigte.

»So etwas ist doch äußerst ungewöhnlich.« Nachdenklich fuhr sich Lauras Vater mit der Hand durch die dunklen Wuschelhaare. »Findest du nicht auch, Percy?«

»Durschaus!« Der Sportlehrer nickte mit ernstem Gesicht. »In der Tat 'abe iisch in meinem ganzen Leben noch niemals von einem derartii-schen Vorkommnis ge'ört. Andererseits...« Er wandte den Blick dem Mädchen zu. »Vielleischt 'at Laura ja Rescht mit i'rer Vermutung. Toll-wütige Tiere ver'alten siisch doch völliisch unbereschenbar – und es wäre niisch das erste Mal, dass sie sogar Menschen attackieren!«

»Mag sein«, ertönte da eine sonore Stimme aus dem Hintergrund. »Aber vielleicht hat das alles auch einen ganz anderen Grund?«

Laura fuhr herum und blickte Nikodemus Dietrich fragend an. Der Bauer, ein kräftiger Mann Mitte sechzig, der blaue Arbeitskleidung trug,



lehnte in der offenen Tür des Pferdestalls. In seinem Mundwinkel hing eine Pfeife, aus der Rauchwölkchen aufstiegen. Der würzige Duft des Tabaks mischte sich mit den vertrauten Gerüchen von Tieren und Stroh, die durch die Stalltür auf den Hof drangen. Das Stampfen von Hufen und das Mahlen von Kiefern, die das Heu aus den Raufen rupften, waren zu hören.

»Was willst du damit sagen?«, fragte Laura verwundert. Wie alle anderen Wächter duzte sie auch Nikodemus, wenn sie unter sich waren.

»Nun«, hob der Bauer an und zog an seiner Pfeife. »Hast du noch nie die Gerüchte gehört, die hier in der Gegend im Umlauf sind?«

»Du meinst...« – Laura zögerte einen Moment –, »... dass es in dem Haus auf der Teufelskuppe spuken soll?«

»Genau!« Der Bauer nahm die Pipe aus dem Mund. »Aber kennst du auch den Hintergrund dieses Schauermärchens?«

Ratlos schüttelte Laura den Kopf. Sie wandte sich zu ihrem Vater um und blickte ihn an. Doch der schien die Antwort ebenso wenig zu kennen wie Percy Valiant.

»Wisst ihr das wirklich nicht?«, wunderte sich der Bauer und zog ein weiteres Mal an seiner Pfeife, bevor er die schaurige Legende zum Besten gab.

Schon vor Hunderten von Jahren, so erzählte Nikodemus, seien Gerüchte aufgekommen, dass der Teufel ein gern gesehener Gast in dem Haus auf dem Hügel sei. Aus diesem Grunde habe die Erhebung damals auch ihren Namen erhalten: Teufelskuppe. Angeblich hatte der damalige Hausbewohner einen Pakt mit Satan geschlossen und diesem seine Seele versprochen, wenn er ihm zu Wohlstand verhelfen würde. Schon kurz darauf gehörte der Mann zu den reichsten Menschen des Landes, doch dafür musste er später einen entsetzlichen Preis zahlen: Eines Nachts, als ein gewaltiges Unwetter mit zuckenden Blitzen und grollendem Donner über dem Haus tobte, klopfte nämlich der Teufel an seine Tür und erinnerte ihn an die Vereinbarung, die sie abgeschlossen hatten. Alles Jammern und Klagen half nichts: Satan nahm die versprochene Seele des Mannes in Besitz, die seitdem in der Hölle schmorte.



»Das ist doch nur ein dummer Aberglaube, oder?«, fragte Laura zaghaft, als der Bauer geendet hatte.

Nikodemus hob die Brauen. »Ich berichte nur, was man sich in Dra-
chenthal so erzählt. Welche Schlüsse du daraus ziehst, ist ganz alleine
deine Sache.« Für einen Moment blickte er versonnen vor sich hin. »Be-
merkenswert ist allerdings«, fuhr er dann fort, »und damit komme ich
auf deine Begegnung mit dieser Katze zurück: Verständlicherweise hatte
der Teufel kein Interesse daran, dass Außenstehende seine Anwesenheit
bemerkten. Deshalb hat er sich dem Gebäude stets in der Gestalt einer
großen schwarzen Katze genähert – das wird jedenfalls behauptet. Auch
an dem Tag, an dem der damalige Besitzer auf Nimmerwiedersehen
verschwand, hat man angeblich ein solches Tier auf der Teufelskuppe
gesehen.«

»Reine Einbildung«, brummte Marius, obwohl seine angespannte
Miene verriet, dass ihn die Erzählung sehr wohl beunruhigte. »Oder
vielleicht ist an diesem Tag rein zufällig eine schwarze Katze dort herum-
geschlichen.«

Bauer Dietrich schenkte der Bemerkung keine Beachtung. »Der da-
malige Handel soll dem Satan jedenfalls so gut gefallen haben, dass er
sich seitdem regelmäßig auf der Teufelskuppe auf die Lauer legt, um
nach weiteren Opfern Ausschau zu halten. Ob er noch mehr dieser Teu-
felpakte abschließen konnte, darüber wird nichts berichtet. Aller-
dings...« – Nikodemus machte eine Pause, um seine Zuhörer ein wenig
auf die Folter zu spannen – »... sind im Laufe der Jahre tatsächlich einige
Menschen in der Umgebung der Teufelskuppe spurlos verschwunden.
Und jedes Mal wurde dort zuvor eine schwarze Katze gesichtet. Sie war
nicht nur riesig groß, sondern hat auch nach Feuer und Schwefel gestun-
ken – wie das beim Teufel ja ebenfalls der Fall sein soll.«

»Was?« Laura war kreidebleich geworden. »Ist das wirklich wahr?«

»Keine Ahnung!« Wieder führte Nikodemus die Pfeife zum Mund.
»Wie schon erwähnt: Ich gebe nur das wieder, was man sich hier erzählt.
Mir persönlich ist eine solche Katze noch nicht begegnet – und deshalb
kann ich auch nicht beurteilen, ob an den Gerüchten etwas dran ist oder



nicht. Tatsache allerdings bleibt, dass in dieser Gegend mehrere Leute spurlos verschwunden sind. An das letzte Mal kann ich mich sogar noch recht gut erinnern.«

»Wirklich?« Laura sah ihn wie gebannt an. »Wann war das denn?«

»Das ist noch gar nicht so lange her«, antwortete der Bauer und wandte den Blick zum Himmel, der sich bereits dunkler färbte. Der Wind frischte auf, und Laura fröstelte. Sie zog den Reißverschluss ihres Anoraks zu und steckte die Hände in die Taschen. »Es war vor acht Jahren, fast auf den Tag genau«, fuhr Nikodemus Dietrich fort. »Etwa zur gleichen Zeit, als ihr beide, deine Mama und du, verunglückt seid.« Er drehte den Kopf und schaute Marius an. »Erinnerst du dich nicht mehr?«

»Nur vage. Ich weiß zwar noch, dass jemand vermisst wurde, aber ich hatte damals ganz andere Sorgen...« Lauras Vater zuckte mit den Schultern.

»Ja, natürlich.« Der Bauer legte Marius tröstend die Hand auf die Schulter, eine mächtige Pranke, der man die Spuren harter körperlicher Arbeit ansah. »Es tut mir leid, dass ich wieder an der alten Geschichte gerührt habe.«

»Kein Problem.« Marius lächelte gequält. »Auch wenn es uns allen nahezu unmöglich schien – wir mussten uns schweren Herzens damit abfinden, dass Anna tot ist.«

Niemals!, schoss es dem Mädchen durch den Kopf. *Damit werde ich mich nie im Leben abfinden!*

Trotzig kniff Laura die Augen zusammen. Wieder musste sie an die Worte denken, mit denen der doppelköpfige Drache sie in Aventerra verabschiedet hatte: »Ich wünsche Euch aus ganzem Herzen, dass Ihr das Geheimnis, das Eure Mutter umweht, auch noch zu lösen vermögt.« Dieser Satz ging ihr nicht mehr aus dem Kopf. Je länger sie darüber nachdachte, umso größer wurde ihre Hoffnung, dass Anna Leander bei dem rätselhaften Unfall vor acht Jahren vielleicht doch nicht ums Leben gekommen war. Warum sonst hätte der Drache von einem Geheimnis gesprochen, das sie umwehte?

Das musste doch einen Grund haben!



Laura war längst fest entschlossen, das Rätsel zu lösen – und niemand würde sie daran hindern können!

»Man verzei'e mir meine Frage«, drangen Percys Worte an ihr Ohr. »Aber iisch 'atte damals leider noch niischt das Vergnügen, als Le'rer an dem e'renwerten Internat Ravenstein unterrichten zu dürfen. Des'alb besitze iisch keinerlei Kenntnisse über die Gesche'nisse von damals. Wenn du also die große Güte 'aben würdest, meine diesbezüglichen Wissenslücken aufzufüllen, hochvere'rter Nikodemus?«

Der Bauer schmunzelte. Obwohl er den Sportlehrer nun schon geraume Zeit kannte, schienen dessen ulkiger Akzent und die eigenwillige Ausdrucksweise, die Percy sich durch die leidenschaftliche Lektüre mittelalterlicher Ritterromane angeeignet hatte, ihn immer noch zu erheitern.

»Es wird mir ein Vergnügen sein, mein Lieber.« Nikodemus deutete eine Verbeugung an, auch wenn die eher ironisch gemeint war. »Einige Tage vor Annas Unfall ist eine junge Frau aus Drachenthal verschwunden. Sie wurde zuletzt in der Nähe der Teufelskuppe gesehen. Und was das Merkwürdige ist: Der Zeuge, der ihr als Letzter begegnet ist, will kurz darauf auch eine Katze beobachtet haben. Ein riesiges schwarzes Tier, das nach Schwefel roch – so jedenfalls hat er es bei der Polizei zu Protokoll gegeben!«

Laura schluckte. War es möglich, dass sie auf dieselbe Katze getroffen war? Sie wusste zwar nicht genau, wie alt Katzen werden können – aber acht Jahre bestimmt. Es war also keineswegs ausgeschlossen, dass das Tier von damals noch am Leben war. Vorausgesetzt, dass es nicht der Fantasie dieses Zeugen entsprungen war, sondern dass er tatsächlich eine Katze gesehen hatte. Vor dem Hintergrund der Gerüchte durfte dies durchaus bezweifelt werden. Eins jedoch war sicher: Die Katze, die auf der Teufelskuppe wie eine wütende Bestie auf sie losgegangen war, hatte nach Feuer und Schwefel gestunken – da war jeder Irrtum ausgeschlossen.

Als Laura Sturmwind in den Stall führte, fiel ihr noch etwas ein.

»Unsere Feinde, die Dunklen – die haben nicht zufällig mit dieser Schauergeschichte vom Teufel und der Katze zu tun?«, fragte sie den



Bauern.

Nikodemus schüttelte den Kopf. »Nicht, dass ich wüsste. Jedenfalls habe ich nichts Derartiges gehört. Obwohl: Denen ist alles zuzutrauen!«

Selbst als bereits die rettenden Mauern von Hellunyat vor Morwena und Paravain auftauchten, stand die Heilerin immer noch unter Schock. Ihr Antlitz war blass, als sie sich an Paravain wandte. »Glaubst du wirklich, dass die Schattenkrieger die Unterwelt unerlaubt verlassen haben?«

»Aber natürlich, Morwena.« Der Ritter klang entschieden. »Eine andere Erklärung ist nicht denkbar.«

Die Heilerin schluckte. Sie wusste um die besonderen Gesetze, die in der von Taranos regierten Schattenwelt herrschten: Jeder Verstorbene, der sein Totenreich betrat, erhielt einen Schluck Wasser aus dem Fluss Helet zu trinken, der den See des Vergessens speiste. Schon der kleinste Tropfen ließ die Erinnerung an alles verblassen, was einmal gewesen war. Die Toten wurden so zum Schatten ihrer selbst, was ihnen den Aufenthalt an dem finsternen Ort erst erträglich machte. Denn wer sich an nichts mehr erinnert, kann auch nichts vermissen. Es war den Schatten strengstens untersagt, das Reich von Taranos gegen dessen Willen zu verlassen. Zudem wurde die Pforte strengstens bewacht. Wem es dennoch gelang, sich in die Welt der Lebenden zurückzuschleichen, dem drohte eine schwere Strafe. Sobald Taranos die Flucht entdeckte, hob er die Wirkung des Trankes auf – was schreckliche Folgen hatte: Der Schatten musste seinen eigenen Tod ein zweites Mal erleben und zerfiel in Sekundenschnelle zu Staub – wie es dem Schicksal des vergänglichen Körpers entsprach.

Und genau das war im Raunewald geschehen!

Ängstlich blickte die Heilerin den Ritter an. »Ich hoffe nur, dass ich das nicht noch einmal erleben muss«, flüsterte sie.

»Das steht kaum zu befürchten, Morwena.« Paravain lächelte sie aufmunternd an. »Taranos wird von nun an ein besonders wachsames Auge auf die Pforte haben.«



Es kam völlig anders, als Laura es erwartet hatte: Sayelle Leander-Rüchlin, ihre Stiefmutter, war das Verständnis in Person. Sie verzog keine Miene, als Laura und ihr Vater fast eine Stunde zu spät zum Essen erschienen.

»Aber das macht doch nichts«, säuselte sie mit zuckersüßer Stimme. »Das kann schon mal passieren. Ich bin sicher, es gibt triftige Gründe für diese kleine Verspätung.«

Na, so was!

Laura wunderte sich über alle Maßen. Sayelle war ja nicht wiederzuerkennen. Früher war sie geradezu unerträglich gewesen.

Die wenigen Wochen, die Sayelle während der langen Abwesenheit von Marius mit Laura und Lukas verbracht hatte, hatten für die Geschwister eine Qual bedeutet. Nie hatten sie es der Stiefmutter recht machen können. Nahezu unablässig hatte Sayelle an ihnen herumgemäkelt. Ständig hieß es: »Laura, mach dies!« oder: »Lukas, mach jenes!«, und was sie auch getan hatten – es war fast immer falsch gewesen. Und Verständnis für die Nöte und Sorgen der beiden war Sayelle meistens ebenso fremd gewesen wie Mitgefühl. Deshalb waren die Geschwister auch heilfroh, dass ihre beruflichen Pflichten – die erfolgreiche Journalistin leitete das Wirtschaftsressort der renommierten »ZEITUNG« – Sayelle dermaßen in Anspruch nahmen, dass sie kaum Zeit für ihre Stiefkinder hatte.

Insbesondere in den letzten Monaten war dies ein Glück gewesen!

Was mochte diesen plötzlichen Wandel bewirkt haben? Vermutlich hing es mit Marius zusammen. Seit ihr Vater wieder zu Hause war, schien Sayelle wie ausgewechselt zu sein.

Die blöde Schleimerin!, dachte Laura und warf ihrem Bruder im Esszimmer einen verschwörerischen Blick zu.

Der Tisch war bereits gedeckt – und Sayelle hatte sich offensichtlich sehr viel Mühe gegeben. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatte die Stiefmutter nicht nur das beste Geschirr und Besteck aufgelegt, sondern auch für passenden Blumenschmuck gesorgt und sogar Kerzen angezündet. *Unglaublich!*



Sayelle – das brünette Haar wie immer tadellos frisiert und das Make-up perfekt, wenn auch etwas zu dick aufgetragen – blickte ihren Mann und die Stieftochter mit honigsüßem Lächeln an. »In zehn Minuten wird die Suppe serviert. Wenn ihr euch in der Zwischenzeit bitte frisch machen und umziehen würdet?« Damit verschwand sie in die Küche, aus der köstliche Düfte drangen.

Laura schnupperte verzückt. Hmm! Das Wasser lief ihr bereits im Mund zusammen.

Wie sich herausstellte, hatte Sayelle das Drei-Gänge-Menü keineswegs selbst gekocht, sondern es von einem Catering-Service anliefern lassen. Die Gerichte, die auf einer eigens angefertigten Speisekarte aufgeführt waren, hatten so fremdartige und komplizierte Namen, dass Laura sich keine Mühe gab, sie zu verstehen. Die Firma hatte zudem nicht nur eine Serviererin, sondern auch einen Koch abgeordert, der dem Essen den letzten Schliff verlieh. Er schmeckte es noch einmal ab und wachte auch darüber, dass es punktgenau aufgetragen wurde. Die durch Lauras Verspätung bedingte Verzögerung hatte kein Problem für den Profi dargestellt, denn die Speisen waren köstlich. Laura konnte sich gar nicht mehr erinnern, im Hause Leander jemals so etwas Gutes gegessen zu haben. Schließlich hatte die Stiefmutter oft genug unter Beweis gestellt, dass sie vom Kochen fast noch weniger Ahnung hatte als von Kindern. Laura und Lukas mussten sich während der Abwesenheit des Vaters meistens mit aufgewärmten Fertigmenüs oder faden Mikrowellengerichten begnügen. Sayelles seltene Kochversuche waren fast ausnahmslos gescheitert. Sie brachte nicht einmal die einfachsten Gerichte zustande – und musste meistens doch wieder den Pizza-Service bemühen.

Nachdem der Nachtisch aufgetragen worden war, komplimentierte Sayelle das angeheuerte Personal routiniert hinaus.

Zum ersten Mal seit fast zwei Jahren war die Familie ganz unter sich. Obwohl Laura und Marius schon vor ein paar Wochen auf die Erde zurückgekehrt waren, hatte Sayelles enger Terminplan bislang gemeinsame Mahlzeiten verhindert. Laura fühlte sich unwohl.

Dem Bruder ging es offensichtlich genauso. Jedenfalls löffelte Lukas



das Dessert lustlos in sich hinein, obwohl es ebenso lecker war wie alles andere.

Bereits während der ersten beiden Gänge hatte sich Sayelle nach Kräften bemüht, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. Marius Leander hatte sich lebhaft an dem Gespräch beteiligt. Laura und Lukas dagegen waren wortkarg geblieben und hatten fast sämtliche Fragen der Stiefmutter nur einsilbig beantwortet.

Ganz anders als sonst hatte sich Sayelle dadurch nicht aus der Ruhe bringen lassen. Während sie früher die Kinder bei solchen Gelegenheiten stets gerügt oder gar rüde angefahren hatte, blieb sie diesmal völlig gelassen. Sie schien deren unverhohlene Ablehnung nicht einmal zu bemerken.

Warum nur?, grübelte Laura im Stillen. Was mag sie bloß mit diesem Spiel bezwecken?

Laura hatte den Nachtisch noch gar nicht aufgegessen, als die Stiefmutter sich vernehmlich räusperte und fast verlegen in die Runde sah. »Tja, ich weiß gar nicht, wie ich es sagen soll«, begann sie.

Laura zog die Augenbrauen hoch. Aha, dachte sie. Sie hat uns also eine Mitteilung zu machen. Ob sie uns vielleicht endlich verlassen und zu diesem Zeitungsheini ziehen will? Das Herz des Mädchens pochte freudig bei dem Gedanken.

Na, hoffentlich!

Laura konnte es gar nicht erwarten, die entsprechenden Worte aus Sayelles Mund zu hören.

Doch es kam ganz anders als erwartet. »Also gut«, fuhr die Stiefmutter fort, atmete tief durch und lächelte Marius an. »Wie sehr ich mich über deine Rückkehr freue, habe ich ja bereits mehrfach zum Ausdruck gebracht und muss es deshalb nicht noch einmal wiederholen.« Sie tätschelte die Hand ihres Mannes, bevor sie sich den Kindern zuwandte. »Aber genauso sehr freue ich mich, dass wir vier endlich wieder die Gelegenheit zu einem Familienleben haben, das diese Bezeichnung auch verdient.«

Was?

Laura glaubte sich verhöhrt zu haben. Seit wann war dieser hinterlisti-



gen Schlange denn an einem Familienleben gelegen? Als der Vater vor fast zwei Jahren vom einen auf den anderen Tag spurlos verschwunden war – erst sehr viel später hatte Laura herausgefunden, dass ihn die Krieger des Schwarzen Fürsten nach Aventerra verschleppt und in das Verlies der Dunklen Festung geworfen hatten –, da hatte Sayelle es doch kaum abwarten können, sich ihrem aufdringlichen Verehrer Maximilian Longolius an den Hals zu werfen! Nur dieser stinkreiche Medienfritze, der gleichzeitig ihr Boss war, hatte für sie noch gezählt. Lukas und sie dagegen waren ihr nur lästig gewesen – und jetzt fantasierte Sayelle sich etwas von einem »Familienleben« zusammen?

Lukas schienen ähnliche Gedanken zu bewegen. Jedenfalls warf er der Schwester einen Blick zu, als wolle er sagen: Haben sie der was in den Tee getan?

Wenn die Sache nicht so ernst gewesen wäre, hätte Laura lachen müssen. Aber so verkniff sie es sich lieber.

»Schau bitte nicht so böse, Laura!«, bat Sayelle. »Und du auch nicht, Lukas.« Wie ein verlegenes kleines Mädchen legte sie den Kopf schief. »Ich kann euch ja verstehen. Wie es aussieht, hat es zwischen uns... äh... in den letzten Monaten offensichtlich einige... äh... bedauernde Missverständnisse gegeben. Unglücklicherweise ist mir das jetzt erst richtig klar geworden.« Sie blickte die beiden um Verständnis heischend an. »Es tut mir leid.«

Laura war fassungslos. Das konnte doch nicht ihr Ernst sein! Dass Sayelle eine glänzende Schauspielerin war, die ihr besonderes Talent, ohne mit der Wimper zu zucken, zum eigenen Vorteil einsetzte, das hatte sie schließlich oft genug unter Beweis gestellt. Mit Sicherheit war das auch jetzt der Fall.

»Ähm.« Laura räusperte sich, um den Frosch loszuwerden, der sich in ihrer Kehle eingenistet hatte. »Ähm... ich glaube, dass »Missverständnisse« dafür nicht so ganz der passende Ausdruck ist.«

Sayelle verzog keine Miene und lächelte immer noch so starr und ausdauernd wie eine Barbiepuppe. »Sondern?«

Lukas warf seiner Schwester ermutigende Blicke zu.



»Ja, Laura?«, ließ sich nun ihr Vater hören. »Was wolltest du sagen?«

»Ähm...« Laura zögerte einen Moment, bevor sie sich endlich ein Herz fasste. »Ich finde, dass für das, was zwischen Sayelle und uns abgelaufen ist, während du auf A-« Abrupt brach sie ab. Bislang hatten sie gegenüber der Stiefmutter eisern geschwiegen und ihr kein Wort von dem großen Geheimnis erzählt, in das sie verstrickt waren. Kaum merklich blinzelte sie ihrem Vater zu: Hast du ihr verraten, wo wir waren?

Marius ergriff die Hand seiner Frau. »Sayelle hat größtes Verständnis, dass wir ihr nicht erzählen können, wo wir uns aufgehalten haben.« Er blickte sie an. »Nicht wahr?«

»Natürlich.« Die Stiefmutter lächelte Laura aufmunternd zu. »Ihr habt sicherlich eure Gründe dafür. Ich vertraue euch voll und ganz, denn was wäre eine Familie ohne gegenseitiges Vertrauen?«

Was?

Für einen Moment war Laura so perplex, dass ihr die Kinnlade herunterklappte. Das war ja ein vollkommen neuer Ton, den Sayelle da anschlug!

Dennoch war sie erleichtert. Der Vater hatte der Stiefmutter nichts erzählt – und das war gut so! Es ging Sayelle schließlich nichts an, was sich hinter den Kulissen von Ravenstein abspielte. So wusste die Stiefmutter nichts vom ewigen Kampf zwischen den Kriegerern des Lichts und den Dunklen Mächten, in den Marius und sie verstrickt waren. Gemeinsam mit anderen Wächtern und fantastischen Helfern fochten Laura und ihr Vater im Geheimen gegen die Vertreter des Bösen, die die Welt in den Abgrund stürzen wollten. Sayelle würde das ohnehin als Spinnerei abtun. Das war ja auch kein Wunder! Für sie als Journalistin zählten doch nichts als Fakten, Fakten, Fakten!

»Entschuldige, dass ich dich unterbrochen habe«, meinte der Vater nun. »Du wolltest noch etwas sagen, nicht wahr?«

»Also gut.« Laura nahm den Faden wieder auf. »Ich würde das nicht als ›Missverständnisse‹ bezeichnen, sondern vielmehr als...« – sie blickte ihren Bruder Hilfe suchend an – »... als grobe Vernachlässigung!«

Endlich war es heraus!



Der Vorwurf ließ Sayelle nicht unberührt. Ihre Augen wurden so groß wie ihre Puderdosen, und sie schnappte nach Luft wie ein Karpfen an Land. »Gu... Gu... Gute Güte, Laura«, stammelte sie, als sie sich wieder etwas gefangen hatte. »Findest du das nicht etwas... äh... übertrieben?«

»Kein bisschen!«

»Nun...« Die Stiefmutter lächelte verständnislos. »Es mag durchaus sein, dass ich nicht gerade viel Zeit für euch aufbringen konnte. Aber ihr wisst doch, wie das ist.« Sie hob die Hände in einer Geste des Bedauerns. »Mein Job ist äußerst anspruchsvoll. Er verlangt vollstes Engagement, und das rund um die Uhr. Zudem wusste ich euch im Internat ja bestens versorgt. Es hat euch doch an nichts gefehlt, oder? Außerdem haben wir alle gemeinsam Winterurlaub gemacht! Im Chalet von Max... äh... Herrn Longolius.«

»Darum geht es doch gar nicht«, brummte Lukas.

»Nein?« Sayelle tat noch immer erstaunt. »Worum denn dann?«

»Darum, dass du zusammen mit diesem Zeitungsheini alles unternommen hast, um Laura das Leben so schwer wie nur möglich zu machen!«

»Aber das stimmt doch gar nicht!«, erwiderte Sayelle empört. »Max hat sich rührend um mich gekümmert, nachdem euer Vater verschwunden ist, und wir –«

Lukas schnitt ihr das Wort ab. »Und warum hast du Anzeige gegen Professor Morgenstern erstattet? Warum hat Maximilian Longolius diesen Kevin auf Laura angesetzt? Seinen eigenen Sohn, den er der Öffentlichkeit verheimlicht, weil seine Mutter die schreckliche Syrin ist? Und warum habt ihr beide das Buch von Oma Lena aus Papas Bücherschrank geklaut und es vernichtet, nur damit ihm niemand auf die Schliche kommen kann? Und warum...« Der Junge war gar nicht mehr zu bremsen. Er zählte all das auf, was Laura und er an Verdachtsmomenten gegen Sayelle und Maximilian Longolius zusammengetragen hatten. »Meiner Meinung nach hat Laura sogar noch untertrieben«, schloss Lukas seine Ausführungen. »Du hast uns nicht nur vernachlässigt, sondern steckst auch noch mit Lauras Feinden unter einer Decke. Und dieser Longolius



ebenfalls! Deshalb habt ihr auch versucht, Laura – und damit auch Papa und mir – nach besten Kräften zu schaden. Was eindeutig beweist, dass dir überhaupt nichts an uns liegt. Das ist alles nur geheuchelt!«

Eine gespenstische Stille trat ein. Während Sayelle Tränen in die Augen schossen und sie sichtlich um Fassung rang, fuhr sich Marius durch die Haare und blickte seine Kinder ratlos an.

Laura und Lukas dagegen warfen sich einen trotzigem Blick zu. Genauso war es, bedeutete dieser, wir haben nicht die Spur übertrieben!

Geräuschvoll atmete Marius aus. »Nun...«, sagte er gedehnt. »Das sind schwerwiegende Vorwürfe, die ihr da erhebt. Sie sind hoffentlich nicht aus der Luft gegriffen – habt ihr dafür auch Beweise?«

»Ja«, begann Laura, »natürlich haben wir die.« Aber noch im gleichen Moment wurde ihr klar, dass sie kaum etwas vorweisen konnte. Es stimmte natürlich, dass die Stiefmutter Anzeige gegen Direktor Morgenstern erstattet hatte, als dieser das Verschwinden seiner Schülerin nicht der Polizei gemeldet hatte. Aber konnte man ihr das wirklich anlasten? Im Gegensatz zu Aurelius hatte Sayelle doch nicht wissen können, dass Laura nach Aventerra aufgebrochen war, und so hatte sie nur das getan, was jede andere besorgte Mutter auch gemacht hätte – sie hatte sich an die Polizei gewandt. Und natürlich gab es nicht den geringsten Beweis dafür, dass Maximilian Longolius Kevin tatsächlich auf Laura angesetzt hatte. Zumal dieser bei der Kripo ausgesagt hatte, von dem zwielichtigen Konrad Köpfer dazu gezwungen worden zu sein. Selbst dass es sich bei dem Jungen um den leiblichen Sohn des Medienmoguls handelte, war nur eine Vermutung. Und da Kevin auf Aventerra zurückgeblieben war, bestand auch keine Chance, das durch einen DNA-Test zu beweisen, zumal es für diesen keinerlei rechtliche Handhabe gegeben hätte.

Ähnlich verhielt es sich mit dem alten Buch: Gewiss war nur, dass es aus dem Arbeitszimmer des Vaters verschwunden war. Aber man würde Sayelle und Mister L. kaum nachweisen können, dass sie es gestohlen oder gar verbrannt hatten – auch wenn Lukas felsenfest davon überzeugt war. Das einzige Indiz, das er dafür hätte anführen können, war nämlich



derart fantastisch, dass jeder Polizist nur mit einem müden Lächeln abgewunken hätte.

Wie schon vermutet, stritt die Stiefmutter alles ab. Sayelle blieb dabei bemerkenswert ruhig – wie ein zu Unrecht Angeklagter, der felsenfest darauf vertraut, dass sich seine Unschuld am Ende des Prozesses zweifelsfrei erweisen wird. »Ich kann euch durchaus verstehen«, fügte sie noch hinzu. »Inzwischen ist mir natürlich klar geworden, dass aus eurer Sicht vieles ganz anders erscheinen muss, als es in Wirklichkeit war. Aus diesem Grund habe ich anfangs ja auch von Missverständnissen gesprochen, die es zwischen uns gegeben hat.« Sie lächelte milde. »Ich bin ganz sicher, dass sich diese im Laufe der Zeit von selbst erledigen werden.« Ihr Gesicht wurde ernst. »Was aber die Vorwürfe gegen Maximi... äh... gegen Herrn Longolius betrifft: Ich bin der Ansicht, dass man ihm Gelegenheit geben sollte, persönlich dazu Stellung zu nehmen. Das gebietet die Fairness, findet ihr nicht?«



Kapitel 3 Die Neue Schülerin



Is Marius Leander seinen betagten Volvo Kombi am nächsten Morgen durch die herbstliche Landschaft steuerte, um mit seinen Kindern zum Internat zu fahren, musste Laura wieder an die Diskussion mit der Stiefmutter denken. Während Lukas sich scheinbar teilnahmslos auf dem Beifahrersitz fläzte, saß Laura in sich gekehrt auf der Rückbank und hing ihren Gedanken nach. Warum machte ihre Stiefmutter keine Anstalten, ihren Mann zu verlassen? Was hatte Sayelle davon, auch weiterhin mit Marius, Lukas und Laura unter einem Dach zu wohnen? Schließlich war sie in ihrem Journalistenjob überaus erfolgreich, verdiente wesentlich mehr als Marius und war deshalb finanziell gar nicht auf diese Ehe angewiesen. Zumal Maximilian Longolius sie sicherlich mit offenen Armen empfangen hätte! Laura wusste, dass dieser Knilch schon seit langem hinter Sayelle her war. Warum also war ihrer Stiefmutter so sehr daran gelegen, dass ihr Bruder und sie sich wieder mit ihr vertragen? Liebte sie Marius tatsächlich immer noch, wie sie behauptete? Oder gaukelte sie ihnen das alles nur vor, um Laura und die anderen Wächter in Sicherheit zu wiegen, während sie in Wahrheit nur eine weitere Gemeinheit gegen sie ausheckte? Dies ergab allerdings nur dann einen Sinn, wenn Sayelle zu den Dunklen gehörte. Was bislang nicht bewiesen war.

Vielleicht tun wir ihr ja tatsächlich unrecht?, grübelte Laura. Mit Sicherheit haben Lukas und ich es ihr nicht gerade leicht gemacht. Wir hängen immer noch an unserer Mutter, auch wenn dieser schreckliche Unfall schon so lange her ist!



Acht Jahre – auf den Tag genau!

Wieder musste Laura an die Worte des Drachen Gurgulius denken: »Ich wünsche Euch aus ganzem Herzen, dass Ihr das Geheimnis, das Eure Mutter umweht, auch noch zu lösen vermögt.«

Aber was wollte er ihr damit zu verstehen geben?

Seit dem Tag ihrer Rückkehr hatte Laura immer wieder darüber nachgedacht, war allerdings zu keinem befriedigenden Ergebnis gekommen. Kein Wunder also, dass sie in einem Widerstreit der Gefühle lebte, der ihr zu scharfen machte. Dazu gehörte ihre Freude über das Wiedersehen mit den Freunden genauso wie die vielfältigen Probleme, die ihre lange Abwesenheit nach sich zog. Laura hatte die ersten Wochen des Schuljahres versäumt und musste den verpassten Stoff nachholen. Das bedeutete Lernen, Lernen und nochmals Lernen, sodass ihr kaum noch Freizeit blieb. Zum Glück hatte sie Unterstützung von Lukas und ihrer besten Freundin Kaja. Ebenso wie von ihrem Vater. Auch Professor Aurelius Morgenstern hielt seine schützende Hand über Laura, was ihr das Leben ungemein erleichterte. Der Direktor hatte nämlich verfügt, dass sie die verpassten Tests nicht sofort nachschreiben musste. So blieb Laura ausreichend Zeit, um den versäumten Lehrstoff der achten Klasse nachzuholen, und sie war zuversichtlich, dass ihr dies gelingen würde.

Laura hätte also rundum zufrieden sein können, wenn – ja, wenn sie ihre Mutter nicht schmerzlicher denn je vermisst hätte. Die rätselhaften Worte des Drachen hatten die längst verheilt geglaubte Wunde in ihrem Herzen erneut aufgerissen und gleichzeitig die Hoffnung in ihr geweckt, nach dem Vater vielleicht auch noch die Mutter zurückzugewinnen. Doch selbst wenn diese Hoffnung trügen sollte, war Laura fest entschlossen, sich Gewissheit über das Schicksal von Anna Leander zu verschaffen.

Als der Volvo durch ein Schlagloch schepperte, wurde das Mädchen kräftig durchgerüttelt. Laura hob den Kopf und blickte aus dem Fenster. Sie waren fast am Ziel. Direkt vor ihnen zeichneten sich bereits die Konturen von Burg Ravenstein gegen den morgendlichen Himmel ab. Laura betrachtete den zinnenbewehrten Ostturm und die anderen Gebäude des dreigeschossigen Gemäuers. Wie vertraut ihr das alles war. Wie viele



Abenteuer sie rund um das Lehrerwohnhaus, die Turnhalle und den weitläufigen Park, der das Internat umgab, bereits erlebt hatte. Mit Unbehagen dachte Laura an das Standbild des Grausamen Ritters. Den Blick auf die mit Efeu überrankten Mauern der Burg gerichtet, saß Reimar von Ravenstein wie eine Stein gewordene Drohung auf seinem Streitross.

Laura fröstelte, und im gleichen Augenblick stieg ein unheimlicher Gedanke aus der Tiefe ihres Bewusstseins auf, der immer klarere Gestalt annahm: Die neue Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, würde wahrscheinlich um vieles schwieriger werden als alle Prüfungen zuvor. Schlimmer noch – die Vermutung wurde zur Gewissheit, die sich wie ein dunkler Schatten auf Laura senkte: Wenn sie ihre Mutter jemals wiedersehen wollte, dann würde sie dem Tod ins Auge sehen müssen. Und es war keineswegs sicher, dass eine Dreizehnjährige diese Begegnung überleben konnte.

Der Schreck über diese entsetzliche Erkenntnis steckte Laura noch eine halbe Stunde später in den Knochen. Sie konnte auf dem Weg zu ihrem Klassenzimmer an nichts anderes denken und hörte Kaja gar nicht zu, die in einem Fort auf sie einplapperte. Sie verstand deshalb auch nicht, weshalb das Pummelchen mit den roten Korkenzieherlocken sie plötzlich anschubste und sich, die Arme in die fülligen Hüften gestemmt, mit vorwurfsvollem Blick vor ihr aufbaute.

»Oh, nö!«, beschwerte sich die Freundin. »Rede ich chinesisches – oder habe ich dir etwas getan, dass du mir nicht antwortest?«

»Ähm – was?« Als würde sie gerade aus einem Traum erwachen, schaute Laura sie verständnislos an. »Meinst du mich?«

Kaja rümpfte die Nase. »Natürlich – wen denn sonst?«

»Und?«

»Ich habe dich gefragt, was du ihm sagen wirst?«

Noch immer verstand Laura nichts als Bahnhof. »Sagen? Wem denn?«

»Wem wohl? Philipp Boddin natürlich! Mr. Cool!« Kaja deutete mit dem Kopf in Richtung Klassenzimmer.



Und tatsächlich: Einige Meter von der Tür entfernt lehnte der Junge, der wie immer eine Strickmütze trug, an der Wand. Er schien auf sie zu warten!

»Oh, Mann!«, stieß Laura aus.

»Genau!« Kaja grinste übers ganze Sommersprossengesicht. »Wie geht es denn weiter zwischen euch? Das will er bestimmt wissen!«

Oje!

Laura wusste das selbst nicht. Klar: Philipp sah gar nicht übel aus und war zudem ein lieber Kerl, auch wenn sie das anfangs ganz anders gesehen hatte. Inzwischen hatte sie jedoch festgestellt, dass Mr. Cool absolut in Ordnung war: Obwohl ihm die wahren Hintergründe unbekannt waren, hatte er geholfen, die Dunklen zu täuschen, damit Laura unbehelligt nach Aventerra gelangen konnte. Damals hatte sie sogar geglaubt, dass sich zwischen Philipp und ihr vielleicht mehr entwickeln könnte.

Aber jetzt?

Sie fand ihn zwar immer noch ganz... ähm... nett. Aber seit sie miterlebt hatte, wie Alarik, der Knappe des Weißen Ritters Paravain, sich für sie und die Sache des Lichts geopfert und sein Leben dafür gegeben hatte, damit sie ihre Aufgabe erfolgreich bestand, hatte sich alles geändert. Seitdem bedrückte Laura der Gedanke, dass sie Schuld trug am Tod des Knappen, zum Teil jedenfalls. Wenn Alarik nicht ihre Nähe gesucht und sie nicht unterstützt hätte, würde er bestimmt noch leben – eine schreckliche Vorstellung, die Laura einfach nicht losließ. Sie durfte deshalb nicht zulassen, dass sich so etwas noch einmal wiederholte. Das durfte sie niemandem antun. Weder Philipp noch sich selbst – und deshalb musste sie endlich Klartext mit ihm reden.

Laura nahm all ihren Mut zusammen und ging zu dem Jungen hinüber. »Hey!«

»Hey, Laura!«, erwiderte er und lächelte. Seine Augen schimmerten sanft. »Wie war dein Wochenende?«

Laura sah ihn nur mit ernster Miene an und atmete tief durch. »Es tut mir leid, Philipp«, sagte sie mit belegter Stimme. »Ich weiß, dass du dir mehr versprochen hast. Du weißt schon – dass wir beide vielleicht...?«



»Na ja.« Philipp nickte verlegen. »Ich dachte, dir geht es genauso?«

»Stimmt.« Lauras Lächeln misslang. »Zumindest war es so, damals.«

Der Junge sah sie fragend an.

»Ich... ähm... Ich weiß auch nicht, wie ich es dir erklären soll, aber es... ähm... es geht einfach nicht.«

Endlich war es heraus!

Die Farbe wich aus Mr. Cools Gesicht, und er senkte den Blick.

»Das hat wirklich nichts mit dir zu tun«, fügte Laura rasch hinzu und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das musst du mir glauben, Philipp!«

Noch immer antwortete der Junge nicht, dann hob er den Kopf und sah Laura beklommen an. In seinem Gesicht waren Schmerz und Enttäuschung zu erkennen.

»Ich... Ich würde mich freuen, wenn wir trotzdem Freunde bleiben könnten«, fuhr Laura fort. »Und es wäre toll, wenn du auch mir weiterhin helfen würdest, so wie du Lukas geholfen hast.« Sie trat noch dichter an ihn heran und schaute ihm fest in die Augen. »Ist das okay für dich?«

Philipp bemühte sich um ein Lächeln, das eine Spur zu gequält ausfiel. »Yo«, sagte er mit rauer Stimme. »Kein Problem, Laura. Es muss ja schließlich jemand aufpassen, dass du nicht noch mehr Blödsinn machst!«

Unruhig wanderte Borboron im Thronsaal der Dunklen Festung hin und her. Ein finsterer Ausdruck lag auf dem fahlen Gesicht unter den dichten schwarzen Haaren. Die roten Augen glimmten unruhig in den tiefen Höhlen. Die Schritte seiner schweren Stiefel hallten durch den riesigen Raum, der in Dämmerlicht getaucht war. Vor dem großen Kamin im Hintergrund, in dem wie immer ein mächtiges Holzfeuer prasselte, lag die schläfrige Meute seiner doppelköpfigen Hunde. Die Überreste der mit blutigen Fleischfetzen behafteten Knochen, an denen sich die schwarzen Biester satt gefressen hatten, waren zwischen ihnen auf den steinernen Fliesen verstreut.

Die Gestaltwandlerin Syrin, in ein eng anliegendes Kleid aus grüner



Schlangenhaut gekleidet, das die Konturen ihres Körpers betonte, saß auf den Stufen, die hinauf zum Thronessel des Schwarzen Fürsten führten. Sie behielt ihren Gebieter ständig im Blick, stets bereit, auf den geringsten Wink von ihm zu folgen.

Der Fhurhur hielt sich im Hintergrund. Auch das Männchen im scharlachroten Kapuzenumhang, das trotz seiner geringen Körpergröße der gefürchtetste und mächtigste Schwarzmagier von ganz Aventerra war, hatte seine gesamte Aufmerksamkeit auf Borboron gerichtet. Sein Gesicht war von Altersflecken übersät und hatte eine ungesunde gelbe Farbe. Mit bangem Blick beobachtete er seinen Herrn, als fürchte er, dass dieser jeden Moment einen Wutausbruch bekäme.

Vor dem großen Tisch in der Nähe des Kamins blieb der Tyrann stehen. Plötzlich donnerte seine Faust mit solcher Wucht auf die hölzerne Tischplatte, dass Syrin erschrocken zusammenzuckte. »Verflucht!«, empörte sich der Schwarze Fürst mit kehliger Stimme. »Ich kann immer noch nicht fassen, wie es diesem Bastard vom Menschenstern gelingen konnte, uns mitsamt dem Vater zu entwischen!«

Die Gestaltwandlerin sprang rasch auf und eilte zu ihrem Gebieter. »Das war ärgerlich, fürwahr«, versuchte sie ihn zu beschwichtigen. »Aber das Balg wird uns nie wieder übertölpeln, das verspreche ich Euch!«

Die finsternen Blicke, mit denen der Schwarze Fürst sie bedachte, zeigten, dass er ihr nicht glaubte.

»Und zu Eurer Beruhigung«, fuhr Syrin fort. »Wir haben längst dafür Sorge getragen, dass diese Laura dafür bezahlen wird.«

»Ha!« Ein freudloses Lachen drang aus der Kehle des Mannes. Die Mundwinkel waren verächtlich nach unten gezogen. »Ich möchte nicht wissen, wie oft du mir das schon versichert hast.«

»Aber diesmal gelingt es ganz bestimmt, Herr!«, versicherte die Gestaltwandlerin eilig. »Diesmal wird Laura sich Eurem Zorn nicht entziehen können. Ich gebe Euch mein Wort darauf, weil ich nicht den geringsten Anlass habe, daran zu zweifeln – wenn Ihr versteht, was ich meine?«

»Ja, ja, schon gut.« Der Schwarze Fürst machte eine unwirsche Geste



und trat vor den Fhurhur hin. »Was ist mit dem übrigen Wächterpack? Hast du unseren Verbündeten auf dem Menschenstern aufgetragen, die schicksalhafte Stunde, die uns schon bald bevorsteht, nicht ungenutzt verstreichen zu lassen?«

»Aber natürlich, Herr«, krächzte das Männlein und verbeugte sich tief. »Sie haben ihre Anweisungen längst erhalten.«

»Gut, sehr gut!« Borboron nickte zufrieden. Dann eilte er auf seinen Thron zu, sprang die Stufen hoch und ließ sich auf dem Sitz nieder, der mit schwarzem Tierfell gepolstert war. Er stützte sich auf die aus Elfenbein gefertigte Lehne und starrte für einige Momente mit rot glühenden Augen vor sich hin, bevor er den Schwarzmagier zu sich heranwinkte. »Was diese Prophezeiung betrifft: Bist du wirklich sicher, dass sie uns Schlachtenglück verheißt?«

»Daran hege ich nicht den geringsten Zweifel, Herr.« Erneut verbeugte sich der Fhurhur.

»Was du nicht sagst«, spottete die Gestaltwandlerin, die sich ebenfalls zum Thron begeben hatte. »Das Gleiche hast du beim letzten Mal doch auch behauptet, oder?«

»Sei still, Weib!«, zischte das Männlein. »Sonst werde ich dir das Maul stopfen.«

»Ruhe jetzt, verflucht!«, befahl Borboron mit donnernder Stimme. »Wie sollen wir unsere Feinde besiegen, wenn wir uns untereinander nicht einig sind?«

Die Gestaltwandlerin schwieg. Ihr Lächeln jedoch verriet, wie sehr sie es genoss, dass die Zurechtweisung nicht nur ihr selbst, sondern auch ihrem Intimfeind gegolten hatte!

Der Fhurhur wandte sich wieder an den Tyrannen. »Beim letzten Mal haben wir einen entscheidenden Fehler begangen, mein Gebieter. Wir haben uns allzu sehr darauf verlassen, dass uns allein die Gunst des Schicksals zum Triumph verhelfen wird.«

Borboron kniff die buschigen Brauen zusammen. »Und warum sollte es diesmal einfacher sein, den Sieg zu erringen? Vergesst nicht: Elysion und seine Knechte sind stärker denn je! Sie haben nicht nur den Kelch



der Erleuchtung zurückerobert, sondern sind zudem wieder im Besitz von Hellenglanz, dem Schwert des Lichts, auf dessen unbändige Kräfte sie über Jahrhunderte hinweg verzichten mussten. Weshalb sollte es uns also ausgerechnet diesmal gelingen, sie zu besiegen?»

»Ganz einfach, Herr.« Der Fhurhur verzog die Lippen zu einem schmalen Lächeln. »Weil wir die Sache diesmal geschickter angehen werden. Weil wir uns besser vorbereiten werden –«

»– und weil wir versuchen sollten«, fiel die Gestaltwandlerin ihm ins Wort, »eine neue Verbündete zu gewinnen! Eine Helferin, die so mächtig ist, dass selbst Ihr nicht gegen sie bestehen könnt!« Sie warf dem Fhurhur einen abschätzigen Blick zu. »Das jedenfalls ist mein Vorschlag.«

Während das Männchen verächtlich abwinkte, funkelten die roten Glutaugen des Schwarzen Fürsten zornig. »Was redest du da? Wer sollte das denn sein?«

Syrin hielt seinem stechenden Blick stand. »Rygani«, sagte sie ganz ruhig.

»Was?« Borboron fuhr in seinem Sessel hoch und erblasste. »Du meinst... die Feuerschlange?«

»Genauso ist es, Herr.« Die Gestaltwandlerin hatte Mühe, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken. »Ich meine die Feuerschlange!«

In der letzten Stunde gab es Mathematik – ausgerechnet! Der Unterricht war wie immer eine einzige Qual. Rebekka Taxus trietzte die 8b nach allen Regeln der Kunst. Die Lehrerin verschonte an diesem Tag nicht einmal ihren Lieblingsschüler Pickel-Paule, den allgemein verhassten Oberstreber und Superschleimer. Gleich zu Beginn der Stunde ließ Pinky ihre schlechte Laune an der Klasse aus. Zur allgemeinen Verwunderung wollte sie nämlich die Hausaufgaben sehen. Als die Schüler ihr daraufhin erklärten, dass sie in der vorherigen Stunde überhaupt keine aufgegeben hatte, behauptete Pinky steif und fest das Gegenteil und verdonnerte die gesamte Klasse kurzerhand zu einer Strafarbeit, die sich gewaschen hatte. Die stürmischen Proteste wischte sie kühl beiseite, und



selbst Pickel-Paule, der sich ausnahmsweise auf die Seite seiner Klassenkameraden schlug und deren Aussage bestätigte, vermochte sie nicht umzustimmen. Nicht einmal Mr. Cool, den die 8b zu Beginn des Schuljahres zum neuen Klassensprecher gewählt hatte, hatte gegen die Lehrerin eine Chance. Als er sich für die Klasse einsetzen wollte, entzog Pinky ihm rüde das Wort und drohte ihm mit einem Verweis.

»Oh, nö.« Empört sah Kaja Laura an. »Langsam rastet die völlig aus.«

»Stimmt«, flüsterte Magda aus der Reihe dahinter. »Die hat wohl ihre Ta-«

Aber da fuhr Pinky auch schon vom Pult aus dazwischen. »Wollt ihr wohl still sein, da hinten!«, herrschte sie die Mädchen an. »Ein Wort noch – und es gibt einen Eintrag ins Klassenbuch!«

In der gleichen Art ging es weiter. Die Lehrerin quälte ihre Schüler mit Aufgaben, die sie noch gar nicht durchgenommen hatten. Wenn die Kinder diese dann verständlicherweise nicht richtig lösten, überschüttete sie diese mit Hohn und Spott. Selbst wenn eine Lösung ausnahmsweise korrekt war, fand sie noch ein Haar in der Suppe und mäkelte daran herum.

Pinky Taxus war an diesem Tag einfach unerträglich zynisch und ungerecht.

Zu allen Schülern. Es gab nur eine einzige Ausnahme – und das war Laura Leander.

Komisch, dachte das Mädchen. Warum lässt sie ausgerechnet mich in Ruhe?

Da stimmt doch was nicht!

Obwohl Laura mehrmals versuchte, sich in die Gedanken der Lehrerin einzuklinken, um den Grund für deren Verhalten herauszufinden, gelang ihr das nicht. Pinky Taxus lächelte ihr jedes Mal nur mit aufgesetzter Freundlichkeit zu und ließ sich nicht im Geringsten anmerken, ob sie etwas von Lauras wiederholten Versuchen, ihre Gedanken zu lesen, bemerkt hatte.

Was die Sache nur noch verdächtiger machte!

Obwohl Laura an diesem Tage also die Einzige war, die nicht unter



Pinkys Launen zu leiden hatte, war auch sie heilfroh, als die Unterrichtsstunde sich schließlich dem Ende näherte. Kurz bevor die Klingel ertönte, klopfte jedoch noch jemand an die Tür, und zur Überraschung aller betrat Direktor Morgenstern das Klassenzimmer.

Aurelius war nicht allein. In seiner Begleitung befand sich ein Mädchen.

»Was soll das denn werden, zum Geier?«, maulte Magda Schneider verwundert, als der Professor die Hand hob und um Aufmerksamkeit bat.

»Entschuldigt bitte die Störung«, sagte er, »aber ich möchte euch gerne eine neue Mitschülerin vorstellen. Das hier« – damit deutete er auf das schlanke Mädchen an seiner Seite, das die Klasse leicht verlegen anlächelte – »ist Saskia Burwieck. Sie kommt aus Hamburg und wird ab sofort unserer Internat besuchen. Ich hoffe, dass ihr euch darüber genauso freut wie ich.«

Die Gesichter der Schülerinnen und Schüler ließen nicht erkennen, ob dies der Fall war. Ronnie Riedel jedenfalls zog eine Grimasse und musterte das Mädchen geringschätzig von oben bis unten. Max Stinkerfurz, sein übergewichtiger Banknachbar, grinste wie ein Pfannkuchen auf Brautschau, bevor er sich zu Ronnie neigte und ihm ein paar Worte ins Ohr flüsterte, die offensichtlich witzig gemeint waren. Jedenfalls ließ Max sein allseits gefürchtetes Eselswiehern hören. Ronnie dagegen zog nur gelangweilt die Brauen hoch.

Der Direktor tat so, als habe er das unhöfliche Benehmen der Schüler gar nicht bemerkt. »Ich möchte euch bitten, Saskia die schwierige Zeit der Eingewöhnung so leicht wie möglich zu machen, damit sie sich bei uns in Ravenstein schon bald genauso wohl fühlt wie ihr. Und dir« – er schenkte dem Mädchen erneut einen aufmunternden Blick – »wünsche ich alles Gute, viel Spaß und natürlich auch viel Erfolg. Und wenn du einmal ein Problem haben solltest, dann weißt du ja, wo du mich findest.« Damit verabschiedete er sich und verließ das Klassenzimmer.

Pinky Taxus reichte der neuen Schülerin zur Begrüßung die Hand. »Herzlich willkommen, Ssaskia«, säuselte sie betont freundlich, konnte



sich ein spöttisches Lächeln aber nicht ganz verkneifen. »Ich hoffe ssehr, dass mehr in dir ssteckt als in diessen Hohlköpfen hier. Wass allerdings stark zu vermuten ssein dürfte, wenn du mich fragst. Und jetzt such dir bitte einen Platzs«, sagte sie, nur um mit schadenfrohem Grinsen hinzuzufügen: »Du hast die freie Auswahl. Ssind ja genügend da!«

Das Mädchen warf der Lehrerin einen versteckten Blick zu, in dem unverhohlene Abneigung zu lesen war. Saskia konnte die Taxus offenbar ebenso wenig leiden wie die anderen Schüler. Sie schaute sich suchend um und ging auf einen unbesetzten Tisch in der letzten Reihe zu.

In diesem Augenblick ertönte die Schulglocke.

Unterrichtsschluss!

Der größte Teil der Klasse sprang sofort auf und drängte, ungeachtet der wütenden Ordnungsrufe von Pinky, wie eine wild gewordene Schafherde auf die Ausgangstür zu.

Saskia Burwieck dagegen stand etwas verloren da.

Kaja stieß Laura an. »Was meinst du? Sollen wir uns ein bisschen um sie kümmern?«

»Tut mir leid!«, entgegnete Laura hastig, während sie ihre Sachen zusammenpackte. »Aber dafür hab ich heute keine Zeit!«

Unruhig strich sich Borboron über das kantige Kinn. »In der Tat verfügt die Feuerschlange über große Macht«, brummte er nachdenklich. »Aber warum sollte sie sich auf unsere Seite schlagen?«

Syrin beugte sich dicht zu ihm. »Rygani ist uns schon seit Anbeginn der Zeiten zugeneigt, vergesst das nicht.«

»Ja, schon...«

»Und seit ElySION, dieser Hund des Lichts, dafür gesorgt hat, dass sie in das finstere Reich der Schatten verbannt wurde, um Taranos in der Unterwelt Gesellschaft zu leisten, empfindet sie unbändigen Hass gegen ihn. Die Feuerschlange sinnt seitdem auf Rache und wartet nur darauf, ihm diese Schmach eines Tages heimzahlen zu können.«

»Auch das ist mir bekannt, Weib!«, entgegnete der Schwarze Fürst ungeduldig. »Aber du vergisst, dass Rygani sich nur für kurze Zeit auf



Aventerra aufhalten darf. Nur für die Dauer eines einzigen Mondes. Die restlichen zwölf Monde muss sie bei Taranos verbringen. Wie sollte sie uns da helfen können?»

»Nun.« Syrin lächelte still in sich hinein, als sie die gespannten Blicke ihres Gebieters gewahrte.

Selbst der Fhurhur vermochte seine Neugier nicht zu verbergen und trat näher.

Die Gestaltwandlerin wandte dem Männchen den Rücken zu und näherte ihren Mund dem Ohr des Schwarzen Fürsten. »Ihr wisst doch, was es mit den Schattenkriegern auf sich hat?« wisperte sie.

»Natürlich«, brummte Borboron mit finsterner Miene. »Warum fragst du?«

»Weil...« Syrin lächelte listig und flüsterte ihrem Gebieter den Plan, den sie sich zurechtgelegt hatte, ins Ohr.

Die finstere Miene des Tyrannen erhellte sich mit jedem Wort mehr. Als die Frau schließlich geendet hatte, strahlte er sie an. »Das hätte ich dir gar nicht zugetraut«, lobte er die eifrige Dienerin. »Das ist wirklich ein ausgezeichnete Plan! Wenn er gelingt, sind die Tage unserer Gegner gezählt. ElySION und seine Knechte werden uns nichts entgegensetzen können.« Er erhob sich, und die Vorfreude auf den Triumph ließ seine roten Augen hell aufglühen. »Wir werden über sie hinwegfegen wie ein entfesselter Sturm über das Land. Unsere Schwerter werden in Blut baden und Tod und Verderben über sie bringen. Hellunyat wird dem Erdboden gleichgemacht – und endlich wird die Stunde kommen, in der wir dem Ewigen Nichts zur Herrschaft verhelfen!«



Kapitel 4 Ein folgeschwerer Unfall



ie blonde Frau hinter dem Steuer schien es eilig zu haben. Sie starrte angestrengt auf die Landstraße, die wie eine endlose dunkle Schlange vor ihr lag, während sich ihre Finger um das Lenkrad krampften, und trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Die Fahrbahn war nicht besonders breit und wand sich in engen Kurven und Kehren neben einer schmalen Wiese entlang. Links von der Straße kroch dichter Laubwald einen leicht ansteigenden Hügel empor. Die Baumwipfel hatte der Herbst bereits bunt gefärbt. Den rechten Straßenrand säumten vereinzelt Eichen, Buchen und Birken sowie dicht belaubte Sträucher, die hier und da von stacheligem Brombeergestrüpp überrannt waren: Weide, Haselnuss und Holunder.

Noch bis vor kurzem musste es hier geregnet haben, denn der Asphalt war schwarz vor Nässe. Der schlüpfrige Belag gleißte im Licht der tief stehenden Sonne des späten Nachmittags. Die Laubschatten der Bäume und Büsche, die wie eine Horde düsterer Truggestalten über die Straße dahinfliegen, erschwerten die Sicht zusätzlich.

Die Frau allerdings schien das nicht zu stören. Mit unverminderter Geschwindigkeit raste sie auf die nächste Kurve zu, bremste erst dicht davor ab, um dann, kaum dass sie die Kehre mit quietschenden Reifen gemeistert hatte, erneut stark zu beschleunigen. Rasch nahm sie ihr quietschgelbes Handy aus ihrer Tasche im Fußraum, drückte die Wahlwiederholungstaste, hob es erwartungsvoll ans Ohr, nur um Momente später enttäuscht aufzustöhnen. »Marius, verdammt noch mal! Warum meldest du dich nicht?«



Das Mädchen auf dem Beifahrersitz – es war ebenfalls blond und mochte vielleicht fünf oder sechs Jahre alt sein – warf seiner Mutter einen verwunderten Blick zu.

Die Frau bemerkte das gar nicht. Ihre Finger trommelten unruhig auf das Lenkrad, während sie den rechten Fuß auf das Gaspedal presste. »Jetzt mach schon!«, stöhnte sie, als könnte sie den betagten Motor dadurch zu größerer Leistung anspornen.

Das Mädchen zog kurz die Brauen hoch, bevor es sich abwandte und die Nase gegen die Seitenscheibe drückte. Gelangweilt starrte es auf das silbrige Band des Baches, der munter durch das Tal dahinfließ und ebenso viele Schleifen hatte wie die Straße, die ihn über weite Strecken begleitete.

Nachdem der rote VW Käfer um die nächste Kurve geschlittert war – wieder quietschten die Reifen wie aus Protest über das irrwitzige Tempo gequält auf! –, öffnete sich das Tal zu einem weitläufigen, beinahe kreisrunden Kessel, der fast vollständig von einem See bedeckt war – dem Nebensee. Das jenseitige Ufer war flach und von einem breiten Schilfgürtel gesäumt, während das diesseitige dicht an der Straße steil abfiel.

Das Mädchen blinzelte und starrte wortlos auf die spiegelglatte Wasserfläche, die sich gut drei Meter unterhalb des Autos erstreckte. Sie glitzerte im Licht der überraschend milden Oktobersonne. Goldene Lichtreflexe tanzten darauf, als hätten sich gleich mehrere Elfenvölker zu einem spätnachmittäglichen Ringelreihen verabredet. Die Kleine verzog den Mund zu einem kaum merklichen Lächeln, bis sie eine Veränderung auf der Wasserfläche bemerkte. Ihre Augen wurden groß vor Verwunderung, und sie gab einen erschrockenen Laut von sich.

Anna Leander blickte hektisch zur Seite. »Was ist denn los, Laura? Was hast du denn?«

»Guck mal, Mama!«, sagte das Mädchen aufgeregt und deutete mit dem Zeigefinger auf das Wasser. »Da, mitten im See.«

Anna Leander spähte schnell zur Seite – die nächste Kurve war noch ein gutes Stück entfernt – auf das gleißende Gewässer. Doch da war nichts außer einem verwirrenden Geflimmer von Sonnenreflexen zu



erkennen. Nach einem erneuten Blick auf die Straße schaute sie die Tochter verwundert an. »Tut mir leid, Laura, aber ich habe keine Ahnung, was du meinst. Ich sehe nichts!«

Laura Leanders Augen suchten hektisch die glitzernde Wasserfläche ab. »Ähm«, sagte sie dann und räusperte sich, bevor sie leise vor sich hin murmelte: »Komisch – ich hab das doch deutlich gesehen.«

»Ja, was denn?« Die Mutter klang genervt. »Jetzt sag schon, was da gewesen sein soll!«

»Ähm... Da war...«, begann das Mädchen zögernd – und besann sich dann doch anders. »Nichts... Ähm... Wahrscheinlich hab ich mich getäuscht.«

»Mensch, Laura!« Anna Leander verdrehte die Augen. »Manchmal kannst du einem schon den letzten Nerv –«

In diesem Moment sah sie die Hunde.

Zwei Riesenviecher, pechschwarz wie die Nacht, standen mit einem Male mitten auf der Fahrbahn.

»Neeinnn!«, schrie Anna Leander auf, während sie vom Gas ging und mit aller Gewalt auf die Bremse trat. Doch es tat sich nichts. Der rote Käfer schoss mit unverminderter Geschwindigkeit auf die beiden Doggen zu, die regungslos an Ort und Stelle verharren und das Auto unverwandt anstarrten. Anna glaubte abgrundtiefen Hass in ihren Augen zu erkennen, die sie wie glühende Kohlen anfunkteten.

Da erst sah auch Laura die Hunde – und schon auf den ersten Blick erkannte sie, dass es sich um die gleichen Biester handelte, die sie vor einem Jahr attackiert hatten. Weshalb die schwarzen Ungeheuer nach nur einem Biss von ihr abgelassen und wie von Furien gehetzt Reißaus genommen hatten, konnte sie sich immer noch nicht erklären. Es war ihr wie ein Wunder erschienen, auch wenn die Bisswunde so schlimm war, dass sie im Krankenhaus genäht werden musste.

Und diese schrecklichen Hunde, die noch Wochen nach dem Vorfall in ihren Alpträumen aufgetaucht waren, befanden sich nun höchstens zwanzig Meter vom Auto entfernt!

Noch fünfzehn!



Zehn!

»Halt dich fest, Laura!«, schrie Anna Leander, während sie das Lenkrad reflexartig nach rechts riss, um die Kollision mit den Monstern zu vermeiden.

Durch die plötzliche Richtungsänderung wurde Lauras schwächlicher Körper wie von einer Riesenfaust in den Gurt gepresst. Das Heck des Wagens brach aus, und das Auto geriet ins Schleudern. Verzweifelt versuchte Anna gegenzulenken und das Gefährt auf der Fahrbahn zu halten, doch es half alles nichts: Sie verlor die Kontrolle über den Wagen, der nun im wilden Zickzack über den unbefestigten Seitenstreifen schlingerte, nur um Haaresbreite am Stamm einer wuchtigen Eiche vorbeischrämte, einen Weidenbusch streifte und dann direkt auf das Steilufer zuraste. Für einen Moment sah es so aus, als würde das Fahrzeug umkippen, wurde dann jedoch in die Luft katapultiert. Gleich einem überdimensionalen Marienkäfer segelte es mehrere Meter weit, bevor es mit einem lauten Aufklatschen im Wasser landete. Obwohl die Ereignisse wie in Zeitlupe vor Lauras Augen abzulaufen schienen, war alles so schnell gegangen, dass sie keine Zeit gehabt hatte zu schreien. Überraschenderweise verspürte sie nicht den geringsten Schmerz. Sie hatte den Unfall offensichtlich heil überstanden.

Ihre Mutter dagegen wirkte benommen. Die Hände immer noch um das Lenkrad gekrampft, saß sie reglos wie eine Puppe auf dem Fahrersitz und starrte mit weit aufgerissenen Augen durch die Windschutzscheibe aufs Wasser, durch das der Wagen, noch immer angetrieben von der Wucht des mächtigen Satzes, dahinglitt. Der See musste an dieser Stelle, rund zwanzig Meter vom Ufer entfernt, schon recht tief sein, und das Auto begann rasch zu sinken. Bald reichte das Wasser bis zum Radkasten des Käfers und drang mit aller Macht durch die Ritzen der Autotüren. Der Innenraum füllte sich so rasch, dass das Wasser dem Mädchen schon nach wenigen Augenblicken bis zur Mitte der Waden reichte. Laura warf einen Hilfe suchenden Blick zu ihrer Mutter und rüttelte sie. »Mama?«, rief sie voller Angst.

Da erst kam wieder Leben in Anna Leander. Zum Glück schien auch



sie unverletzt zu sein. Jedenfalls konnte Laura keine Wunden entdecken.

»Raus hier! Schnell!«, herrschte Anna die Tochter an, während sie sich zur Seite beugte und Lauras Sicherheitsgurt öffnete. In größter Hast – das Wasser ging ihr bereits bis zur Taille! – kurbelte sie das Fenster der Beifahrertür herunter. Während sich eine Sturzflut gurgelnd ins Wageninnere ergoss, packte Anna Leander das Mädchen unter den Armen – und dann...

»Und dann?«, wiederholte Lukas ungeduldig. »Jetzt sag schon, Laura – was ist dann passiert?«

Wie benommen starrte seine Schwester vor sich hin. Laura war noch immer so sehr in die Erinnerung an den schrecklichen Unfall versunken, dass sie die Stimme des Bruders nur wie durch einen dichten Nebel wahrnahm.

»Jetzt lass sie doch, Lukas«, meldete sich Marius Leander zu Wort, »hör auf sie zu quälen! Der Unfall war schrecklich genug. Wir alle haben sehr darunter gelitten und möchten nicht gern daran erinnert werden.«

»Ja, verstehe«, antwortete der Junge schnell. »Aber die Frage scheint Laura nun mal zu beschäftigen. Sie hat doch von sich aus angefangen, über den Tag zu reden, an dem Mama –« Er brach ab und starrte beklommen auf das Grab, vor dem sie standen.

Da erst wurde Laura wieder bewusst, wo sie sich befand: auf dem Friedhof.

Am Grab ihrer Mutter.

Ein rascher Blick auf den schlichten Gedenkstein zeigte ihr, was sie ohnehin schon wusste: Heute jährte sich der Tag, an dem Anna Leander ums Leben gekommen war, zum achten Mal. Aus diesem Grund waren die Geschwister gleich nach dem Unterricht mit ihrem Vater zum Friedhof von Hohenstadt gefahren, um die Grabstelle mit einem frischen Blumenstrauß zu schmücken. Die orangeroten Gerbera, Annas Lieblingsblumen, harmonierten perfekt mit den Blüten der Herbstastern, die, eingerahmt von kleinen Buchsbäumen, Erika und Efeu, die Grabpflanzung bildeten. Als freute sich die Mutter über das Blumengebinde, kam just in dem Moment, als Laura es niederlegte, die Oktobersonne



hinter den Wolken hervor und tauchte den gesamten Friedhof in samtige Goldfarben. Auch die weit ausladenden Bäume und die Zypressen- und Wacholdersträucher, die die Wege und Pfade säumten, schimmerten in ihrem Glanz.

Laura spürte die warmen Strahlen auf der Haut. Sie kitzelten sie im Gesicht, und sie musste die Augen zusammenkneifen, um nicht geblendet zu werden. Ein lauer Wind spielte mit den blonden Haaren, die ihr bis auf die Schultern reichten. Lukas hat ja Recht, schoss es dem Mädchen durch den Kopf. Ich musste einfach darüber reden, weil ich...

Laura runzelte die Stirn und sah hoch zu ihrem Vater, der neben ihr am Grab stand. Marius schien Anna noch immer genauso zu vermissen wie seine Kinder. Sein Gesicht jedenfalls wirkte ernst und traurig.

»Ist schon okay, Papa«, sagte sie rasch. »Es stimmt ja, was Lukas sagt. Ich muss in letzter Zeit dauernd an diesen Unfall denken. Und je länger ich darüber nachgrübele, desto merkwürdiger erscheint er mir. Ich bin mir fast sicher, dass damals nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist.«

Verwundert wandte der Vater sich ihr zu. »Wie meinst du das?«

»Na ja.« Laura wiegte unschlüssig den Kopf. »Diese Hundemonster zum Beispiel – es war doch bestimmt kein Zufall, dass sie plötzlich mitten auf der Straße standen!«

»Natürlich nicht.« Der Vater seufzte. »Wir haben damals doch alle vermutet, dass die Dunklen das eingefädelt haben. Offensichtlich hatten sie es auf dich abgesehen.«

»Das ist doch logosibel!«, mischte Lukas sich ein. »Logosibel« war eines seiner selbst erfundenen Lieblingsworte. »Dr. Schwartz und seinesgleichen wussten schließlich, dass du im Zeichen der Dreizehn geboren bist und deshalb zu einer großen Gefahr für sie werden könntest. Da haben sie sich halt gedacht, je früher wir dieses Mistgör-« – er brach ab und grinste die Schwester verlegen an –, »entschuldige, aber ich versuche mich nur in ihre Gedankenwelt zu versetzen!«

»Ja, natürlich«, brummte Laura, obwohl sie den Verdacht hatte, Lukas habe diesen Ausdruck durchaus mit klammheimlicher Freude benutzt.



»Je früher wir dieses Mistgör aus dem Weg räumen, haben sie also gedacht«, fuhr der Bruder ungerührt fort, »umso besser für uns.«

Marius Leander nickte nachdenklich. »Mit Sicherheit ist das so gewesen«, pflichtete er seinem Sohn bei. »Das Problem ist nur, dass es bis heute nicht den geringsten Beweis dafür gibt. Es waren damals doch keine Zeugen vor Ort.«

»Aber«, widersprach Laura zögernd, »hast du nicht erzählt, dass jemand die Polizei alarmiert hat?«

»Stimmt. Der Stimme nach muss es ein Mädchen oder eine junge Frau gewesen sein. Leider hat sie ihren Namen nicht genannt und sich auch später trotz mehrerer Aufrufe nicht mehr gemeldet. Und offenbar hat sonst niemand beobachtet, was damals wirklich geschah – außer dir natürlich, Laura. Als du im Krankenhaus wieder zu dir kamst, warst du allerdings noch immer völlig durcheinander und konntest dich kaum mehr erinnern.«

»Ich weiß. Die Erinnerung an das, was nach dem Aufprall im Wasser passiert ist, fehlt mir fast vollständig. Ich weiß eigentlich nur noch, dass ich irgendwie aus dem Auto rausgekommen bin und dann verzweifelt versucht habe, das Ufer zu erreichen. Richtig schwimmen konnte ich damals mit meinen fünf Jahren ja noch nicht.« Plötzlich spürte Laura einen Kloß im Hals, und sie schluckte. »Als ich zurückgeblickt habe, ist der Wagen gerade unterge-« Eine Träne stahl sich aus ihrem Augenwinkel und kullerte über die linke Wange. »Aber was danach geschehen ist...« Hilflos hob sie die Schultern. »Keine Ahnung, tut mir leid.«

Marius sah seine Tochter mitleidig an, bevor er ihr wortlos mit der Hand übers Haar strich, den Arm um ihre Schulter legte und sie an sich zog. »Das ist doch verständlich«, sagte er dann. »Du hast einen Schock erlitten. Deshalb macht es auch keinen Sinn, dass du dir jetzt den Kopf zermarterst und dich von Neuem damit quälst.«

»Aber, Papa!« Laura wich einen Schritt zurück und blickte den Vater vorwurfsvoll an. »Erinnerst du dich nicht mehr, was dieser Drache zu uns gesagt hat? Gurgulius der Allesverschlinger oder Silberschwinge, wie sein richtiger Name lautet?« Sie fühlte, wie sich ihr Puls beschleunigte und ihr



das Blut in die Wangen schoss. »Hast du schon vergessen, mit welchen Worten er sich auf Aventerra von mir verabschiedet hat?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Marius leise. »Kurz davor habe ich geglaubt, unser Ende sei gekommen.«

»Ja, schon.« Laura machte eine unwirsche Geste, als sei es ihr unangenehm, an ihre Heldentat erinnert zu werden. »Und?«

Marius wusste nicht, worauf seine Tochter anspielte. »Was – und?«

»Silberschwinge hat das bestimmt nicht ohne Grund gesagt.« Lauras Wangen glühten vor Aufregung. »Er hat den Dunklen doch lange Zeit gedient und war an vielen ihrer üblen Machenschaften beteiligt.«

Der Vater presste die Lippen zusammen. »Und was schließt du daraus?«

»Vielleicht wollte er damit andeuten, dass Mama bei dem Unfall nicht umgekommen ist –«

»Was?« Marius verzog das Gesicht, als würde er am Verstand seiner Tochter zweifeln.

»– sondern immer noch lebt!«

»Nein, dass glaub ich jetzt nicht!« Mit ungläubiger Miene machte Pinky Taxus einen Schritt auf Dr. Schwartz zu und starrte ihn mit fiebrig glänzenden Augen an. »Isst dass auch wirklich wahr, Quintuss?«, lispelte sie aufgeregt.

»Wenn ich es dir doch sage!« Auf dem markanten Gesicht des Dunklen spiegelte sich der große Triumph, den er empfand. »Ich komme geradewegs von unserem Großmeister, wo ich Borborons Boten mit eigenen Augen gesehen habe!«

»Unfassbar! Einfach unfassbar!« Die Frau mit den karminroten Haaren, die zu Rastazöpfen geflochten und kunstvoll um ihr Haupt geschlungen waren, lächelte böse. Als sie in ihren Stiletos ans Fenster stöckelte, hallten ihre Tritte durch das Lehrerzimmer von Ravenstein, in dem der Konrektor und die Mathelehrerin am späten Nachmittag ungestört waren. Kein anderer Kollege hielt sich dort auf. Die Taxus schob den Vorhang zur Seite und schaute hinunter in den Innenhof, wo nur die einsame Gestalt des Hausmeisters zu sehen war.



Attila Morduk hielt einen altertümlichen Reisigbesen in den Pranken und fegte damit das Kopfsteinpflaster im Innenhof der Burg. Der spitze Giebelschatten des westlichen Quergebäudes zeichnete sich wie eine düstere Drohung auf dem Boden vor ihm ab. Fast hatte es den Anschein, als wolle er den einzigen noch lebenden Zwergriesen durchbohren. Die letzten Sonnenstrahlen drangen über die Ziegeldächer des mittelalterlichen Gebäudes und verwandelten deren sattes Rot in ein mattes Orange. Nicht mehr lange, und die Sonne würde hinter den Hügelkuppen im Westen untergehen.

Pinky Taxus bedachte den Hausmeister mit einem düsteren Blick. »Und?«, fragte sie, ohne sich umzudrehen. »Wie lautet der Auftrag, den der Bote unss übermittelt hat?«

»Kannst du dir das nicht denken?« Die Augen des Dunklen begannen zu glühen. »Wir sollen –«, hob er an, brach dann jedoch ab und schlich auf Zehenspitzen zur Tür. Vorsichtig drückte er die Klinke der schweren Eichentür hinunter und spähte mit finsterner Miene hinaus in den Flur. Doch es war niemand auf dem langen Gang zu sehen, der sie hätte belauschen können. Erleichtert lächelnd trat Dr. Schwartz ans Fenster und stellte sich direkt hinter Pinky Taxus. »Also – wir sollen dieses Gör weiter im Auge behalten und unter allen Umständen verhindern, dass sie herausfindet, was damals wirklich geschehen ist.«

»Damalss?« Pinky Taxus wandte sich abrupt um. »Du meinst, bei dem« – ein verschlagenes Grinsen spielte um ihre blassen Lippen – »Unfall am Nebelsee?«

»Genau! Wir dürfen nicht zulassen, dass Laura die wahren Hintergründe erfährt! Zum Glück konnten wir das Geheimnis über all die Jahre bewahren. Nicht auszudenken, wenn Laura jetzt dahinterkäme. Schließlich stehen wir kurz vor dem heiß ersehnten Ziel!«

Rebekka blickte ihn ungläubig an. »Heißt dass, wir haben endlich grüness Licht bekommen?«

»Genau!« Quintus Schwartz nickte mit unverhohlener Freude, und seine Augen glühten rot auf. »Wir haben völlig freie Hand.«

»Endlich!«, stieß die Dunkle triumphierend aus. Sie ballte die rechte



Hand zur Faust, und es hatte für den Bruchteil einer Sekunde den Anschein, als ringele sich ein halbes Dutzend züngelnder Vipern um ihr Haupt. »Ja! Endlich isst es so weit!« Damit drehte sie sich wieder zum Fenster um und wandte den Blick zur Sonne, die gerade hinter den Dächern der Burg versank. »Welch ungemein passendes Bild!«, spottete sie. »Nicht nur der heutige Tag neigt sich seinem Ende zu, sondern auch die Stunden von Ravensstein sind nun endgültig gezählt.«

»Genauso ist es, Rebekka.« In einer vertraulichen Geste legte Dr. Schwartz ihr die linke Hand auf die Schulter, während er mit der rechten einen Halbkreis beschrieb und auf die verschiedenen Trakte des Gebäudes wies, in denen die Räume des Internats untergebracht waren: die verschiedenen Klassenzimmer, die Bibliothek, die Küche und der Speisesaal – und natürlich auch, aufgeteilt in einen Mädchen- und Knabenflügel, die Zimmer der rund einhundertdreißig Internatsschüler von Ravensstein. »Schau dir alles noch einmal ganz genau an, Rebekka!«, fuhr Quintus mit verklärtem Lächeln fort. »Du wirst schließlich nicht mehr allzu lange Gelegenheit haben, Burg Ravensstein in ihrer ganzen Schönheit zu bewundern. Nicht mehr lange, und sie wird öde und verlassen dastehen und mit der Zeit verfallen. Außer uns beiden weiß im Moment niemand, dass das Schicksal des Internats längst besiegelt ist – weder die Schüler und Schülerinnen noch unsere Kollegen. Und selbst unsere größten Feinde mit Direktor Morgenstern an der Spitze, die sich immer so viel auf ihre Überlegenheit einbilden, haben nicht die geringste Ahnung, dass wir schon in wenigen Wochen zum entscheidenden Schlag gegen sie ausholen werden.«

»Dass ich diesen Tag noch erleben darf!« Eine Mischung aus Dankbarkeit und Spott schwang in Rebekkas Stimme mit. Als sie sich jedoch umdrehte, um ihren Mitverschwörer anzusehen, war ihr Gesicht überraschend ernst. »Und du hast das auch bestimmt nicht missverstanden?«

»Natürlich nicht.« Dr. Schwartz verdrehte die Augen. »Borboron ist immer noch außer sich vor Zorn, weil Laura ihn übertölpelt und ihren Vater befreit hat. Er hat deshalb angeordnet, dass wir mit allen Mitteln



gegen sie und ihre Kumpane vorgehen!»

»Endlich!« Rebekka klatschte in die Hände.

»Es gibt allerdings eine klitzekleine Vorgabe zu beachten.«

»Eine Vorgabe?« Der Blick der Frau verfinsterte sich. »Welche Vorgabe denn?«

»Der Schwarze Fürst wünscht, dass nicht nur unsere hiesigen Feinde vernichtet werden –«

»Wenn'ss weiter nichtss isst!« Pinkys Augen leuchteten wie im Fieberglanz. »Worauf warten wir noch? Machen wir diessem verfluchten Wächternesst endlich ein Ende. Am besten ssofort!«

»Warum lässt du mich nicht ausreden, meine Liebe?« Ein schmales Lächeln spielte um die Lippen des solariumgebräunten Mannes. »Wir sollen nicht nur Morgenstern und seine Vasallen auslöschen, wie diese Miss Mary und Percy Valiant zum Beispiel –«

»– ssondern auch Laura Leander und ihren Vater gleich mit«, fiel die Mathelehrerin ihm eifrig ins Wort. »Und natürlich auch diessen ungehobelten Holzskopf hier« – sie deutete hinunter in den Hof –, »diessen Attila Morduk. Und dazsu noch diesse Kasstor-Zswillinge und die übrige Bagage, die auf ihrer Sseite ssteht.«

»Ja, das versteht sich von selbst.« Der Konrektor lachte heiser. Doch dann wurde sein Gesicht wieder ernst. »Allerdings ist die Zahl der Wächter noch weit größer.«

»Niemand bedauert dass mehr als ich!« Pinky Taxus nickte bekräftigend. »Leider isst Ravensstein nicht der einzsigte Ort, an dem diesse elenden Kreaturen dess Lichtss ihr Unwessen treiben. Aber sso gern ich mir diesse Herrschaften auch vorknüpfen würde« – bekümmert hob sie die dünnen Hände –, »ich wüsste nicht, wie wir an ssie herankommen ssollen!«

»Wirklich nicht?« Das schmale Lächeln von Quintus verwandelte sich in ein breites Grinsen. »Wie schade!«

Rebekkas Miene verdüsterte sich. Sie öffnete den Mund, um ihren Komplizen gereizt anzublaffen, als sich ihr Antlitz wieder erhellte. »Ach sso, ich versstehe! Du meinsst also –«



»Du hast es erfasst, Rebekka! Genau das meine ich«, fiel Dr. Schwartz ihr ins Wort und packte sie an den Schultern. »In ein paar Wochen wird sich eine große Anzahl von Wächtern hier auf Ravenstein versammeln. Sie kommen aus allen Teilen des Landes und allen Regionen des Kontinents. Eine bessere Gelegenheit als diese wird sich nie wieder bieten! Wir müssen deshalb auf Nummer sicher gehen und dürfen nichts überstürzen. Unsere Aktion muss bis ins kleinste Detail geplant werden, wenn sie gelingen soll. Und das wird sie, da habe ich keinerlei Zweifel.« Die Augen des Dunklen leuchteten auf wie glühende Lava, während er der Frau, die ihn voller Bewunderung ansah, die Hände auf die Schultern legte. »Glaub mir, Rebekka – der Tag ist nicht mehr fern, an dem wir diese Wächterbrut für immer besiegen werden!«

»Ach, Laura«, seufzte Marius Leander traurig, »du weißt doch genauso gut wie ich, dass Anna nicht mehr am Leben ist.« Unwillkürlich wanderte sein Blick zu dem schlichten Feldstein, auf dem die Geburts- und Sterbedaten von Anna Leander eingraviert waren. »Du warst bei ihrer Beerdigung doch selbst dabei.« Er wandte sich seinem Sohn zu. »Und du auch, Lukas.«

Stimmt, dachte Laura gequält, und die Erinnerung an den schrecklichen Tag überschattete ihr hübsches Mädchengesicht. Und trotzdem... »Ich weiß, es klingt verrückt«, sagte sie. »Aber mir sind inzwischen einige Ungereimtheiten aufgefallen.«

Überrascht zog Marius die Brauen hoch. »Zum Beispiel?«

»Erstens: Wenn ich das Auto verlassen konnte, warum hat Mama es nicht auch geschafft?«

»Darüber haben wir doch schon ausführlich gesprochen.« Marius fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Wahrscheinlich war sie hinter dem Lenkrad eingeklemmt. Du hast doch selbst erzählt, dass sie eine ganze Weile reglos dasaß.«

»Ja, schon. Aber das muss doch nicht bedeuten, dass –«

Marius unterbrach sie mit einer knappen Geste. »Jedenfalls war Annas Sicherheitsgurt immer noch geschlossen, als der Wagen drei Wochen später geborgen wurde.«



»Was?« Lukas runzelte die Stirn und blickte den Vater über den Rand seiner großen Hornbrille an. »Erst drei Wochen später? Warum hat das denn so lange gedauert?«

»Keine Ahnung«, antwortete Marius sichtlich ungehalten. »Der Nebensee ist tief und besitzt tückische Strömungen. Mamas Käfer wird deshalb irgendwie abgetrieben sein.«

»Irgendwie – so so«, gab Lukas mit spöttischem Unterton zurück. »Wurde das auch überprüft? Und ist die KTU zu dem gleichen Ergebnis gekommen?«

»KTU?« Laura blickte ihren Bruder erstaunt an. »Was soll das denn sein?«

»Die Abkürzung für ›kriminaltechnische Untersuchung‹, du Spar-Kiu!«, antwortete der Bruder von oben herab.

Laura hatte sich längst an dieses Schimpfwort gewöhnt, das Lukas für seiner Meinung nach geistig Minderbemittelte erfunden hatte, und so störte sie sich nicht weiter daran.

Der Junge wandte sich wieder an den Vater. »Also – hat die KTU deine Vermutung bestätigt?«

»Jetzt reicht's mir aber!« Marius war laut geworden. »Die Zeit damals war schwer genug, und ich war heilfroh, als wir endlich einigermaßen darüber hinweg waren. Ich werde deshalb nicht zulassen, dass ihr in der Vergangenheit herumwühlt – unter keinen Umständen!«

Laura sah ihren Bruder betreten an, und auch Lukas machte ein betroffenes Gesicht.

»Versteht mich doch«, fuhr der Vater in versöhnlicherem Ton fort, »ich vermisse eure Mutter genauso sehr wie ihr. Trotzdem müssen wir uns endlich mit ihrem Tod abfinden. Das Sterben gehört ebenso zu unserer Existenz wie die Geburt. Ohne den Tod gäbe es kein Leben. Ohne Dunkel würde es kein Licht geben, und auch das Gute wird erst möglich durch das Böse. Ich dachte, ihr hättet das längst verstanden.« Eindringlich blickte Marius Leander seine Tochter an. »Ganz besonders du, Laura.«

»Ja«, antwortete das Mädchen mit rauer Stimme. »Das habe ich auch,



Papa. Aber...« Laura zögerte einen Moment und überlegte, ob sie sich dem Vater anvertrauen sollte. Dann fasste sie sich ein Herz: »Es gibt etwas, das du noch nicht weißt. Als ich vorhin wieder an den Unfall gedacht habe, ist mir plötzlich wieder eingefallen, was ich kurz davor im See entdeckt hatte.«

»Was denn?« Marius musterte seine Tochter überrascht.

Auch Lukas blickte wie gebannt auf seine Schwester.

»Als ich auf das Wasser blickte, da ragten mitten aus dem See – Ein plötzliches Geräusch hinter ihrem Rücken ließ Laura abbrechen, und mit einem Mal hatte sie das sichere Gefühl, dass sie beobachtet wurden. Langsam wandte das Mädchen sich um und spähte prüfend in die Runde.

Doch da war niemand.

Still und friedlich lag der weitläufige Friedhof da. Keine Menschenseele war zu sehen. Nur eine mächtige Statue aus weißem Marmor stand im Schatten einer großen Eibe, deren reife Beeren rote Farbtupfer auf das dunkelgrüne Nadelkleid setzten.

Es war ein Engel.

Seine imposanten Schwingen glichen den Flügeln eines Schwans. Sein Gesicht war Laura zugewandt, sodass er sie anzusehen schien. Die steinernen Augen des geflügelten Wesens wirkten überraschend lebendig, mild und verständnisvoll. Mit einem Mal stieg ein Bild aus der Tiefe von Lauras Bewusstsein empor: Ein großes, strahlend helles Licht schwebte über eine goldglänzende Wasserfläche auf sie zu. Die Erinnerung dauerte nur den Bruchteil einer Sekunde. Als Laura sich wieder ihrem Vater und Lukas zuwandte, stand ihr die Verwunderung noch immer ins Gesicht geschrieben.

»Wolltest du uns nicht was erzählen?«, fragte Marius.

»Ja...«, entgegnete Laura und versuchte sich ihre Verwirrung angesichts des geheimnisvollen Erinnerungsblitzes nicht anmerken zu lassen. »Also damals, kurz vor dem Unfall –«

»Ja?« Lukas schien seine brennende Neugierde kaum mehr zügeln zu können.



»– da sah ich mitten im Wasser –«

»Jetzt erzähl schon!«, drängte auch Marius.

»– zwei große Köpfe aufragen. Drachenköpfe, um genau zu sein. Und wenn mich nicht alles täuscht, dann gehörten sie Gurgulius dem Allesverschlinger!«





Kapitel 5 Ein seltsames Jubiläum

er große Speisesaal von Ravenstein war nur zur Hälfte gefüllt. An den Tischen der Schüler und Schülerinnen klafften große Lücken. Nur der Lehrertisch, der auf einem kleinen Holzpodest an der Stirnseite des ehemaligen Rittersaals stand, war bis zum letzten Platz besetzt. Seit Lauras Vater aus Aventerra zurückgekehrt war, war das Kollegium wieder vollzählig. Direktor Morgenstern hatte zum Glück Marius Leanders Stelle selbst gegen den heftigsten Widerstand von Konrektor Dr. Quintus Schwartz frei gehalten, und so erteilte Marius nun wieder Unterricht in den Fächern Geschichte und Literatur. Trotz der zwei Jahre, die er im finsternen Verlies des Schwarzen Fürsten zugebracht hatte, hatte er nichts verlernt. Nach wie vor gelang es ihm, den Unterricht abwechslungsreich zu gestalten und die Schüler für den Lehrstoff zu begeistern. Kein Wunder, dass er wie bereits vor seiner Entführung zu den beliebtesten Lehrern des Internats zählte.

Der Tisch, an dem Laura saß, stand an der Fensterseite. Außer ihr hatten nur ihre Freundin Kaja Löwenstein, Magda Schneider, die ebenfalls die 8 b besuchte, und zwei Schüler aus der Oberstufe an der langen Tafel Platz genommen. Die restlichen Stühle waren unbesetzt. Laura wusste, warum viele Eltern ihre Kinder von der Schule genommen hatten: Die Anschuldigungen gegen Direktor Morgenstern wegen Lauras Verschwinden und die daraus resultierende Verhaftung hatten reißerische Schlagzeilen und maßlos übertriebene Presseberichte nach sich gezogen. Nur die wenigsten Eltern hatten durchschaut, dass es sich dabei um eine böswillige Kampagne gegen den Professor handelte. Darum



hatte Ravenstein in kurzer Zeit rund siebzig Schüler verloren.

Auch Lauras Klasse war davon nicht verschont geblieben: Anne Mertens, Frank Meyerling und Ozzi Özkan waren zu Beginn des neuen Schuljahres nicht zum Unterricht erschienen, und so bestand die jetzige 8b nur noch aus sechs Mädchen und sechs Jungen. Laura hatte anfangs nicht bedauert, dass ihre Intimfeinde Ronnie Riedel und Caro Thiele auch ferngeblieben waren. Dann jedoch war ihr klar geworden, dass Ravenstein auf jeden einzelnen Schüler angewiesen war, selbst auf den größten Widerling. Infolge der massiven Austrittswelle musste das Internat nämlich um sein Überleben kämpfen. Direktor Morgenstern bemühte sich deshalb nicht nur händeringend um finanzkräftige Förderer, sondern warb auch verstärkt um neue Zöglinge. Er hatte alle Ravensteiner gebeten, ihn dabei zu unterstützen.

»Hast du schon mit deinen Eltern gesprochen?«, fragte Laura ihre Freundin.

Kaja Löwenstein, die ihr gegenüber saß und sich mit Heißhunger über eine mächtige Portion Spaghetti hermachte, hob so abrupt den Kopf, dass ihre roten Korkenzieherlocken wie zum Protest hin und her wippten. Ihr von Sommersprossen gesprenkeltes Gesicht drückte Verständnislosigkeit aus. »Wawum wenn?«, fragte das pummelige Mädchen mit vollem Mund.

Laura verdrehte die Augen. »Warum wohl? Vielleicht kennen sie ja jemanden, der seine Kinder hier in Ravenstein anmelden will – schon vergessen?«

»Watsch!« Kaja schüttelte heftig den Kopf, bevor sie die Nudeln hinunterschlang und mit einem Schluck Tee nachspülte. »Ich hab sie noch nicht erreicht. Sie sind unterwegs, hat das Dienstmädchen gesagt. Allerdings hat sie keine Ahnung, wohin sie gefahren sind. Ich soll es nächste Woche wieder versuchen.«

»Na, super! Das nenn ich wirklich tolle Eltern.« Ironie und Bedauern hielten sich die Waage in Lauras Stimme. »Sie hätten dir wenigstens Bescheid geben können.«

»Find ich auch! Aber so sind sie halt.« Kaja zuckte mit den Achseln



und bemühte sich um eine gleichgültige Miene. Laura jedoch konnte sie damit nicht täuschen. Sie sah ihrer Freundin die Enttäuschung deutlich an.

Wahrscheinlich wechselte Kaja deshalb schnell das Thema. »Wie steht es denn bei dir? Hat dein Papa diese schreckliche Sayelle endlich rausgeschmissen?«

Luras Gesicht wurde so finster, als ob Orkanwolken darüber zögen. »Diese hinterlistige Schlange schleimt sich bei ihm ein. Den Stress, den wir mit ihr hatten, tut sie als bedauerliche Missverständnisse ab und macht jetzt einen auf Supermama, die plötzlich allergrößtes Verständnis für Lukas und mich hat!«

»Oh, nö! Das gibt's ja nicht.« Kaja war sichtlich empört. »Und euer Papa durchschaut das nicht?«

»Wie soll er denn?« Resigniert zog Laura die Schultern hoch. »Leider haben wir so gut wie keine Beweise, dass Sayelle mir schaden wollte. Langsam kommen selbst mir Zweifel, ob wir ihr nicht vielleicht doch Unrecht tun.«

»Niemals!« Kajas Miene verriet, dass sie felsenfest davon überzeugt war. »Die verstellt sich nur, da bin ich mir ganz sicher.«

»Das glaub ich eigentlich auch«, antwortete Laura mit gequältem Gesichtsausdruck. »Aber was bezweckt sie bloß damit?«

»Was weiß denn ich«, brummte das Pummelchen mürrisch. »Irgend-einen Grund wird sie schon haben.«

Laura seufzte. »Dabei hatte ich so gehofft, dass sie endlich abhaut und zu diesem Presseheini zieht, diesem Maximilian Longolius. Aber Pustekuchen!« Dann wandte sie sich an das Mädchen links neben ihr. »Was ist denn mit dir, Magda? Hast du wenigstens etwas bei deinen Eltern erreicht?«

»Fehlanzeige.« Das blonde Mädchen schüttelte bedauernd den Kopf. »Dabei kennen meine Alten jede Menge Leute, und trotzdem konnten sie kein Schwein dazu überreden, seine Blagen hier anzumelden!«

Laura musste sich ein Grinsen verkneifen. Diese Magda! Ihre Ausdrucksweise ließ keineswegs vermuten, dass sie aus einer vornehmen



Familie stammte. Ihr Vater war ein angesehener Universitätsprofessor, und Magdas Mutter spielte Violine in einem renommierten Kammerorchester.

Während Laura die Nudeln geschickt auf ihre Gabel drehte, blickte sie immer wieder ungeduldig zur Eingangstür. Wo Lukas nur bleibt?, fragte sie sich. Das Telefonat kann doch nicht so lange dauern! Aber offensichtlich ist die Sache doch nicht so einfach, wie er sich das vorgestellt hat.

Ein helles Geläut riss sie aus ihren Gedanken. Als Laura den Blick zum Lehrertisch wandte, sah sie, dass Professor Aurelius Morgenstern sich vom Stuhl erhoben hatte und eine Glocke schwang.

Wie erstarrt blickte der Hüter des Lichts die junge Heilerin an. »Bist du sicher, dass es keine Täuschung war?«, fragte er. »Irgendein Blendwerk der Dunklen Mächte? Es war wirklich ein schwarzes Einhorn?«

»Ja, Herr, ohne jeden Zweifel.« Morwena nickte bekümmert. »Es stand kaum zwanzig Schritte von mir entfernt.« Ihre Stimme klang rau, als sie weitersprach. »Ihr wisst, was das bedeutet?«

Elysion antwortete nicht, sondern sank auf seinem Sessel in sich zusammen. Während die junge Frau ihn bekümmert betrachtete, starrte er ins Leere. Natürlich wusste er, was es mit dem schwarzen Einhorn auf sich hatte. Schließlich war ihm selbst schon eines begegnet – damals, kurz vor den schrecklichen Ereignissen, die ihn immer noch in seinen Alpträumen verfolgten. Damals hatte er das Zeichen nicht ernst genommen – und teuer dafür bezahlt. Elysion hatte großes Unrecht auf sich geladen – und alles nur, weil er die List dieser grausamen Frau nicht rechtzeitig durchschaut hatte. Lange Jahre hatte er dafür büßen müssen – und selbst heute noch spürte er die Folgen seines Versagens!

Tief in Gedanken versunken, erhob sich der Hüter des Lichts und näherte sich der Truhe neben dem großen Fenster, das sich zum Hof hinaus öffnete. Auf dem Möbelstück stand eine schlichte Vase mit einem Strauß roter Blumen. Elysion sog den herben Duft ein, bevor er sich wieder zur Heilerin umwandte. »Sag, Morwena«, fragte er wie beiläufig,



»der Lichtrosenstrauch im Garten steht sicherlich noch in Blüte?«

»Ja, Herr.« Die junge Frau lächelte. »Das ist ungewöhnlich für diese späte Jahreszeit, nicht wahr? Solange ich auf Hellunyat bin, hat die Lichtrose noch niemals so üppig geblüht wie in diesem Jahr. Wie groß ihre Blüten diesmal sind! Und wie herrlich sie duften!« Sie legte die Stirn in Falten. »Warum fragt Ihr?«

»Aus keinem besonderen Grund«, antwortete der Hüter des Lichts. »Ist dir vielleicht... sonst noch was aufgefallen?«

»Nun ja«, hob Morwena an, aber da wurde die große Flügeltür aufgerissen, und Paravain stürmte in den Thronsaal.

Elyson blickte ihn mit gerunzelter Stirn an. »Was ist geschehen?«

»Pfeilschwinge, der Adler des Lichts, ist zurückgekehrt«, antwortete der Ritter, ein wenig außer Atem. »Er überbringt schlechte Nachrichten. Der Schwarze Fürst versucht im ganzen Land Krieger zu rekrutieren. Er verspricht den Leuten das Blaue vom Himmel herunter und behauptet, dass unsere Stunden gezählt seien. Die Gestirne stünden auf seiner Seite und würden ihm zum endgültigen Sieg über das Licht verhelfen. Er spricht von einer alten Prophezeiung – danach sei der Tag nah, an dem die Waage des Schicksals sich ihm zuneigen werde. Und wer dann nicht auf seiner Seite stehe, der werde das bitter bereuen.« Paravain schnaufte empört. »Was sagt Ihr zu solch einer dreisten Lüge, Herr?«

»Nun...« Elyson zögerte. »Als Lüge würde ich das nicht gerade bezeichnen.«

Der Ritter blickte ihn entsetzt an. »Aber, Herr...!«

»Es liegt in der Natur solcher Prophezeiungen, dass sie, ähnlich wie die Orakel, auf vielerlei Weise gedeutet werden können. Und so ist es verständlich, dass jeder nur das aus ihnen herausliest, was am besten in seine Pläne passt. Borboron mag unser schlimmster Feind sein, aber einen Vorwurf können wir ihm daraus nicht machen.«

»Doch, Herr.« Paravain stampfte kaum merklich mit dem rechten Fuß auf. »Er verbreitet nichts als Lügen. Und er will uns damit schaden.«

Der Hüter des Lichts lächelte milde. »Damit hast du allerdings Recht. Borboron verfolgt seine Interessen rücksichtslos. Aber glaub mir, Para-



vain – eines Tages wird ihm seine Selbstsucht zum Verhängnis werden.«

»Das hoffe ich doch, Herr«, entgegnete der Weiße Ritter mit finsternem Blick. »Bislang allerdings ist er ungestraft davongekommen. Selbst für seine schlimmsten Teufeleien ist er nicht zur Rechenschaft gezogen worden.«

»Das wird schon noch geschehen, Paravain.« ElySION klopfte ihm besänftigend auf die Schulter. »Und glaub mir – der Tag ist nicht mehr fern.«

Damit wandte sich der Hüter des Lichts wieder der Heilerin zu. »Wie lautet die Botschaft, die die Wissenden Dämpfe dir übermitteln haben?«

»Wenn aus Licht Dunkelheit wird und aus Dunkelheit Licht, wird das Schicksal sich entscheiden. Und nur der wird die Prüfung bestehen, der die wahre Natur der Dinge erkenne – so lautet die Weissagung.«

ElySION nickte. »Und weiter hast du nichts erfahren?«

Morwena blickte ihren Gebieter verwundert an. »Nein, Herr, das war alles.«

ElySION wollte etwas erwidern, hielt sich dann aber zurück. Er wollte die Heilerin und den Ritter nicht beunruhigen. Sie brauchten nicht zu wissen, dass das nur ein Teil der Prophezeiung war. Einst nämlich hatte er ihren vollen Wortlaut gewusst – damals, *vor* den schrecklichen Ereignissen! Doch dann hatten die Geister, die den Lauf der Welten bestimmten, seine Erinnerung daran gelöscht – zur Strafe, weil er gegen die uralten Gebote verstoßen hatte. Und seitdem quälte ihn die schreckliche Vorstellung, dass ihm durch seine verschwundene Erinnerung etwas entging, was für die Sache des Lichts von entscheidender Bedeutung war. Ja, vielleicht war es sogar lebenswichtig!

Weder Morwena noch Paravain würden ihm helfen können, diese Erinnerung wiederzuerlangen. Es musste eine andere Möglichkeit geben, auch wenn sie sich ihm in all den Jahren, die seit den schrecklichen Ereignissen verstrichen waren, noch nicht offenbart hatte.

Wie von ferne drangen die Worte der Heilerin an sein Ohr. »Habe ich Recht, Herr?«

»Verzeih, Morwena, ich habe nicht richtig zugehört«, gestand ElySION.



»Was hast du gefragt?«

»Ob es richtig ist, dass in der Weissagung die Mondfinsternis gemeint ist, die unsere Astronomen für den dreizehnten Tag des dreizehnten Mondes dieses Jahres errechnet haben, wollte ich wissen.«

»Gewiss.« ElySION nickte hastig. »Allerdings – wie die Prüfung aussehen wird, von der in der Botschaft ebenfalls die Rede ist, das kann niemand sagen. Einiges deutet darauf hin, dass damit die entscheidende Schlacht gemeint sein könnte, von der Borboron in ganz AVENTERRA laut kündigt. Jedenfalls rüstet er sich dafür. Und so zuwider mir der Gebrauch von Waffen auch ist, werden wir uns auf diese Auseinandersetzung wohl vorbereiten müssen. Es sei denn, wir wollten kapitulieren.«

»Niemand!«, erklärte Paravain mit Nachdruck. »Niemand werde ich vor dieser Schwarzen Brut das Knie beugen. Eher will ich sterben, als mich dem Ewigen Nichts kampfflos zu ergeben!«

»Das erwartet auch niemand von dir, mein Freund.« Der ernsten Lage zum Trotz musste ElySION lächeln. »Lasst uns also die nötigen Vorkehrungen treffen, damit wir für die schicksalhafte Schlacht gerüstet sind. Denn diesmal wird sich entscheiden, wer für lange Zeit die Oberhand gewinnt: wir Krieger des Lichts oder die Mächte der Dunkelheit. Wer diesen Kampf verliert, wird sich von den Folgen der Niederlage nicht so schnell wieder erholen. Und wenn es uns treffen sollte, werden nicht nur wir untergehen, sondern mit uns auch ganz AVENTERRA – und der Menschenstern.«

Nach dem Ertönen der Glocke wurde es augenblicklich leiser im Speisesaal. Die lebhaften Unterhaltungen verklangen, das Klappern und Klirren der Teller und Bestecke verebbte. Alle RAVENSTEINER, Schüler wie Lehrer, blickten den Direktor erwartungsvoll an.

Ein zufriedenes Schmunzeln breitete sich auf dem Gesicht von Aurelius Morgenstern aus, das von unzähligen Fältchen gezeichnet war. Seine ungebändigte Haarmähne, die wie bei einem ergrauten Stuwwelpeter nach allen Seiten abstand, schimmerte im Schein der schmiedeeisernen Leuchter, die von der altertümlichen Balkendecke hingen. Seine blauen



Augen blitzten vergnügt, als er die Glocke abstellte und das Wort ergriff. »Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schüler«, begann er, und seine warme Stimme drang bis in die letzte Ecke. »Keine Angst, ich habe nicht die Absicht, eure Geduld über die Maßen zu strapazieren. Ich möchte euch nur auf ein freudiges Ereignis hinweisen, das uns in Kürze bevorsteht: der einhundertneunundsechzigste Jahrestag unseres Internats.«

Nach diesen Worten war überraschtes Gemurmel zu vernehmen. Dass man runde Jahrestage feierte, war ja nichts Ungewöhnliches – aber den *einhundertneunundsechzigsten!* Das fanden die meisten nun doch etwas merkwürdig. Nur Percy Valiant, Miss Mary und Marius Leander lächelten wissend, wie Laura feststellte. Als Mitglieder der Wächter wussten die drei ebenso über die besondere Bedeutung der Zahl einhundertneunundsechzig Bescheid wie Dr. Schwartz und Pinky Taxus, die Angehörigen der Dunklen. Laura fand es äußerst verdächtig, dass die beiden bei der Ankündigung des Professors einen vergnügten Blick tauschten. Sie hatten doch keinen Grund, sich über die langjährige Existenz von Ravenstein zu freuen, im Gegenteil: Es hätte ihnen ein Dorn im Auge sein müssen, dass das Internat seit vielen Jahren eine Burg des Lichts war! Weshalb also freuten die beiden sich auf den Jahrestag?

Die führen etwas im Schilde!, dämmerte es Laura.

Und bestimmt nichts Gutes!

Im Gegensatz zu Laura hatten die meisten Schüler nicht die geringste Ahnung, dass sich hinter den Kulissen des Internats ein erbitterter Kampf zwischen den Wächtern des Lichts und den Anhängern der dunklen Mächte abspielte.

»Einhundertneunundsechzig Jahre?«, meldete sich nun Magda Schneider zu Wort. »Was ist das denn für ein komisches Jubiläum, zum Geier? Außerdem gibt es das Internat doch noch gar nicht so lange.«

Als habe Professor Morgenstern ihre Frage gehört, nahm er seine Rede wieder auf. »Wenn ich mir eure Gesichter so ansehe, kann ich mir gut vorstellen, dass die meisten von euch jetzt denken: ›Ist der Alte nun endgültig verrückt geworden?‹«

Die Bemerkung löste Gelächter aus.



»Ich kann das durchaus verstehen«, fuhr Aurelius schmunzelnd fort. »Schließlich ist bekannt, dass der Unterricht hier auf Burg Ravenstein offiziell erst im Jahre 1888 aufgenommen wurde.« Er machte eine Kunstpause, um die Neugierde der Zuhörer weiter zu schüren. »Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass das Internat erst seit dieser Zeit existiert. Es wurde vielmehr schon geraume Zeit vorher gegründet – nämlich exakt am fünften Dezember vor nunmehr einhundertneunundsechzig Jahren!«

Wieder war überraschtes Gemurmel zu hören. Den Gesichtern der Schüler nach zu urteilen, hatte dies so gut wie keiner von ihnen gewusst. Und die meisten Lehrer offensichtlich auch nicht. Schnuffelpuff, der schwächliche Geschichtslehrer, hatte seine Nickelbrille abgenommen und rieb sich verwundert die Schweinsäuglein. Die spillerige Biologielehrerin Edelgard Holunder warf ihrem Tischnachbarn Magister Sebaldu einen irritierten Blick zu. Und der Sachkundepauker Dschingis Wagner trug, ebenso wie die meisten anderen Lehrer, eine perplexe Miene zur Schau.

Dessen ungeachtet fuhr der Direktor fort: »Anfangs gab es nur rund zwei Dutzend Schüler und eine Handvoll Lehrer, und so reichten die bescheidenen Räume eines ehemaligen Gutshofes am Ortsrand von Drachenthal allemal aus. Im Laufe der Jahre jedoch wuchs die Zahl der Schüler immer weiter an. Dies machte zusätzliche Lehrkräfte erforderlich, sodass sich die Internatsleitung schließlich gezwungen sah, ein größeres Gebäude zu suchen. Zum Glück wurde man hier auf Burg Ravenstein fündig. Nachdem diese restauriert und für die Zwecke des Internatsbetriebes umgebaut worden war, zog man im Jahre 1888 schließlich hierher um.«

»Ach so!«, rief Magda Schneider aus. »Aber warum feiern wir eigentlich nicht erst nächstes Jahr, wenn es das Internat hundertsechzig Jahre gibt?«

In diesem Moment tauchte Lukas auf und nahm neben seiner Schwester Platz. »Was ist daran denn so schwer zu verstehen, du Spar-Kiu?«, fragte er Magda mit überheblicher Miene, während er seinen Teller vor sich abstellte. »Das ist doch völlig logo-«



Weiter kam er jedoch nicht, denn Laura stieß ihm ihren Ellbogen so kräftig in die Rippen, dass er augenblicklich verstummte. Obwohl kein Wort über ihre Lippen kam, verstand Lukas sofort, was sie sagen wollte: Hör gefälligst auf, dich so bescheuert aufzuspielen!

Laura fand es schlimm, dass sich Lukas über die Unwissenheit der Mitschüler lustig machte. Magda Schneider ahnte doch ebenso wenig wie Kaja Löwenstein, dass die Dreizehn bei den Wächtern als heilige Zahl galt. Und dass daher die Einhundertneunundsechzig, die Quadratzahl der Dreizehn, etwas ganz Besonderes war, konnten sie ja nicht wissen!

Die beiden Mädchen hatten nichts von der kleinen Auseinandersetzung zwischen Laura und ihrem Bruder bemerkt. Sie lauschten weiterhin aufmerksam den Worten des Direktors: »Die Gründerväter des Internats haben damals verfügt, dass der hundertneunundsechzigste Jahrestag besonders zu feiern sei – aus welchen Gründen auch immer.«

Unwillkürlich musste Laura schmunzeln. Wie geschickt von Aurelius!, dachte sie. Er liefert allen Unwissenden eine plausible Erklärung und verschweigt dennoch den wahren Hintergrund!

»Ich war lange Zeit unschlüssig«, fuhr der Direktor fort, »ob wir dieses Jubiläum überhaupt begehen sollen. Angesichts des ungewissen Schicksals von Marius und Laura war mir nicht so recht zum Feiern zumute. Nachdem ihr Abenteuer inzwischen allerdings ein glückliches Ende gefunden hat, spricht nichts mehr dagegen, dem Wunsch der Internatsgründer nachzukommen. Zum Glück hat sich auch mein Stellvertreter, Dr. Schwartz« – er sah zu dem Dunklen hinüber, der seinen Blick mit einem fast unterwürfig wirkenden Nicken erwiderte –, »meiner Meinung angeschlossen, und so werden wir diesen besonderen Tag mit einem angemessenen Festprogramm begehen.«

Die Schüler begannen zu klatschen. Schließlich hatten die pffiffigen unter ihnen bereits herausgefunden, dass der fünfte Dezember dieses Jahr auf einen Montag fiel. Ihre Vorfreude auf einen unterrichtsfreien Tag wurde jedoch jäh gedämpft.

»Wir werden die Feier allerdings schon am Sonntag, dem vierten De-



zember, abhalten«, fuhr der Direktor nämlich fort. »Oh, nö!«, stöhnte Kaja. »Das ist unfair!« Auch Magda murmelte: »So ein Mist, zum Geier!« Aurelius Morgenstern, dem die enttäuschten Reaktionen seiner Schüler nicht verborgen geblieben waren, bat noch einmal um Ruhe. »Ich würde euch diesen freien Tag gerne gönnen. Aber wir müssen auch an die vielen Gäste denken, die das Jubiläum gemeinsam mit uns begehen wollen. Dazu gehören auch die Vertreter unserer Partnerinternate im In- und Ausland, die uns seit langem freundschaftlich verbunden sind. Es kommt ihnen mit Sicherheit entgegen, wenn die Feier nicht an einem Werktag, sondern am Wochenende stattfindet.« Der Professor ließ seinen Blick über die Tische der Schüler schweifen. »Ich hoffe, dass ihr das versteht. Weitere Einzelheiten werde ich in Kürze bekannt geben. Vielen Dank für eure Aufmerksamkeit.« Damit nahm Morgenstern wieder Platz und wurde sofort von Edelgard Holunder in Beschlag genommen, die ihn sogleich mit Fragen bestürmte.

Laura wurde von Kaja abgelenkt, die verdrießlich in die Runde blickte. »Von diesen Partnerinternaten wusste ich ja überhaupt nichts«, brummte sie. »Ihr vielleicht?«

»Nö.« Magda schüttelte den Kopf. »Und was ist mit dir, Laura?«

»Papa hat das mal erwähnt. Wenn ich mich recht erinnere, dann gibt es einige davon. Aber wo die sich befinden und wie sie heißen, weiß ich nicht.«

»Das sieht euch ähnlich, ihr Spar-Kius«, meldete sich Lukas zu Wort. »Dabei müsset ihr nur mal einen Blick auf unsere Internetseite werfen. Dort gibt es eine Rubrik, die sich mit der Historie des Internats beschäftigt. Und darin ist nachzulesen, dass zeitgleich mit Ravenstein noch sechs weitere Internate gegründet wurden. Und zwar...«

Laura merkte, wie langsam die Wut in ihr aufstieg.

Dieser Lukas!

Was bildete er sich bloß ein? Warum konnte er es sich einfach nicht verkneifen, mit seinem Wissen anzugeben? Ja, klar – natürlich war er superintelligent und bestens informiert, und das über fast alles! Lukas kannte sich selbst in Fachgebieten aus, von denen die Mehrzahl der



Ravensteiner noch nicht einmal wusste, dass es sie überhaupt gab! Aber das war noch lange kein Grund, den neunmalklugen Supergelehrten herauszukehren und seine Überlegenheit zur Schau zu stellen!

»Hey!«, fuhr Laura den Bruder deshalb an. »Lass gut sein, okay?«

»Aber wieso denn?« Lukas blickte verärgert drein, und das Blut schoss ihm in die Wangen. »Ich dachte, das interessiert euch«, giftete er zurück. »Schließlich hat Kaja ja gefra-«

»Ja, schon«, gab Laura versöhnlicher zurück. »Aber das kannst du uns ja ein anderes Mal erzählen, okay?«

Obwohl Lukas immer noch beleidigt war, nahm er das Friedensangebot an. »Okay«, brummte er, wenn auch mäßig begeistert.

Laura musste sich das Grinsen verkneifen. Es war zu offensichtlich, dass Lukas enttäuscht war, nicht mit seinem Wissen prahlen zu können. »Und?«, wollte sie dann wissen. »Hast du beim ›HOHENSTÄDTER BOTEN‹ was erreicht?«

»Klaromaro! Was hast du denn gedacht?«, erwiderte Lukas schnippisch. »Der Chefredakteur ließ allerdings nicht mit sich reden und hat mich gleich abgewimmelt.«

»So ein Blödmann!«, sagte Laura enttäuscht.

»Aber beim zweiten Anruf hab ich einen Typen aus der Lokalredaktion an die Leitung gekriegt, Tim Kluge. An den Unfall konnte er sich allerdings nicht mehr erinnern, weil er damals noch nicht für die Zeitung gearbeitet hat.«

»Und weiter?«

»Dafür hat er mir versprochen, uns Zugang zum Archiv zu verschaffen. Wir sollen einfach morgen Nachmittag bei ihm vorbeikommen!«





Kapitel 6 Ein grauenhafter Pakt

Laura und Lukas trafen viel zu früh in Hohenstadt ein. Bis zu ihrer Verabredung mit dem Lokalredakteur war noch eine gute halbe Stunde Zeit. Während Lukas einen Computerladen aufsuchte, um sich nach der neuesten Software zu erkundigen, machte Laura sich auf den Weg in die Buchhandlung. Sie brauchte dringend neuen Lesestoff. Und da der neue Harry Potter mit Sicherheit noch auf sich warten ließ, wollte sie schauen, was für aufregende Bücher es sonst noch gab.

Als Laura vor dem Geschäft ankam, stand ein Junge vor dem Schaufenster. Er war etwas größer als sie, hatte dichte schwarze Haare und dunkle Augen. Auf seiner linken Wange war ein kleiner Leberfleck zu erkennen, der ihm etwas Verschmitztes verlieh. Er war so in die Auslage mit den neuesten Fantasy-Romanen vertieft, dass er Laura gar nicht bemerkte.

Plötzlich ertönte eine laute Stimme. »Yannik! Jetzt mach endlich, Yannik! Die Wohnungsmaklerin wartet nicht ewig auf uns!«

Der Junge schreckte auf und drehte sich um.

Laura warf ebenfalls einen Blick über die Schulter. Auf der anderen Seite stand eine Frau, die offenbar seine Mutter war, und winkte ihm hektisch zu. »Jetzt komm endlich!«

»Ja, ja«, murmelte der Junge und ging eilig auf die Straße zu.

Plötzlich erblickte Laura einen schwarzen Lieferwagen, der wie aus dem Nichts mit rasender Geschwindigkeit heranschoss. Das Führerhaus schien leer zu sein, und der Geisterwagen hielt direkt auf den Jungen zu!



Oh, nein!

»Vorsicht, Yannik!«, schrie sie gellend. »Das Auto!« Wie von Dämonen gejagt, stürzte Laura zu dem Jungen, packte ihn am Kragen und riss ihn zurück. Nur eine Sekunde später wäre er von den schweren Reifen zermalmt worden!

Der Junge war ganz durcheinander. Er zitterte wie Espenlaub, und sein Gesicht war weiß wie die Wand. »Da... Da... Danke!«, stammelte er. »Wenn du nicht gewesen wärst...«

»Schon gut.« Laura lächelte. »Nicht der Rede wert.« Dann wandte sie den Blick zur Straße, um nach dem schwarzen Lieferwagen zu schauen.

Er war spurlos verschwunden.

Wie vom Erdboden verschluckt.

Das Verlagsgebäude des »HOHENSTÄDTER BOTEN« stand am Rathausplatz in der mittelalterlichen Altstadt. Das Redaktionsteam der Lokalzeitung war genauso bescheiden wie deren Auflage. Außer Tim Kluge, der neben der Lokalredaktion auch den Sport- und Kulturteil betreute, saß noch eine recht junge Volontärin in dem altmodisch möblierten Büro. Der Redakteur begrüßte die Geschwister freundlich. »Ihr seid bestimmt Laura und Lukas, nicht wahr?«

Tim war ein schlaksiger junger Mann Anfang dreißig mit einem offenen und freundlichen Gesicht. Er trug verwaschene Jeans und ein hellblaues Polo-Shirt. Seine dunkle Haartolle und die runde Nickelbrille verliehen ihm ein recht spitzbübisches Aussehen. Nach ein paar kurzen Anweisungen an die Volontärin wollte er die Geschwister schon ins Archiv begleiten, als Lukas plötzlich stehen blieb.

»Hey!«, sagte der Junge überrascht und deutete auf ein Foto, das über Tims Schreibtisch hing. »Was hat denn ein Bild von dem Kerl hier zu suchen?«

Laura erkannte den Mann auf dem Foto sofort: Es war Maximilian Longolius, der steinreiche Verleger und Besitzer eines Medienimperiums – und der aufdringliche Verehrer von Sayelle. Seltsamerweise schien das Foto in den Redaktionsräumen des »HOHENSTÄDTER BOTEN«



aufgenommen worden zu sein.

»Das ist überhaupt nicht seltsam«, erklärte Tim Kluge. »Maximilian Longolius war einmal der Besitzer unserer Zeitung. Ist allerdings schon ziemlich lange her.«

»Echt?«, wunderte sich Laura und betrachtete das Foto erneut. »Er sieht auf dem Foto fast so alt aus wie heute.«

»Kein Wunder«, erwiderte der junge Redakteur. »Er hat damals schwere Zeiten durchgemacht, das hat ihn vorschnell altern lassen!«

Maximilian Longolius, so erzählte Tim Kluge, habe ein florierendes Verlags- und Zeitungsunternehmen besessen, als ihn das Glück von einem auf den anderen Tag verlassen habe. Mit seinen Geschäften sei es rapide bergab gegangen, bis ihm schließlich nur noch der »HOHENSTÄDTER BOTE« geblieben sei.

»Und selbst der stand damals kurz vor der Pleite«, sagte Tim Kluge. »Aber einige Zeit später wendete sich das Blatt, und Longolius' Unternehmen schrieb wieder schwarze Zahlen. Er wurde reicher und mächtiger denn je. Aber das wisst ihr ja, wenn ihr ihn kennt. Außerdem seid ihr bestimmt nicht hier, um euch diese alten Geschichten anzuhören. Lasst uns ins Archiv gehen.«

Die Bezeichnung »Archiv« entpuppte sich als Übertreibung. Der Kellerraum war kaum größer als ein gewöhnliches Vorratslager, und die Decke war so niedrig, dass der Redakteur den Kopf einziehen musste, um sich nicht zu stoßen. Dabei war Tim alles andere als ein Riese. Abgestandene Luft und der Geruch von altem Papier und Druckerschwärze schlugen ihnen entgegen. Zwei Neonlampen flammten auf und gossen kaltes Licht über ein gutes Dutzend Metallregale, deren graue Farbe bereits abblätterte. In den Regalen befanden sich dicke Ordner, in denen die Zeitungsausgaben aufbewahrt wurden.

»Willkommen in den heiligen Hallen des ›HOHENSTÄDTER BOTEN‹«, sagte Tim mit einem Grinsen angesichts der schäbigen Räumlichkeiten. »Hier findet ihr die komplette Geschichte unserer Zeitung von der allerersten Ausgabe bis zur gestrigen!«

»Phänotastisch«, erwiderte Lukas trocken. »Aber, ehrlich gesagt, hatte



ich es mir –«

»– anders vorgestellt, nicht wahr?«, ergänzte der junge Mann. »Leider ist unsere finanzielle Situation nicht gerade rosig. Wir haben einfach nicht das nötige Geld, um die früheren Ausgaben des ›BOTEN‹ zu digitalisieren und für eine schnelle Recherche aufzubereiten. Ihr müsst sie wohl oder übel Stück für Stück durcharbeiten, wenn ihr einen bestimmten Artikel finden wollt. Immerhin sind die einzelnen Exemplare nach Jahrgängen geordnet, was euch eine kleine Hilfe sein sollte.« Er deutete auf die Stirnseiten der Regale, an denen gerahmte Hinweisschilder angebracht waren. »Darauf sind die Jahrgänge und Monate verzeichnet, die in der jeweiligen Reihe stehen. Falls ihr trotzdem Probleme bei der Suche oder weitere Fragen habt« – er lächelte freundlich und deutete mit dem Zeigefinger in Richtung Decke –, »wisst ihr ja, wo ihr mich findet.« Damit verabschiedete er sich.

»Unfassbar!« Empört schüttelte Lukas den Kopf. »Dass es im Zeitalter von Computern und elektronischer Datenverarbeitung so was überhaupt noch gibt.« Dann warf er seiner Schwester einen entschlossenen Blick zu. »Wie auch immer – fangen wir einfach an! Mamas Unfall war am neunundzwanzigsten September. Deshalb kann frühestens am dreißigsten etwas darüber in der Zeitung gestanden haben. Wir beginnen also am besten mit der letzten Septemбераusgabe und arbeiten uns dann der Reihe nach durch den Oktober.«

»Wie klug du doch bist!« Laura konnte sich den Spott nicht verkneifen. »Ich wüsste gar nicht, was ich ohne dich machen sollte. Von alleine wäre ich bestimmt nicht auf diesen genialen Gedanken gekommen!«

»Hör auf zu stänkern!«, brummte Lukas. »Sonst musst du zur Strafe auch noch die Novemбераusgaben durchhackern! Auch wenn da mit Sicherheit nichts mehr über den Unfall drin ist.«

»Wenn du es sagst, Superhirn«, antwortete Laura, lächelte Lukas aber so entwaffnend an, dass er grinsen musste.

Es dauerte nicht lange, bis sie die gewünschten Sammelbände gefunden hatten. Laura griff sich den Ordner mit den Zeitungen aus der ersten Oktoberhälfte, Lukas nahm sich die zweite Hälfte vor. Staubflocken



wirbelten auf und tanzten im kalten Neonlicht, als sie die großformatigen Schwarten aus dem Regal nahmen und zu dem wackeligen Lesetisch schleppten, der in einer Ecke des Archivs stand.

Obwohl die einzelnen Ausgaben des »HOHENSTÄDTER BOTEN« nicht besonders dick waren – was hätte es in dem verschlafenen Städtchen auch Aufregendes zu berichten gegeben? – und zudem zur Hälfte aus Anzeigen bestanden, dauerte es fast eine Stunde, bis die Geschwister alle Ausgaben durchgeblättert und auf Artikel über den Unfall untersucht hatten.

Davon gab es fast ein Dutzend. Maximilian Longolius musste es damals wirklich schlecht gegangen sein, denn er hatte die Artikel höchstpersönlich verfasst. Der Unfall war offenbar anfangs von großem Interesse gewesen. Der erste Beitrag darüber hatte es bis auf die Titelseite geschafft. Die folgenden Artikel wanderten allerdings im Blatt immer weiter nach hinten.

Nachdem Laura und Lukas sämtliche Berichte studiert hatten, waren sie nicht viel klüger als zuvor. Im Grunde hatten sie darin nur das gefunden, was sie bereits wussten: Die Umstände des Unfalls waren so mysteriös, dass er selbst die Polizei vor große Rätsel stellte. Es hatten sich nämlich weder Bremsspuren auf der Straße noch Augenzeugen gefunden. Niemand konnte sich erklären, warum Anna von der Fahrbahn abgekommen und in den Nebensee gefahren war.

In einem fünf Tage später erschienenen Artikel wurde zwar berichtet, dass ihre fünfjährige Tochter Laura zwei riesige schwarze Hunde auf der Straße gesehen haben wollte, denen die Mutter ausgewichen sei. Ein Polizeisprecher äußerte jedoch Zweifel an der Aussage des Kindes. Die Nachforschungen seiner Kollegen hatten ergeben, dass im Umkreis von gut zwanzig Kilometern kein einziger Hund gehalten wurde, auf den Lauras Beschreibung auch nur im Entferntesten zutraf. Die Beobachtung des Mädchens, so mutmaßte der Mann von der Polizei, sei wohl eher auf den Schock zurückzuführen, den Laura infolge des Unfalls erlitten hatte, und nicht auf ein tatsächliches Geschehen.

Zwei Wochen später berichtete Longolius über die zufällige Entde-



ckung des Autowracks durch zwei Sportangler und die anschließende Bergung. Dabei war es zu Verzögerungen gekommen, weil die Polizei zunächst eine Schar Gaffer von der Fundstelle verscheuchen musste. Anstatt zu murren, hätten diese Neugierigen eigentlich dankbar sein müssen, schrieb der Verleger in dem Artikel. Die Leiche der Fahrerin habe nach dem langen Aufenthalt im Wasser nämlich einen so entsetzlichen Anblick geboten, dass selbst die erfahrensten Beamten mit Übelkeit zu kämpfen hatten.

Der letzte Artikel zu dem Unfall war am einunddreißigsten Oktober erschienen. Er war nur wenige Zeilen lang und berichtete, dass auch die kriminaltechnische Untersuchung des Wagens keinerlei Anhaltspunkte für die Unfallursache geliefert habe. Weshalb Maximilian Longolius die kurze Meldung mit dem Satz beendete: »Und so wird dieses tragische Geschehen wohl für immer ein Rätsel bleiben.«

»Das war ja nicht gerade aufschlussreich.« Enttäuscht ließ Lukas die Zeitung sinken. »Glaubst du immer noch, dass wir nach so vielen Jahren wirklich etwas entdecken können, was damals übersehen wurde?«

Laura verzog trotzig den Mund. »Wieso denn nicht?«

»Weil –«, begann der Junge, wurde aber sofort von seiner Schwester unterbrochen.

»Erstens haben weder die Polizei noch Longolius geahnt, dass die Dunklen ihre dreckigen Finger im Spiel gehabt haben könnten –«

»Klaromaro. Woher sollten sie das auch wissen?«

»– und deshalb haben sie auch bestimmt nicht in dieser Richtung ermittelt.«

»Da hast du wohl Recht.« Der Junge kratzte sich am Kinn. »Und zweitens?«

»Zweitens ist überhaupt nicht erwiesen, dass Mister L von der Polizei über alle Ermittlungsergebnisse informiert wurde. Vielleicht hat man ihm bestimmte Details verschwiegen?«

Lukas senkte den Kopf und sah die Schwester über den Rand seiner Brille hinweg an. »Und warum sollten sie das getan haben?«

»Ganz einfach...« Laura tippte mit dem Zeigefinger auf eine der Zei-



tungen, die aufgeschlagen auf dem Tisch vor ihnen lagen. »Wie in dem Artikel hier zu lesen ist, wurden die Ermittlungen damals von einem Herrn geleitet, der uns leider nur allzu gut bekannt ist.«

»Kommissar Wilhelm Bellheim«, stieß Lukas hervor.

»Du hast es erraten, du Super-Kiu.« Laura nickte grimmig. »Wir vermuten doch schon die ganze Zeit, dass dieser Typ mit unseren Feinden unter einer Decke steckt. Jedenfalls ist er uns Wächtern und besonders Professor Morgenstern nicht gerade gewogen.«

»Ja, schon.« Lukas klang skeptisch. »Aber das beweist gar nichts.«

»Natürlich nicht. Aber ich habe inzwischen gelernt, auf mein Gefühl zu vertrauen – und das sagt mir, dass Bellheim auf ihrer Seite steht. Und das war damals wahrscheinlich nicht anders. Wenn es also irgendwelche Verdachtsmomente gegen seine Freunde gegeben haben sollte, dann hat er die Indizien mit Sicherheit verschwinden lassen – meinst du nicht auch?«

Lukas biss sich auf die Unterlippe und runzelte die Stirn. Es war ihm anzusehen, dass sein Superhirn auf Hochtouren arbeitete. »Das ist zumindest nicht auszuschließen«, gab er schließlich zu. »Die Frage ist nur, wie wir das herausfinden können.«

»Möchtest du deinen Telefonjoker anrufen oder lieber das Publikum befragen?«, antwortete Laura spöttisch und konnte sich ein selbstzufriedenes Lächeln nicht verkneifen. »Ich bin zwar nicht so ein Super-Super-Super-Kiu wie du und lese keine wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern nur ab und zu die Tageszeitung –«

»Ja, und?«

»– aber aus der Zeitung weiß ich rein zufällig, dass die Hohenstädter Polizei vor zwei Jahren endlich auf elektronische Datenverarbeitung umgestellt hat.«

»Ja, und?« Lukas blickte seine Schwester verwirrt an. »Ich verstehe immer noch nicht, was du –«

»Bellheim und Kollegen bearbeiten nicht nur die aktuellen Fälle mit Hilfe des Computers, sondern können dazu noch auf das gespeicherte Wissen des umfangreichen Archivs zurückgreifen.«



»Ach so!« Das Gesicht des Jungen begann zu leuchten, als hätte jemand eine Tausend-Watt-Birne in seinem Kopf angeknipst. »Darauf willst du hinaus!«

»Genau!« Laura freute sich diebisch, schneller als der Bruder gedacht zu haben. »Schließlich hat ein gewisser Mister Superhirn mir gegenüber mal behauptet, er könne sich in jeden Computer einhacken! Oder war das nur Angeberei, Lukas?«

Der Junge antwortete nicht, sondern griff hastig nach der Sammelmappe, um sie ins Regal zurückzustellen. Er wollte sie schon zuschlagen, als ihm etwas auffiel. »O Mann!«, brummte er. »Die Hohenstädter Polizei hatte damals ja alle Hände voll zu tun.«

Laura hob die Augenbrauen. »Was meinst du?«

Der Bruder deutete auf eine Überschrift. »Hier, lies mal!«

Das Mädchen beugte sich vor, um die Meldung zu überfliegen. »Kein Lebenszeichen von vermisster Frau«, lautete die Schlagzeile. »Von Anna Dübel, die vor einer Woche auf dem Nachhauseweg von der Arbeit verschwunden ist, fehlt trotz fieberhafter Suche noch immer jede Spur«, las Laura halblaut vor, bevor sie den Ordner wieder sinken ließ. »Das muss die Frau sein, von der Nikodemus Dietrich gesprochen hat!«

Lukas konnte natürlich nicht wissen, was sie damit meinte. Also wiederholte Laura, was der Bauer ihr über die Frau erzählt hatte, die in der Nähe des alten Hauses verschwunden war. Die Falte auf seiner Stirn zeigte allerdings, dass er an der Geschichte einige Zweifel hegte. »Das mit der Katze ist doch Blödsinn – glaubst du nicht auch?«

»Na ja...« Laura erinnerte sich an ihre Begegnung mit dem Teufelsbiest. »Das würde ich nicht unbedingt sagen. Vielleicht wird sie in der Zeitung sogar erwähnt?« Damit las sie weiter: »Nur das Fahrrad, mit dem Frau Dübel unterwegs war, konnte inzwischen auffindig gemacht werden. Ein Spaziergänger fand es im Wald in der Nähe des Nebelsees. Obwohl das Gelände daraufhin von einer Hundertschaft der Bereitschaftspolizei mit Suchhunden durchkämmt wurde, konnte nicht der geringste Hinweis auf den Verbleib der jungen Frau entdeckt werden. Aus diesem Grund bittet die Polizei -« Laura brach ab und warf einen



Blick auf das Porträtfoto der Vermissten, das neben dem Artikel abgedruckt war. »Schade, kein Wort von einer Katze. Aber ist es nicht ein seltsamer Zufall, dass die Ärmste Mama nicht nur ähnlich sah, sondern auch genauso hieß wie sie?« Das Mitleid in ihrer Stimme war echt. »Wenn ich Nikodemus richtig verstanden habe, dann ist diese Frau nie wieder aufgetaucht.«

Der Eingang der Höhle lag in einer düsteren Schlucht unweit des Schlangenflusses. Es war feucht und kalt in dem engen Tal, in das kaum Sonnenlicht drang. Ein beißender Gestank nach Feuer und Schwefel hing in der Luft. Pappeln, Erlen und Weiden säumten den schmalen Weg, der zu der zerklüfteten Öffnung in der Felswand führte. Obwohl Syrin ihn schon unzählige Male gegangen war, schauderte es sie jedes Mal wieder aufs Neue. Direkt vor der Höhle, in der undurchdringliche Finsternis zu herrschen schien, blieb sie stehen, formte mit den Händen einen Trichter vor dem Mund und ließ einen lauten Ruf erschallen: »Ryganii!« Und dann noch einmal: »Ryyygaaaniii!«

Geraume Zeit tat sich nichts, doch als Syrin schon unverrichteter Dinge von dannen ziehen wollte, bewegte sich etwas im Dunkel der Höhle und kam auf die Gestaltwandlerin zu.

Es war eine Frau. Das Gewand, das sich wie die Haut einer Schlange um ihren schlanken Körper schmiegte, hatte ein Muster aus rotgelben Flammen. Es wirkte, als sei sie von flackernden Feuerzungen eingehüllt. Erst auf den zweiten Blick war zu erkennen, dass es sich tatsächlich um ein Flammenkleid handelte. Auf dem Haupt der Frau loderte ebenfalls ein Feuer – eine üppige feuerrote Lockenpracht. Ihre gelben Reptilienaugen musterten Syrin abweisend. Dann öffnete sie den lippenlosen Mund, über dem anstelle einer Nase nur zwei kleine Löcher zu sehen waren, und entblöbte die spitzen Giftzähne einer Schlange. »Sssshhh!«, zischte sie. »Syrin! Was verschafft mir die Ehre deines Besuches?«

Obwohl die Gestaltwandlerin sich sichtlich unwohl fühlte, bemühte sie sich um ein Lächeln. »Nun, vielleicht habe ich einfach Sehnsucht nach dir verspürt – Schwester!«



»Ach, was! Halbschwester höchstens!« Die Frau im Flammenkleid ließ ein wütendes Zischen hören. »Unsere Mutter hatte ja nichts Besseres zu tun, als meinen Vater mit einem Fhurhur zu betrügen!« Sie musterte Syrin verächtlich. »Nun ja – du bist ja Strafe genug.«

Die Gestaltwandlerin blieb ruhig.

»Also, was willst du von mir?« Rygani klang ungeduldig.

»Ich will dir einen Handel vorschlagen.«

Die Feuerschlange antwortete nicht und wartete, bis Syrin fortfuhr: »Du hütest das Portal, das in das Reich von Taranos führt. Borboron, mein Gebieter, bittet dich deshalb um einen Gefallen.«

»Sssshhh«, zischte Rygani kalt. »Tatsächlich?«

»Ja. Er bittet dich, seine gefallenen Schwarzen Krieger unbemerkt von Taranos aus der Unterwelt entkommen zu lassen, damit sie sich zurück in die Dunkle Festung begeben können.«

»Das ist unmöglich!« Die Flammen auf dem Haupt der Schlangenfrau loderten wie zum Protest auf.

»Nicht für dich«, widersprach die Gestaltwandlerin mit fester Stimme. »Wenn du willst, vermagst du auch Taranos zu täuschen. Selbst ElySION ist auf deine List hereingefallen, nicht wahr?«

»Und was hätte ich von diesem Handel?«

»Nun«, antwortete Syrin mit schmalem Lächeln, denn sie merkte, dass Ryganis Interesse geweckt war. »Borboron weiß, dass es dein sehnlichster Wunsch ist, Taranos zu stürzen, um an seiner Stelle über die Unterwelt zu herrschen. Der Schwarze Fürst ist bereit, dich als Dank für deine Hilfe dabei zu unterstützen.«

»Sssshhh! Wie sollte ihm das möglich sein? Seine Macht ist doch auf Aventerra begrenzt –«

»Genau wie deine auf das Reich der Schatten! Deshalb wird dieser Handel euch beiden nützen. Mit Hilfe der Schattenkrieger könnte Borboron den Hüter des Lichts besiegen und damit zugleich die Schmach rächen, die der verfluchte ElySION dir angetan hat.«

»Und weiter?«

»Nach der gewonnenen Schlacht werden die Schattenkrieger in Tara-



nos' Reich zurückkehren. Der Schwarze Fürst wird mit ihrer Hilfe in den Besitz von Hellenglanz gelangen, das Schwert des Lichts. Genau wie das Schwert Pestilenz war es einst ein Geschenk der Drachenkönige. Borboron wird dir die beiden Schwerter überlassen. Ihren vereinten Kräften kann niemand widerstehen, selbst Taranos nicht – und so wirst du endlich die Herrschaft über sein Reich erringen können.« Syrin trat einen Schritt vor. »Was hältst du von dem Vorschlag?«

Rygni überlegte einen Moment. Ihr Flammenhaar schien aufzudornern, bevor sie der Gestaltwandlerin die krallenartige Hand entgegenstreckte. »Abgemacht – der Handel gilt!« Erneut zischte sie. »Aber dein Gebieter soll bloß nicht versuchen, mich hereinzulegen. Dann wird er mich nämlich erst richtig kennen lernen!«

Damit zog sich der Frauenkopf blitzartig in ihren Hals zurück, und an seiner Stelle schossen drei mächtige Schlangenhäupter aus Rygnis Körper hervor, rissen die Mäuler auf und zischten Syrin mit gespaltenen Zungen an.

Der Anblick war so Furcht erregend, dass Syrin vor Entsetzen aufschrie.





Kapitel 7 Reise in die Vergangenheit

Lukas wandte sich zufrieden grinsend vom Monitor seines Computers ab und blickte Laura, die auf dem Schreibtischstuhl neben ihm saß, herausfordernd an. »Willst du jetzt immer noch behaupten, ich hätte mit meinen Hackerkünsten nur angegeben?« Damit zeigte er auf den Bildschirm, wo in der linken oberen Ecke das Wappen der Hohenstädter Polizei aufblinkte. Es war Lukas tatsächlich gelungen, in das Daten-Archiv der Kripo einzudringen!

Obwohl Laura die fast an Zauberei grenzenden Computerkenntnisse des Bruders insgeheim bewunderte, ließ sie sich davon nichts anmerken. »Wahrscheinlich nichts als Glück«, froitzelte sie. »Selbst ein blindes Huhn findet ja manchmal ein Korn.« Damit beugte sie sich vor, um die eingescannte Unfallakte besser studieren zu können.

Anfangs deutete alles auf eine weitere Enttäuschung hin. Mit einem Mal aber stieß Lukas einen überraschten Pfiff aus. »Das ist ja interessant«, bemerkte er und vergrößerte mit einem einzigen Mausklick ein Protokoll, das der Polizeitaucher nach der Bergung des Unfallautos verfasst hatte.

Seine Schwester scrollte sich durch das Schriftstück, konnte allerdings zunächst nichts Auffälliges entdecken. Der Großteil der darin aufgezählten Fakten war Laura längst bekannt: Die Polizei hatte sich zum Beispiel damit begnügt, dass Marius Leander die Tote anhand ihrer Kleidungsstücke und des Eherings identifizierte. Als Grund dafür war angegeben, dass Wasserleichen nach ein paar Tagen sehr entstellt seien und man Herrn Leander den Anblick habe ersparen wollen.



Beim Weiterlesen jedoch stieß Laura endlich auf neue Details: Als der Taucher sich auf dem Grund des Sees dem Autowrack näherte, fand er die Beifahrertür des Käfers verriegelt vor. Die Fahrertür dagegen war nur angelehnt, und alles deutete darauf hin, dass das Schloss gewaltsam geöffnet worden war. Er hatte deshalb kein Problem, die Tür zu öffnen, den Sicherheitsgurt zu lösen und die Tote zu bergen.

Wie grauenvoll!

Schon der bloße Gedanke daran jagte Laura eisige Schauer über den Rücken. Doch so gruselig der Bericht des Polizeitauchers sich auch las – sie konnte keinerlei Ungereimtheiten darin entdecken. »Ich verstehe nicht, was du daran so interessant findest«, sagte sie deshalb.

»Nein?« In seiner überheblichen Art zog Lukas die Brauen hoch. »Kommt es dir nicht merkwürdig vor, dass die Beifahrertür verriegelt war? Oder hat Mama sie abgesperrt, als ihr losgefahren seid?«

Laura schüttelte erstaunt den Kopf. »Nein, glaub ich nicht. Kein vernünftiger Mensch verriegelt die Autotüren beim Fahren.«

»Eben! Weil im Falle eines Unfalls dann keine Hilfe von außen möglich ist.« Der Bruder nickte aufgeregt. »Was uns sofort zur nächsten Frage führt, nämlich –«

Lauras Pulsschlag beschleunigte sich. Sie spürte, dass der Bruder auf einer heißen Spur war. »Ja?«, fragte sie atemlos.

»– warum in aller Welt sollte Mama die Tür verriegelt haben, *nachdem* du aus dem Auto entkommen warst?« Lukas runzelte die Stirn. »Das ergibt erst recht keinen Sinn. Es sei denn –« Er brach ab und starrte nachdenklich in eine unbestimmte Ferne.

»Was denn?«, drängte das Mädchen ungeduldig. »Jetzt sag schon, Lukas!«

»Es sei denn« – auf der Nasenspitze des Jungen erschien ein weißer Fleck, ein Zeichen höchster Aufregung –, »Mama wollte verhindern, dass jemand ins Auto eindringt!«

Laura war verwirrt. »Wer sollte denn da reinwollen? Und vor allen Dingen, warum?«

»Keine Ahnung!« Lukas zuckte bekümmert mit den Schultern. »Und



das ist nicht das einzige Rätsel, das dieser Bericht mir aufgibt.«

»Nein?« Laura drehte nervös eine Haarsträhne um den Zeigefinger.

»Was ist denn sonst noch rätselhaft?«

»Zum Beispiel, dass der Taucher die Leiche problemlos aus dem Auto bergen konnte, nachdem er den Gurt gelöst hatte.«

Laura hatte keine blasse Ahnung, worauf der Bruder anspielte. »Was ist daran denn verwunderlich?«

»Ist das nicht offensichtlich?« Lukas konnte sich ein Kopfschütteln nicht verkneifen. »Bislang sind wir doch davon ausgegangen, dass Mama sich nur deshalb nicht retten konnte, weil sie hinter dem Lenkrad eingeklemmt war.«

»Genau!«

»Aber dann hätte auch der Taucher Probleme haben müssen, sie aus dem Auto zu holen. Was beweist, dass unsere Vermutung falsch gewesen sein muss. Mama war gar nicht eingeklemmt.«

Natürlich!, dachte Laura. Dass das noch niemandem aufgefallen ist! Im gleichen Moment noch dämmerte ihr, worauf der Bruder hinauswollte. »Aber warum –«

– hat sie ihren Gurt dann nicht gelöst«, nahm Lukas ihre Worte auf, »und sich ebenfalls in Sicherheit gebracht? Der Verschluss hat jedenfalls selbst drei Wochen nach dem Unfall noch immer einwandfrei funktioniert.«

»Du hast Recht!«

»Und weiter!« Aufgeregt deutete der Junge auf eine Stelle im Bericht. »Was hat es mit den Kratzern im Lack an der Fahrertür auf sich, die hier erwähnt werden?« Lukas wandte sich vom Monitor ab und warf der Schwester einen fragenden Blick zu. »Hat sich der Käfer denn überschlagen?«

»Nein.« Das Mädchen schüttelte vehement den Kopf, nur um gleich darauf einzuschränken: »Aber vielleicht täuscht mich meine Erinnerung ja auch?«

»Und wenn nicht?« Lukas sah seine Schwester eindringlich an. »Tut



mir leid, aber irgendwie sind mir das ein paar ›Vielleicht‹ zu viel! Zumal es noch eine ganze Reihe weiterer ungelöster Fragen gibt: Warum zum Beispiel wurde das Wrack erst drei Wochen nach dem Unfall entdeckt? Und warum lag die Fundstelle so weit von der Unfallstelle entfernt?»

Laura hob die Schultern. »Das hat Papa uns doch schon erklärt: weil die Strömung im Nebelsee so stark ist – deshalb!«

»Stimmt, das hat er gesagt«, antwortete ihr Bruder. »Ich bezweifle allerdings, dass die Polizei das auch überprüft hat. In den Berichten hier« – erneuert deutete er auf den Monitor – »wird jedenfalls kein Wort davon erwähnt!«

Ohne die Schwester eines weiteren Blickes zu würdigen, rief Lukas mit ein paar routinierten Mausklicks eine andere Internetseite auf, zog sein Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer. Nachdem Lukas seinen Namen genannt hatte, brachte er mit betonter Höflichkeit ein Anliegen vor, dessen tieferen Sinn Laura nicht auf Anhieb verstand: »Entschuldigen Sie, dass ich Sie bei der Arbeit störe, aber Sie sind meine letzte Hoffnung. Wir schreiben gerade eine wichtige Hausarbeit über den Nebelsee, und dafür brauchte ich nähere Angaben über die Strömungsverhältnisse am Südufer. Können Sie mir da vielleicht weiterhelfen?«

Die Antwort war offensichtlich positiv, denn der Junge nickte Laura freudestrahlend zu und zeigte mit dem Daumen nach oben, während er seinem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung aufmerksam zuhörte. Hin und wieder murmelte er »Ja« oder »Aha« oder auch »Ist ja interessant«, bevor er das Gespräch mit überschwänglichem Dank beendete und Laura triumphierend ansah. »Hab ich's mir doch gedacht!«

»Was?«

Er deutete auf das Handy. »Das war jemand vom Wasserwirtschaftsamt. Die sind für sämtliche Gewässer in unserer Region zuständig.«

»Vermute ich richtig, dass auch der Nebelsee in ihren Zuständigkeitsbereich fällt?«

»Klaromaro!« Lukas grinste triumphierend. »Sie wissen über alles Bescheid: Wassertiefe, Wasserqualität – und natürlich auch über die Strö-



mungsverhältnisse.«

»Verstehe.« Obwohl das Feixen des Bruders die Antwort bereits vorwegnahm, konnte Laura sich die Frage nicht verkneifen: »Und?«

»Nach den Angaben des Mannes vom Wasserwirtschaftsamt ist es völlig unmöglich, dass Mamas Auto von der Strömung an den Fundort getrieben wurde. Die verläuft nämlich exakt in entgegengesetzter Richtung!«

»Wahnsinn!« Die Augen des Mädchens wurden groß. »Weißt du, was das heißt?«

»Natürlich.« Mit einem Mal wurde Lukas ungewöhnlich ernst. »Das ist der eindeutige Beweis, dass deine Vermutung stimmt. Bei Mamas Unfall ist es tatsächlich nicht mit rechten Dingen zugegangen!«

»Sag ich doch die ganze Zeit!«, bekräftigte Laura. »Allerdings hilft uns das kaum weiter. Wir wissen nämlich immer noch nicht, was damals wirklich passiert ist!«

»Na und?« Die Bedenken seiner Schwester schienen Lukas nicht zu beeindrucken. »Dann müssen wir es eben herausfinden!«

»Fragt sich nur, wie.« Ein Anflug von Verzweiflung war auf dem hübschen Mädchengesicht zu erkennen. »Wir haben sämtliches Material durchforstet und nichts entdeckt, was das Rätsel lösen könnte.«

»Richtig«, antwortete Lukas trocken. »Und ich glaube nicht, dass wir noch weitere Unterlagen finden werden.«

»Ja, eben!« Laura bemerkte sein hintergründiges Lächeln nicht. »Wenn wir bloß die Person ausfindig machen könnten, die damals die Polizei informiert hat. Vielleicht hat sie ja noch mehr beobachtet.«

»Wäre durchaus möglich.« Lukas lächelte immer noch geheimnisvoll. »Dann könnte sie uns möglicherweise weiterhelfen.«

»Aber wie sollen wir sie jetzt noch finden? Das ist doch aussichtslos. Wir kennen nicht einmal den Namen des Mädchens.«

»Absolut korrekt.« Lauras Ratlosigkeit schien Lukas zu erheitern. »Allerdings wissen wir, dass dieses Mädchen zum Zeitpunkt des Unfalls am See gewesen sein muss – und deshalb sollten wir genau dort nach ihm suchen.« Seine Mundwinkel zuckten belustigt, während er die Schwester



herausfordernd anblickte. »Besser gesagt – *du* solltest dort nach ihm suchen!«

»Wieso?« Laura verstand nur Bahnhof, bis ihr schlagartig ein Licht aufging. »Ach so!« Zweifelnd sah sie den Bruder an. »Du meinst also, ich sollte...«

»Klaromaro, du Spar-Kiu! Zu irgendetwas müssen deine besonderen Fähigkeiten ja gut sein. Und selbst, wenn du diese geheimnisvolle Zeugin nicht entdeckst – vielleicht fällt dir ja etwas auf, was wir bislang noch nicht wussten!«

Laura hatte sich auf dem Bett des Bruders ausgestreckt. Während sie tief ein- und ausatmete und versuchte, alle unpassenden Gedanken aus ihrem Kopf zu verscheuchen, konnte Lukas sich nicht verkneifen, ihr letzte Anweisungen zu erteilen.

»Pass bloß auf, dass du nicht erwischt wirst!«, mahnte er eindringlich. »Und kehr so schnell wie möglich wieder zurück.«

»Ja, klar!«, murmelte Laura ungehalten. Schließlich war es völlig überflüssig, dass Lukas ihr Ratschläge gab. Sie wusste, dass sie ihre Traumreise nicht länger als unbedingt nötig ausdehnen durfte.

Das verstand sich doch von selbst!

Oft genug hatte sie gespürt, wie sehr diese Ausflüge an ihren Kräften zehrten. Dafür aber eröffnete ihr diese besondere Gabe, die nur wenige Wächter und Dunkle besaßen, fantastische Möglichkeiten: Traumreisende konnten sich nicht nur an jeden beliebigen Ort, sondern sogar in jede nur denkbare Zeit versetzen und damit Zeuge eines längst vergangenen Geschehens werden. Es war also nicht verwunderlich, dass diese Reisen einen hohen Tribut forderten. Anfangs hatte sich Laura so sehr dabei verausgabt, dass sie sich nach ihrer Rückkehr krank fühlte und ans Bett gefesselt war, mal länger, mal weniger lang – je nachdem, welche räumlichen und zeitlichen Entfernungen ihre Traumgestalt überwunden hatte. Gestärkt durch unermüdliches Training, beherrschte sie diese außergewöhnliche Fertigkeit inzwischen aber so gut, dass sie immer kürzere Erholungsphasen benötigte.

»Beim geringsten Anzeichen einer Gefahr brichst du den Ausflug so-



fort ab«, schärfte Lukas ihr ein. »Hast du verstanden?«

»Natürlich!« Laura hatte langsam genug von seinen Ermahnungen. »Ich bin doch nicht blöd. Pass *du* lieber auf, dass mir nichts passiert, während mein Geist sich auf Traumreise befindet! Verstanden?«

Lukas zog einen Flunsch, verkniff sich aber eine Antwort. Er ließ sich auf den Schreibtischstuhl plumpsen, schob seine dicke Hornbrille zu-recht und behielt die Schwester im Blick.

Laura schaute ein letztes Mal zur Uhr, die auf dem Nachttisch lautlos vor sich hin tickte: Es war kurz vor sechs. Wenn sie in spätestens einer Stunde zurückkehrte, käme sie gerade noch rechtzeitig zum Abendbrot. »Also bis dann«, raunte sie ihrem Bruder noch zu, bevor sie die Augen schloss. Dann blendete sie alle störenden Gedanken aus, bis sie die Welt um sich herum vollständig vergaß. Während sie sich auf das Ziel und den gewünschten Zeitpunkt ihrer Reise konzentrierte, murmelte sie die uralte Beschwörungsformel vor sich hin, die jeden Wächter seit Anbeginn der Zeiten auf seine Traumreisen geleitet:

»Strom der Zeit, ich rufe dich;
Strom der Zeit, erfasse mich!
Strom der Zeit, ich öffne mich;
Strom der Zeit verschlinge mich!«

Die Kräfte, die ihr das Schicksal verliehen hatte, begannen sich in ihrem Inneren zu regen. Ein sanftes Prickeln lief durch Lauras Körper, und dann sah sie das Licht. Ein überirdisches Brausen erfüllte ihre Ohren, während gleißende Strahlen um sie herumwirbelten wie ein mächtiger Sturm, der keinerlei Widerstand duldet und alles Zaudern mit unbändiger Kraft hinwegfegt. Laura fühlte sich wie eine Feder im Wirbel der Zeiten, ihr wurde zugleich glühend heiß und eisig kalt, bis das Licht verblasste und ein sanfter Hauch über ihre Wangen strich. Sie hörte das Rascheln von Blättern im Wind und fröhliches Vogelgezwitscher, als mit einem Male das Motorengeräusch eines Autos, das rasend schnell näher kam, an ihr Ohr drang. Da wusste sie, dass die Traumreise sie an einen



anderen Ort und in eine andere Zeit geführt hatte.

Laura schlug rasch die Augen auf und stellte fest, dass sie inmitten eines dichten Weidenbusches stand. Nur ein knappes Dutzend Schritte entfernt und rund drei Meter unterhalb ihres Standortes erstreckte sich der Nebensee. Seine ausgedehnte Wasserfläche glitzerte im Licht der tief stehenden Nachmittagssonne. Im gleichen Moment klang das schrille Quietschen von Reifen an ihr Ohr. Laura drehte den Kopf- und erblickte einen knallroten VW Käfer, der eben von der nahen Fahrbahn abkam, zwischen zwei Bäumen am Rand der Straße hindurchschoss und direkt auf den Weidenbusch zuraste, in dem Laura sich befand.

Oh, nein!

Während ein Schwarm Enten aufgeregt schnatternd aus dem Uferschilf aufstieg und mit hektischen Flügelschlägen davonflatterte, starrte Laura entgeistert auf die vor Entsetzen starren Gesichter hinter der Windschutzscheibe. Kein Zweifel: Auf dem Fahrersitz saß ihre Mutter, Anna Leander. Und das blonde Mädchen daneben, das war sie selbst, wenn auch um einige Jahre jünger. Der Anblick brachte sie völlig aus der Fassung, und so dauerte es einen Moment, bis sie sich wieder vergegenwärtigte, dass die Traumreise sie in die eigene Vergangenheit geführt hatte.

Die kurze Verwirrung hätte sie um Haaresbreite das Leben gekostet. Erst im allerletzten Augenblick sprang Laura zur Seite, um dem wild schlingernden Wagen auszuweichen. Das Fahrzeug aber raste ungebremst auf das Steilufer zu, hob ab und flog mit jaulendem Motor durch die Luft. Als es mit lautem Klatschen die Wasserfläche berührte, spritzte es mächtig auf. Kreisförmige Wellen breiteten sich ringsum aus. Der Käfer schaukelte noch einige Male heftig auf und ab, als handle es sich um einen riesigen Schwimmer aus rotem Kork, der anzeigt, dass ein kapitaler Fisch angebissen hat. Dann wurde das Schaukeln schwächer, und das Geräusch des Motors erstarb. Bleierne Stille senkte sich über den See.

Für einen Moment war es ruhig wie auf einem Friedhof.

Endlich löste sich Lauras Erstarrung. Rasch zog sie ihr Handy aus der



Tasche und wählte die Notrufnummer. »Ein Unfall am Nebelsee«, sprach sie hastig ins Mikro. »Auf der Landstraße Richtung Hohenstadt. Schicken Sie einen Rettungswagen, schnell!« Erst als sie das Mobiltelefon wieder einsteckte, begriff sie: Kein Wunder, dass diese geheimnisvolle Zeugin sich damals nicht gemeldet hatte! Sie selbst hatte die Polizei alarmiert, während einer Traumreise in die Vergangenheit – darauf hätte niemand kommen können.

Und schon gar kein Polizist!

Laura drängte sich durch die dichten Zweige, um hinunter ans Wasser zu eilen und den Verunglückten zu helfen, als sie mitten in der Bewegung innehielt.

Verdammt!

Sie war nicht allein!

Das hätte ich mir doch denken können!, schoss es ihr durch den Kopf, während sie sich hastig wieder in den Schutz des Strauches zurückzog, damit ihre Feinde sie nicht entdeckten.

Laura musste sich an seinen Ästen festklammern, denn vor Schreck wäre sie beinahe den Abhang hinuntergestürzt. Das war doch Syrin, die unheimliche Gestaltwandlerin, die sich da, geschmeidig wie eine Viper, dem Steilufer näherte! Ihr großer, schlanker Körper steckte in einem eng anliegenden Kleid aus smaragdgrüner Schlangenhaut. Laura wusste, dass auch die Augen der Frau mit ihren schlitzartigen Pupillen in der gelben Iris an ein Reptil erinnerten. Ihr Gesicht, das von pechschwarzen Haaren eingerahmt wurde, war bleich und wirkte starr.

Und wer folgte der Gestaltwandlerin in respektvollem Abstand? Dr. Quintus Schwartz und Rebekka Taxus! Im Gegensatz zu der offensichtlich nicht alternden Schwarzmagierin Syrin sahen die beiden deutlich jünger aus als noch beim Abendessen im Internat.

Schon eigenartig, wie viel acht Jahre doch ausmachen!, kam es Laura in den Sinn. Aber vielleicht haben die bösen Gedanken und Absichten, die sie tagtäglich hegen, die beiden Lehrer auch schneller altern lassen als andere?

Die drei hatten das Ufer noch nicht erreicht, als eine weitere Gestalt



zwischen den Bäumen hervorhuschte und hinter ihnen herhastete: Albin Ellerking, der Internatsgärtner. Der rundliche Mann – bei dem es sich, wie Laura längst wusste, um einen der wenigen Nachtalben handelte, die noch auf der Erde lebten – besaß eine rote Knollennase und übergroße spitz zulaufende Ohren. Zwei mächtige Hunde folgten ihm auf dem Fuß.

Zwei schwarze Doggen.

Dragan und Drogur!

Obwohl die Viecher ihrem Gebieter wie zwei brave Schoßhündchen folgten und keinen Laut von sich gaben, begann Laura bei ihrem Anblick unwillkürlich zu zittern. Schließlich wusste sie um das Geheimnis der Teufelsbiester, die, getarnt als scheinbar harmlose Buchsbaumskulpturen, vor Burg Ravenstein standen, um sich dann, von Ellerking aus ihrem pflanzlichen Zustand erweckt, unversehens in reißende Bestien zu verwandeln. Schon einige Male waren Laura und ihre Freunde ihren Angriffen nur mit knapper Not entkommen, und so verspürte sie kein Verlangen nach einer erneuten Begegnung mit den Hunden. Zum Glück schienen die Monster sie nicht zu bemerken.

Und die vier Dunklen ebenfalls nicht.

Diese ergötzen sich offensichtlich am Anblick des Autos, das immer tiefer in den Fluten des Nebelsees versank. Ihre hämischen Mienen bestätigten das, was die Wächter von Anfang an vermutet hatten: Syrin und ihre ergebenen Knechte steckten hinter dem Unfall!

Als habe es noch eines letzten Beweises bedurft, wandte sich die Gestaltwandlerin mit einem bösen Lächeln an ihre Vasallen. »Jetzt wird sie das Versprechen einlösen, das ihre Mutter der Feuerschlange gegeben hat«, höhnte sie. »Und wir werden uns ihren Balg holen!«

Laura schrak unwillkürlich zusammen.

Die Feuerschlange?

Wer oder was sollte das denn sein?

Allerdings blieb dem Mädchen keine Zeit, weiter darüber nachzusinnen, denn Syrin streckte die knochigen Arme zum blauen Nachtmittags-himmel, an dem dünne Wolkenschleier aufzogen, legte den Kopf in den



Nacken und murmelte eine unverständliche Beschwörungsformel. Nur Sekunden später ging ein Ruck durch ihren ausgemergelten Körper. Ihre Füße lösten sich vom Boden, und wie von geheimnisvollen Kräften getragen schwebte sie das Steilufer hinunter, um dann dicht über der Wasseroberfläche auf das sinkende Auto zuzugleiten.

Unfassbar!

Anna Leander schien die große Gefahr gar nicht zu bemerken, die, lautlos wie eine Wasserschlange, unaufhaltsam näher kam. Sie nestelte am Sicherheitsgurt ihrer kleinen Tochter, der das Wasser bereits bis zur Brust stand, beugte sich über den Beifahrersitz und kurbelte das Seitenfenster herunter.

Als Anna ihre Tochter unter den Achseln packte, um sie durch das offene Fenster hinauszuschieben, tauchte Syrin neben dem Auto auf. Was dann geschah, versetzte die zum Nichtstun verurteilte Laura in blankes Entsetzen: Die Schwarzmagierin machte eine beschwörende Geste – und wie von Geisterhand schloss sich die Scheibe wieder!

Das durfte nicht sein!

Obwohl die verzweifelte Anna erneut mit aller Kraft an der Kurbel drehte, ließ sich das Fenster nicht einen Millimeter bewegen.

Der Käfer sank immer tiefer.

Nichts, so schien es, konnte jetzt noch verhindern, dass das Auto mit samt den Insassen von den Fluten verschlungen wurde.

In fieberhafter Erregung blickte Laura zur Landstraße. Wo um alles in der Welt blieben denn die Polizei und der Rettungswagen? Es konnte doch nur noch Momente dauern, bis das Auto versank!

In diesem Augenblick geschah es: Wie aus dem Nichts erschien plötzlich ein hell leuchtendes Wesen neben dem Wagen. Es besaß die Statur eines erwachsenen Menschen, hatte Flügel und trug ein strahlend weißes Gewand. Sein Gesicht war das eines jungen Mannes. Mit ernster Miene streckte der Geflügelte die Hand aus und gebot Syrin mit einer erhabenen Geste Einhalt.

Unglaublich!

Laura wollte ihren Augen kaum trauen, als die böse Gestaltwandlerin



beim Anblick des wundersamen Gegners zurückwich und es widerspruchslos zuließ, dass das Wesen – die mächtigen Schwingen auf seinem Rücken ließen Laura unwillkürlich an einen Engel denken! – das Seitenfenster mit magischen Kräften öffnete und ihrem fünfjährigen Selbst aus dem Auto half. Was danach geschah, drohte dem Mädchen das Herz zu brechen: Während ihr jüngeres Ich mit den schwächtigen Armen zu paddeln begann und gleich einem in Panik geratenen Welpen auf das Ufer zustrebte, wandte sich der Geflügelte an ihre Mutter, die ihn flehentlich anschaute. Doch das engelsgleiche Wesen schüttelte nur traurig den Kopf und hob hilflos die Schultern, als wolle es sagen: Es tut mir leid, Anna Leander, aber *dir* kann ich leider nicht helfen!

Dann formten seine Lippen Worte, die Laura aufgrund der Entfernung nicht verstehen konnte. Doch auf dem Gesicht ihrer Mutter erschien nach einem kurzen Moment des Begreifens ein wehmütiges Lächeln, gerade so, als füge sie sich widerstandslos in ihr Schicksal.

Auch der Geflügelte lächelte ihr ein letztes Mal zu. Dann breitete er die Schwingen aus und schwebte auf die kleine Laura zu.

Diese schien mit ihren Kräften am Ende zu sein. Ihr Kopf tauchte immer öfter unter Wasser. Bevor das Mädchen unterging, wurde es jedoch von dem geheimnisvollen Retter gepackt und ans Ufer gebracht.

Laura war fassungslos. Vor Aufregung zitternd, klammerte sie sich immer noch an das Geäst der Weide, überwältigt von dem fantastischen Geschehen, das sich gerade vor ihren Augen abgespielt hatte.





Kapitel 8 Eine hinterhältige Botschaft

aura zwang sich zur Ruhe. Sie musste ihre Gefühle unterdrücken, denn sie war hier, um möglichst viel über den Unfall herauszufinden. Deshalb versuchte sie nun, dem Gespräch der Dunklen zu lauschen, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe befanden, auch wenn es ihr schwer fiel, die Augen von dem Geflügelten und ihrem jüngeren Ich abzuwenden.

Hoffentlich entdeckten die Feinde sie nicht!

Syrin, die wieder zu ihren Vasallen zurückgekehrt war, wurde von Dr. Schwartz mit bitteren Vorwürfen empfangen. »Warum habt Ihr Euch seinen Befehlen gebeugt?«, herrschte er sie an. »Wir sind doch in der Überzahl und sollten mit dieser elenden Kreatur allemal fertig werden!«

Während Pinky Taxus ihm mit eifrigem Nicken beipflichtete, hielt Albin Ellerking sich bedeckt. Immerhin hatte der Nachtalb häufig genug erleben müssen, dass mit der Großen Meisterin nicht zu spaßen war. Wenn jemand durch ungebührliches Benehmen ihren Zorn erregte, war ihr jede Grausamkeit zuzutrauen.

Diesmal jedoch ließ Syrin es bei einem verächtlichen Blick bewenden. »Nur ein Narr wie du kann sich zu einer solchen Feststellung hinreißen lassen!«, zischte sie den Konrektor an. »Dabei solltest du längst um die besondere Macht wissen, die den Wolkentänzern zur Erfüllung ihrer Aufgabe verliehen worden ist!« Ihre Reptilienaugen richteten sich auf Rebekka Taxus. »Habe ich nicht Recht?«

»Ja, ja, natürlich«, beeilte sich diese zu versichern. »Sselbstverständlich, Großse Meissterin!«



»Na, also!« Ein hämisches Grinsen erschien auf dem bleichen Gesicht der Schwarzmagierin. »Die Geflügelten existieren seit Anbeginn der Zeiten und wissen deshalb um das große Mysterium, das die Welten im Inneren zusammenhält. Sie sind so weise, dass selbst Elysion sich nicht scheut, gelegentlich ihren Rat einzuholen.« Sie warf dem geflügelten Wesen, das am Ufer kauerte und sich besorgt über das keuchende und hustende Mädchen beugte, einen hasserfüllten Blick zu. »Für uns bleibt jetzt nichts mehr zu tun. Gurgulius und der Rote Tod werden sich um den Rest kümmern. Also lasst uns endlich verschwinden.«

»Aber«, warf Quintus Schwartz verwirrt ein, »wir haben diesen Unfall doch nicht nur inszeniert, um der Feuerschlange einen Gefallen zu erweisen. Wir wollten doch gleichzeitig dieses verfluchte Gör unschädlich machen!«

»Keine Angst«, sagte Syrin mit herrischer Miene, »das Balg wird uns nicht entkommen! Im Moment kann uns das Mädchen ohnehin nicht gefährlich werden. Die fantastischen Fähigkeiten, die in Laura schlummern, werden sich erst ab ihrem dreizehnten Geburtstag entfalten.«

»Ich weiß. Aber –«

»Bis dahin werden wir noch ausreichend Gelegenheit haben«, fiel ihm die Große Meisterin barsch ins Wort, »um sie unschädlich zu machen. Ziehen wir uns also zurück, bevor noch jemand erfährt, was hier wirklich gespielt wird.« Herausfordernd sah sie den immer noch un schlüssigen Konrektor an. »Oder möchtest du vielleicht, dass jemand erfährt, wer mit Hilfe seiner telekinetischen Kräfte die Bremsen des Autos außer Kraft gesetzt hat?«

»Äh... Na-Na-Natürlich nicht«, stotterte Quintus Schwartz. »Das würde doch nur den Verdacht unserer Feinde erregen.«

»Wie klug du doch bist!«, spottete die Gestaltwandlerin, legte den Kopf in den Nacken und stieß ein kehliges Gelächter aus. Es klang wie eine düstere, unheimliche Drohung und jagte Laura einen eisigen Schauer über den Rücken. Dann drehte Syrin sich um und verschwand, gefolgt von ihren Vasallen, zwischen den Bäumen.

Laura richtete den Blick wieder auf den See. Nur das rote Dach des



Käfers ragte noch aus dem Wasser, aus dem urplötzlich und ohne erkennbaren Grund dichter Nebel aufstieg. Dieser dampfte, als handelte es sich um den heißen Atem eines Untiers. Im gleichen Augenblick durchzuckte Laura ein Gedanke, der sie förmlich elektrisierte: Vielleicht kann ich Mama doch noch retten! Ich bin heute doch viel kräftiger als damals und kann sie vielleicht aus dem Auto befreien!

Laura stürmte zum Ufer und stürzte sich ins Wasser. Wie von Sinnen schwamm das Mädchen auf den Wagen zu, der eben, umwölkt von heißem Dampf, mit einem gurgelnden Geräusch im See versank. Als sie an der Stelle angelangt war, holte sie tief Luft und tauchte. Im ersten Augenblick konnte sie kaum etwas erkennen. Dann jedoch gewöhnte sie sich an die Sicht unter Wasser, und während sie mit kräftigen Armzügen in die Tiefe strebte, schimmerte ihr aus dem diffusen Dunkel ein undeutlicher roter Fleck entgegen.

Der Käfer der Mutter!

Obwohl die Luft in ihren Lungen merklich knapper wurde und das Blut in ihren Schläfen vor lauter Anstrengung zu pochen begann, gab Laura dem Impuls zum Auftauchen nicht nach, sondern tauchte immer tiefer.

Endlich war Laura bei dem Auto angelangt, das sich in vielleicht fünf oder sechs Meter Tiefe auf dem Grund des Sees befand. Schon wollte sie die Fahrertür öffnen, als ein Blick ins Wageninnere ihr einen Schrecken einjagte, bei dem das Blut in ihren Adern zu gefrieren drohte: Das Auto war leer! Der Fahrersitz war ebenso verwaist wie der des Beifahrers, und auf der Rückbank saß auch niemand. Von ihrer Mutter war nicht die geringste Spur zu entdecken!

Wie war das nur möglich?

Das Brennen in Lauras Lungen wurde heftiger. Kleine rote Sterne begannen vor ihren Augen zu tanzen – sie musste schleunigst auftauchen, um frische Luft zu schnappen! In diesem Moment gewahrte sie aus dem Augenwinkel eine undeutliche Bewegung. Unwillkürlich drehte Laura den Kopf – und erschrak: In den trüben Wassern erblickte sie die grünlich schimmernde Silhouette eines riesigen Drachen, der in einiger Ent-



fernung, wo der Seegrund steil abfiel, in die Tiefe strebte. Das Untier besaß zwei Köpfe. Gurgulius der Allesverschlinger! Nun bemerkte Laura auch die Frauengestalt, die leblos in einem seiner Mäuler hing.

Es war ihre Mutter!

Laura wollte den beiden folgen, doch es war aussichtslos. Sie hatte keine Luft mehr und konnte es nicht einen Augenblick länger unter Wasser aushalten. Sie fühlte sich schwindelig, und ihre Lungen drohten zu platzen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als schnellstens aufzutauchen.

Die rettende Oberfläche schien endlos weit entfernt. Die tanzenden roten Sterne vor Lauras Augen verwandelten sich in einen spiralförmigen Nebel, der sich schneller und schneller drehte, bis er sie schließlich zu verschlingen drohte. Erst als sie nach schier endloser Zeit den Wasserspiegel durchbrach und frische Atemluft in ihre Lungen schoss, schwand der Nebel und ihr ermatteter Körper erholte sich ein wenig. Sobald das Brennen in der Brust nachgelassen hatte, tauchte Laura erneut in die Tiefe. Als sie bei dem Wrack angelangte, stand dieses immer noch verlassen auf dem Grund des Sees. Von ihrer Mutter und dem Drachen aber war in den trüben Wassern nicht mehr das Geringste zu entdecken.

Obwohl Laura insgeheim wusste, dass jeder zusätzliche Versuch zwecklos sein würde, schwamm sie hastig einige Meter weiter hinaus und tauchte erneut. Offensichtlich hatte sie die richtige Stelle erwischt: Der Grund fiel hier steil ab, und der Boden war nicht mehr zu erkennen. Das Wasser wurde immer dunkler, bis es sich schließlich in undurchdringlicher Schwärze verlor. In diesem schwarzen Loch musste Gurgulius mit samt der Mutter verschwunden sein. Er hatte Anna an einen Ort gebracht, an den Laura ihnen nicht folgen konnte, wie ihr die brennenden Schmerzen, die ihren Brustkorb zu sprengen drohten, deutlich zeigten. Obwohl sie sich mehr als alles auf der Welt wünschte, hinter den grabesdunklen Vorhang zu schauen, der den Blick in die Tiefe versperrte, wusste sie, dass das unmöglich war. Und so kehrte Laura entmutigt zur Oberfläche zurück.

Als sie das Ufer erreichte, war sie so erschöpft, dass sie sich zu Boden



sinken ließ und dort schwer keuchend liegen blieb. Ein Gefühl von Hilflosigkeit und Trauer breitete sich in ihr aus. Trotz aller Bemühungen hatte sie die Mutter nicht retten können. Natürlich wusste sie seit vielen Jahren, dass Anna den Unfall nicht heil überstanden hatte. Das Wissen um diesen Verlust war schlimm genug, aber ihn mit eigenen Augen noch einmal miterleben zu müssen, das war kaum zu ertragen.

Apathisch stützte Laura sich auf die Arme, als sie mit einem Mal einen glänzenden Gegenstand im dichten Ufergras erblickte. Es war ein quietschgelbes Handy.

Mamas Handy!, durchzuckte es Laura. Offensichtlich war es aus dem Auto geschleudert worden, als dieses im wilden Zickzackkurs auf den See zugeschlingert war!

Laura kroch darauf zu und steckte es in die Tasche, als das rasch näher kommende Signal eines Martinshorns sie zusammenschrecken ließ. Sie richtete sich auf und erblickte ein Polizeiauto und einen Rettungswagen, die mit eingeschalteten Blaulichtern auf der Landstraße heranrasten. Mit quietschenden Bremsen hielten sie an. Polizisten und Sanitäter sprangen aus den Fahrzeugen und hasteten auf das kleine Mädchen zu, das am Seeufer im Gras kauerte. Aus den beruhigenden Gesten des Notarztes, der neben der Fünfjährigen kniete, entnahm Laura, was sie ohnehin schon wusste: Sie hatte den Unfall ohne größeren Schaden überstanden und war mit dem bloßen Schrecken davongekommen.

Während ihr jüngeres Selbst auf eine Trage verfrachtet und zum Krankenwagen gebracht wurde, sah sich Laura nach dem geheimnisvollen Retter um. Doch von dem strahlend hellen, engelsgleichen Wesen mit den mächtigen Schwingen war nichts mehr zu sehen. Eigenartig, ging es ihr durch den Kopf, bevor sie sich daranmachte, in die Gegenwart zurückzukehren. So eine Gestalt habe ich noch nie zuvor gesehen. Wer kann das nur gewesen sein?

Laura verspürte ein leichtes Schwindelgefühl, als sie sich wenig später vom Bett des Bruders aufrichtete. Ihr Kopf schmerzte etwas, und ihre Schläfen pochten. Ihre Beine waren eingeschlafen und fühlten sich an



wie prickelnder Wackelpudding, aber ansonsten hatte sie die Traumreise gut überstanden.

»Also, fassen wir zusammen, was du beobachtet hast«, dozierte Lukas, während seine Schwester sich die Beine rieb, um die Blutzirkulation wieder in Gang zu bringen. »Albin Ellerking hat seine schwarzen Monsterdoggen auf die Straße gehetzt, Quintus Schwartz hat die Bremsen von Mamas Auto lahmgelegt – und deswegen ist sie beim Ausweichmanöver ungebremst im See gelandet.«

»Genauso war es«, antwortete Laura.

»Etwas Ähnliches hatten wir ohnehin vermutet.« Lukas nickte bekräftigend. »Was wir dagegen noch nicht wussten: Dieser Anschlag hat nicht nur dir gegolten, sondern hauptsächlich Mama. Weil sie auf diese Weise dafür zahlen sollte, dass ihre Mutter – Oma Lena also – einer gewissen Feuerschlange ein Versprechen gegeben und es nicht gehalten hat.«

»Jedenfalls hat Syrin das angedeutet«, bestätigte Laura. »Allerdings habe ich weder eine Ahnung, wer oder was diese Feuerschlange sein könnte, noch kenne ich dieses geheimnisvolle Versprechen.«

Lukas verzog kurz das Gesicht, als wolle er sagen »Meinst du vielleicht, ich?«, bevor er mit seiner Aufzählung fortfuhr. »Dann hat ein Engel dafür gesorgt, dass dein fünfjähriges Ich den versinkenden Wagen verlassen konnte – und als du dann zum Seegrund getaucht bist, saß Mama nicht mehr hinter dem Steuer, sondern wurde von dem doppelköpfigen Drachen Gurgulius in die Tiefe geschleppt.« Er sah die Schwester über den Rand seiner Brille hinweg an. »Habe ich das so weit korrekt wiedergegeben?«

»Absolut«, bestätigte Laura. »Und irgendwie muss auch dieser unheimliche Wiedergänger Konrad Köpfer, der auch der Rote Tod genannt wird, mit von der Partie gewesen sein. Syrin hat nämlich erwähnt, dass der Rote Tod und Gurgulius sich um den Rest kümmern würden.«

»Okay.« Lukas schüttelte den Kopf. »So aufschlussreich sich das alles auch anhört – du musst dich trotzdem irgendwie getäuscht haben, Laura.«

»Wie kommst du denn darauf?«



»Ganz einfach.« Er blickte die Schwester tadelnd an. »Du hast den Bericht des Polizeitauchers doch auch gelesen – und danach saß Mamas Leiche immer noch auf dem Fahrersitz, als man das Wrack drei Wochen nach dem Unfall endlich entdeckt hat.« Lukas schob seine Brille zurecht. »Der Wagen kann also unmöglich leer gewesen sein, als du danach getaucht bist.«

»Das war er aber«, sagte Laura mit fester Stimme. Die nassen Kleider klebten an ihrem Körper, und in ihrem Kopf brummte es wie in einem Bienenkorb. Dennoch wusste sie, dass sie sich nicht geirrt hatte.

Lukas runzelte die Stirn. »Wie soll das möglich sein? Das widerspricht doch jeder Logik.«

»Schon möglich. Aber trotzdem: Mama saß nicht mehr in dem Auto. Ich hab ganz deutlich gesehen, wie dieser Drache sie verschleppt hat.«

Lukas schüttelte bekümmert den Kopf. Dann machte er einen Schritt auf sie zu, legte ihr die Hand auf die Schulter und sah sie mitleidig an. »Wahrscheinlich hast du dir das nur eingebildet, Laura. Überleg doch mal: Du warst schrecklich aufgeregt – und hast zudem unter extremem Luftmangel gelitten. In einem solchen Zustand spielt einem das Bewusstsein leicht einen Streich. Halluzinationen sind da nichts Ungewöhnliches.«

»Quatsch!«, widersprach Laura ungehalten und schüttelte seine Hand ab. »Und welche Erklärung hast du für das geflügelte Wesen? Als ich es zum ersten Mal gesehen habe, war ich schließlich noch an Land und hab es mir wohl kaum eingebildet.«

»Ja, schon.« Der Junge hob die Schultern. »Aber viele Menschen glauben an Engel. Einige behaupten sogar, welche gesehen zu haben. Doch eigentlich handelt es sich dabei lediglich um Produkte unserer Fantasie und keineswegs um reale Wesen!«

»Ich habe nicht behauptet, dass es ein Engel war«, entgegnete das Mädchen kühl. »Die zwei Flügel und seine Kleidung haben mich nur daran erinnert. Jedenfalls besaß es eine große Ähnlichkeit mit einem Schutzengel. Allerdings –« Laura brach ab und starrte nachdenklich vor sich hin.



Lukas kniff die Augen zusammen. »Ja?«

»Es... Ähm... Dieses Wesen kam mir irgendwie bekannt vor. Ich bin mir fast sicher, dass ich es schon mal gesehen habe.«

Der Junge entgegnete nichts. Nicht zuletzt an der tiefen Falte auf seiner Stirn war deutlich zu erkennen, dass er an den Worten seiner Schwester zweifelte.

Laura blieb das natürlich nicht verborgen. »Du kannst mich ruhig für verrückt halten, Lukas«, erklärte sie. »Und vom rein logischen Standpunkt magst du sogar Recht haben. Aber auch wenn du ein Superhirn besitzt, solltest du endlich akzeptieren, dass es Dinge gibt, die mit dem menschlichen Verstand alleine nicht zu erklären sind. Das hast du doch inzwischen sogar am eigenen Leib erfahren. Oder hast du eine Erklärung dafür, warum du plötzlich diese ›Schatten‹ sehen kannst, von denen du mir erzählt hast?«

»Nein, habe ich nicht.« Lukas' Stimme klang unsicher. »Und dennoch, Laura: Die Welt, die hinter der Oberfläche der Dinge existiert, ändert nichts an unseren Naturgesetzen. Und Mamas Leiche ist nun mal hinter dem Steuer des Autos gefunden worden.«

»Stimmt«, entgegnete Laura trocken. »Woraus lediglich folgt, dass es dafür eine andere Erklärung geben muss!«

»Und welche, du Schlaumeier?«

»Ganz einfach: Wenn der Drache Mama aus dem Auto geholt hat, dann muss es sich bei der Leiche, die man später darin gefunden hat, um jemand anderen gehandelt haben.«

Der Junge überlegte einen Moment lang. »Durchaus denkbar«, gab er schließlich zu, nur um gleich darauf wie ein Oberlehrer den Zeigefinger zu heben. »Vorausgesetzt natürlich, du hast dir das alles nicht bloß eingeblendet. Was keineswegs erwiesen ist!«

»Jetzt reicht's mir aber langsam!«, entgegnete Laura unwirsch. »Außerdem brauche ich dringend trockene Kleider, sonst hole ich mir noch eine Erkältung.« Als sie aufstand, fiel ihr ein Gegenstand aus der Tasche.

»Was ist das denn?«, fragte Lukas verwundert.

»Was wohl?« Laura verdrehte genervt die Augen. »Ein Handy.«



»Das sehe ich auch«, gab der Bruder zurück. »Ich bin schließlich nicht blind. Ich wundere mich nur, wie du an so ein vorsintflutliches Teil kommst. Das muss doch Jahre alt sein.«

Da fiel es Laura wieder ein. »Stimmt«, sagte sie beklommen. »Es gehörte Mama. Es muss aus dem Auto geschleudert worden sein, bevor es in den See gestürzt ist. Jedenfalls hab ich es am Ufer gefunden.«

»Was?« Der Junge riss die Augen auf und streckte ihr die Hand entgegen. »Lass mal sehen.«

Laura reichte ihm das Mobiltelefon.

Der Bruder nahm es vorsichtig entgegen, als handle es sich um eine kostbare Reliquie, und betrachtete es von allen Seiten. Plötzlich stutzte er. »Hey! Es funktioniert sogar noch. Die Anzeigen auf dem Display sind alle noch zu erkennen.«

»Das gibt's doch nicht!«, sagte Laura überrascht. Der Unfall war doch schon acht Jahre her. Andererseits: Als sie das Gerät vor etwa einer halben Stunde an sich genommen hatte, hatte es vermutlich kaum länger als fünf Minuten im Gras gelegen. Logisch, dass sich der Akku in der kurzen Zeit noch nicht erschöpft hatte. Dennoch mutete das alles reichlich paradox an. Aber hatte sie Lukas nicht erst vor wenigen Minuten klarzumachen versucht, dass es Dinge gab, die sich mit dem menschlichen Verstand alleine nicht erklären ließen?

Wenn das nicht der beste Beweis dafür war!

»Schau mal.« Der Bruder hielt ihr das Handy unter die Nase. »Da ist noch eine Nachricht auf der Mailbox!« Ohne Lauras Reaktion abzuwarten, drückte er auf Wiedergabe.

Beide Kinder steckten die Köpfe zusammen und lauschten der Stimme des Anrufers, die aus dem Hörer drang. Es handelte sich um einen Mann, der sich Dr. Weiß nannte. Während Laura und Lukas seine Nachricht abhörten, trat ein Ausdruck grenzenlosen Entsetzens auf ihre Gesichter. Nachdem die letzten Worte des Mannes verklungen waren, schaute Lukas seine Schwester fassungslos an. »Wir müssen Papa Bescheid sagen!«, stieß er atemlos hervor. »Er soll sofort hierher kommen und sich das anhören!«



In Lukas' Internatszimmer war es mucksmäuschenstill. Marius Leander stand regungslos vor dem Schreibtisch seines Sohnes und starrte wie gebannt auf das darauf liegende Mobiltelefon, das er so laut wie möglich gestellt hatte. Auch Laura und Lukas, die den Inhalt der Botschaft schon kannten, wagten kein Geräusch zu machen, um nicht ein einziges Wort zu verpassen, das aus dem Handy drang. »Guten Tag, Frau Leander«, meldete sich der Anrufer. »Mein Name ist Weiß, Dr. Weiß. Ich bin Arzt in der Notaufaufnahme des Hohenstädter Krankenhauses. Ihr Mann und Ihr Sohn wurden gerade bei uns eingeliefert. Sie hatten einen Unfall und liegen auf der Intensivstation. Bitte kommen Sie so schnell wie möglich vorbei. Es geht um Leben und Tod.« Damit war die Nachricht zu Ende, die keine halbe Stunde vor Annas Unfall aufgezeichnet worden war.

Wie benommen sah Marius Leander seine Kinder an. »Ich fasse es nicht«, stammelte er. »Diese elenden Hunde!«

»Wir hatten damals also gar keinen Unfall?«, fragte Lukas.

»Natürlich nicht!« Das Gesicht des Vaters rötete sich vor Zorn. »Das war eine Finte! Die haben das nur behauptet, damit Anna sofort ins Auto springt und nach Hohenstadt rast!«

»Genau das habe ich vermutet.« Der Junge nickte grimmig. »Ich halte jede Wette, dass es dort im Krankenhaus auch niemals einen Dr. Weiß gegeben hat!«

»Bestimmt nicht!«, pflichtete Marius ihm bei. »Weiß der Teufel, wer dieser Anrufer war.« Er nickte grimmig. »Immerhin haben wir nun den Beweis, dass es kein Unfall, sondern ein Mordanschlag gewesen ist!«

Laura schüttelte heftig den Kopf. »Stimmt nicht ganz«, widersprach sie. »Sie wollten sie nicht töten. Sonst hätten sie Mama doch nicht aus dem Auto geholt.«

»Wie – aus dem Auto geholt?« Marius blickte die Tochter verdutzt an.

Laura erzählte dem Vater in knappen Worten, was sie während der Traumreise erlebt hatte. Im Gegensatz zu Lukas äußerte er keinerlei Zweifel an ihrer Schilderung. Selbst ihrer Schlussfolgerung pflichtete er bei. »Du hast Recht, Laura: Wenn sie Anna wirklich hätten ermorden



wollen, dann hätte dieser Drache sie nicht aus dem Auto holen müssen«, erklärte er.

»Wisst ihr, was das bedeutet?« Lukas schaute Vater und Schwester bohrend an und wartete ihre Antwort gar nicht erst ab: »Das bedeutet, dass jemand anderes in Mamas Grab liegt. Was durch eine Obduktion leicht bewiesen werden könnte!«

»Vollkommen richtig!« Die Stimme des Vaters zitterte. »Allerdings muss die von der Staatsanwaltschaft genehmigt werden, und das ist ein Problem. Wenn wir denen nämlich mit einer Traumreise kommen, lachen die uns aus. Und dieser Anruf hier – er deutete auf das Handy, das wie ein Bote aus der Vergangenheit auf dem Tisch lag – reicht leider nicht aus, um unseren Verdacht zu untermauern. Schließlich könnte es sich dabei auch nur um einen makaberen Scherz gehandelt haben.«

»Warum versuchst du es nicht trotzdem?«, flehte Laura ihn an. »Man kann doch nie wissen. Vielleicht haben wir ja Glück?«

»Das halte ich für ziemlich unwahrscheinlich.« Sein Blick wanderte von der Tochter zum Sohn. »Wenn wir die Behörde von einer Obduktion überzeugen wollen, müssen wir schon handfestere Indizien vorlegen! Und heute wird uns das nicht mehr gelingen. Wir haben eine dringende Verabredung, wie ihr euch sicherlich erinnert.«

Quintus Schwartz machte ein entsetztes Gesicht. »Was? Sie sind auf der richtigen Spur?«, fragte er Albin Ellerking, der soeben seinen Bericht beendet hatte. »Hast du dich auch nicht verhöhrt?«

»Ganz bestimmt nicht, Herr Doktor«, antwortete der Gärtner, während sich seine spitzen Nachtalbenohren unruhig hin und her bewegten wie die eines nervösen Rennpferds vor dem Start. »Durch den alten Kamin ist jedes Wort, das im Zimmer des Jungen gesprochen wird, klar und deutlich zu verstehen – und sei es noch so leise.« Seine grünen Augen funkelten verschlagen. »Den dunklen Mächten sei Dank – zum Glück haben die Bälger noch immer nicht bemerkt, dass wir auf diese Weise mitkriegen, was sie im Schilde führen.«

Den Konrektor dagegen schien das wenig zu beeindrucken. »Verdammt!«, fluchte er und lief unruhig in dem kleinen Raum auf und ab,



der dem Internatsgärtner gleichzeitig als Küche und Wohnstube diene.
»Das hat uns gerade noch gefehlt!«

Pinky Taxus, die bislang schweigend am Fenster gestanden hatte, trat auf Dr. Schwartz zu. Ihre pinkfarbenen Stiletto machten auf den alten Steinfliesen ein klackendes Geräusch. »Ich weißs gar nicht, wesshalb du dich sso aufregst, Quintuss?«, lispelte sie. »Ssollen die Bälger in diesser alten Gesschichte doch herumsschnüffeln, wenn ihnen der Kopf danach ssteht. Sselbst wenn ssie nach all den Jahren noch herausfinden ssollten, wass damals wirklich gesschehen isst – wass kümmert unss dass? Nur noch ein paar Wochen, und ihr Treiben hier auf Ravensstein isst ohnehin ein für alle Mal zsu Ende!«

Der Konrektor fuhr herum und blickte seine Kollegin aufgebracht an. »Allerdings nur, wenn sie uns vorher nicht auf die Schliche kommen und unsere schönen Pläne durchkreuzen! Eine derart günstige Gelegenheit, unsere Feinde auf einen Schlag zu vernichten, werden wir doch auf Jahre nicht mehr erhalten. Wir müssen deshalb unter allen Umständen verhindern, dass Laura das Geheimnis um ihre Mutter lüftet und Anna Leander in unsere Welt zurückholt.« Er sah seine Komplizen eindringlich an. »Ihr wisst doch, welche Folgen das hätte. Noch ahnen Laura und ihre Familie nicht, dass einer von uns sich in ihrer unmittelbaren Nähe aufhält. Der Einfluss, den wir auf diese Weise auf das Mädchen ausüben können, ist zwar leider nicht so groß wie erhofft. Aber wenn Anna Leander wieder zurückkehrt, werden wir ihn ganz verlieren – und dieses Gör wird uns noch viel gefährlicher werden, als es ohnehin schon ist.«

»Durchauss möglich.« Pinky dachte einen Moment nach. »Vor allem auch desshalb, weil Laura ssich ganzs auf ihre Aufgabe konzsentrieren könnte und nicht mehr davon abgelenkt wird, dasss ssie um ihre Mutter trauert.«

»Du sagst es, Rebekka!« In die Augen des Konrektors trat ein glutrotes Funkeln. »Endlich verstehst du, wie viel für uns auf dem Spiel steht! Deshalb darf sie niemals erfahren, wer wirklich im Grab ihrer Mutter liegt. Sie wird sonst nicht eher ruhen, bis Anna Leander wieder zurück ist.«



»Und wie wollen wir das verhindern?«, meldete sich Albin Ellerking zu Wort. »Wir haben das Balg bislang doch nie aufhalten können. Laura ist Dragan und Drogur ebenso entkommen wie dem Lemur – und hat Syrins Geisterheer genauso widerstanden wie den Skelett-Rit –«

»Weil du Trottel unsere besten Pläne verbockt hast, deshalb!«, fuhr Quintus Schwartz ihn ungehalten an und trat mit einer drohenden Gebärde auf ihn zu. »Ich könnte platzen vor Zorn, wenn ich nur daran denke!«

»Natürlich – immer bin ich der Schuldige, wenn was schief geht«, brummte der Gärtner ungehalten. »Dabei hab ich mich stets an deine Anweisungen gehalten und sie wortgetreu befolgt. Was kann ich denn dafür –«

»Schluss jetzt!«, fuhr Rebekka Taxus dazwischen. »Ess bringt doch nichtss, wenn ihr beiden euch sständig sstreitet. Wahrscheinlich« – beschwichtigend legte sie Quintus eine Hand auf die Schulter – »machen wir unss ohnehin unnötig Ssorgen. Ess isst ssehr unwahrscheinlich, dass Laura nach sso vielen Jahren noch herausfindet, wass damals wirklich geschehen isst. Und einen Hinweiss auf unssere heutigen Pläne liefert ihr dass auch nicht!«

»Bist du dir da so sicher?« Quintus Schwartz blickte sie zweifelnd an. »Willst du wirklich riskieren, dass sie hinter das große Geheimnis kommt, das mit dem Ring der Feuerschlange verbunden ist?«

»Auch dass wäre nicht weiter schlimm«, entgegnete Pinky ruhig. »Die Feuerschlange besitzt sso viel Macht, dasss nicht einmal Borboron gegen ssie bestehen kann. Und wie ssollte ess dann aussgerechnet ein Mädchen wie Laura mit ihr aufnehmen können?«

Quintus Schwartz schwieg für einen Moment und schaute seine Verbündete aus schmalen Augen an. »Vergiss nicht«, sagte er dann, »dieses Gör hat bislang noch jede Aufgabe gelöst, selbst die schwierigste! Mir ist einfach nicht wohl bei dem Gedanken, dass Laura und ihre Freunde hinter uns herschnüffeln. Weiß der Teufel, was sie dabei alles herausfinden!«

»Also gut«, erwiderte Pinky nachgiebig. »Dann lasss unss überlegen,



wie wir gegen diesses Gör und sseine Freunde vorgehen können.« Sie lächelte den Konrektor an. »Damit du beruhigt bist. Hasst du schon eine Idee?«

»Natürlich«, antwortete Quintus. Er bedachte den Gärtner, der bei Pinkys letzter Bemerkung spöttisch gegrinst hatte, mit einem finsternen Blick. »Sonst hätte ich das Thema doch gar nicht angesprochen.«

»Und?«, fragte Pinky gespannt. »Wass schlägst du vor?«

Der Konrektor lächelte verschlagen. »Was Marius betrifft, da weiß ich schon, wie wir uns den vom Hals schaffen, zumindest für eine Weile! Zunächst aber müssen wir unseren Großmeister informieren. Damit er gewarnt ist und für den Fall der Fälle die nötigen Vorkehrungen treffen kann.«

»Klingt vernünftig!«, bestätigte Rebekka.

»Und natürlich müssen wir unter allen Umständen verhindern«, fuhr Dr. Schwartz unbeirrt fort, »dass sie die Identität der Toten aufdecken, die in Annas Sarg liegt.«

»Dann können wir nur hoffen, dass Marius keine Obduktion beantragt!« Pinky runzelte die Stirn. »Wenn der Staatssanwalt die genehmigt, haben wir nämlich ein Problem!«

»Und wie sollen wir das verhindern?«, brummte Quintus ungehalten.

Pinky grübelte eine Weile. Dann hellte sich ihre Miene auf. »Ich hab'ss«, sagte sie triumphierend. Und während ihre Kumpane sie noch fragend ansahen, griff Rebekka zum Telefon und wählte.

Die Nummer des unheimlichen Helfers kannte sie längst auswendig. Schließlich hatten sie schon viele Male auf seine Unterstützung zählen können. Seit Hunderten von Jahren schon gehörte er zu den verlässlichsten Verbündeten der Dunklen und hatte bereits ihren Vorgängern wertvolle Dienste erwiesen. Pinky hatte nicht die geringsten Zweifel daran, dass es auch diesmal so sein würde.



Kapitel 9 Ein überraschende Entdeckung



ie Wohnung von Maximilian Longolius lag im Zentrum der nahen Großstadt. Es war ein feudales Penthouse, von dem aus man fast die gesamte Stadt überblicken konnte. Familie Leander wurde von einem Butler in Livree empfangen, der auf Laura einen vornehmen und Vertrauen erweckenden Eindruck machte. Anders als der zwielichtige Konrad Köpfer, den Mister L in seinem Ferienhaus beschäftigt hatte. Damals hatte der erste Eindruck Laura nicht getäuscht, und Konrad hatte sich schon bald als Wiedergänger und unheimlicher Helfer der Dunklen entpuppt. Wegen der feuerroten Haare nannte man ihn auch den Roten Tod.

Der Butler führte sie direkt ins Wohnzimmer, das nur einen winzigen Tick kleiner war als ein Tennisplatz. Die Einrichtung ließ auf einen erlesenen Geschmack schließen: schicke Designermöbel, wohin man auch blickte. An den Wänden hingen moderne Gemälde und Grafiken – wahrscheinlich alles Originale, von denen jedes einzelne vermutlich ein kleines Vermögen gekostet hatte. Und der Parkettboden war fast vollständig mit kostbaren Teppichen bedeckt, die die Schritte der Besucher dämpften.

Edel, edel, dachte Laura. Nicht ganz mein Geschmack, aber trotzdem nicht übel!

»Herr Longolius bittet Sie, sich noch einen Augenblick zu gedulden. Er hat noch ein geschäftliches Telefonat zu führen und wird sich dann so schnell wie möglich zu Ihnen gesellen«, erklärte der Butler, bevor er sich mit einer tiefen Verbeugung zurückzog.



Sayelle ergriff Marius' Hand und lächelte ihn wie frisch verliebt an, wie Laura zu ihrem Befremden bemerkte. Sie runzelte die Stirn und tauschte einen Blick mit dem Bruder.

Die meint es wohl wirklich ernst!

Dann trat sie an das große Panoramafenster, das die gesamte Länge der Wand einnahm.

Direkt gegenüber erhob sich ein prächtiges Sandsteingebäude, das aus dem vorletzten Jahrhundert stammen musste. Die Säulenarchitektur der Vorderfront mit ihren verschnörkelten Kapitellen und prächtigen Friesen deutete darauf hin. Es stand ein gutes Stück von der Straße entfernt, sodass davor genügend Raum für einen großen Parkplatz war. »Ist das nicht die alte Unibibliothek?«, fragte sie, ohne sich umzuwenden.

»Ganz recht, junge Dame«, antwortete da eine Stimme, die Laura nur allzu gut kannte.

Das Mädchen fuhr herum und erblickte einen schon etwas in die Jahre gekommenen Mann, der ihr nun entgegenkam: Maximilian Longolius. Er war wie immer tadellos gekleidet und trug ein graues Jackett aus Tweed, das auch einem englischen Landadeligen gut zu Gesicht gestanden hätte. Die Haare – trotz seines fortgeschrittenen Alters immer noch pechschwarz – waren nach hinten gegelt. Auf der Nase saß eine teure Designerbrille, durch deren Gläser sie kleine Schweinsäuglein anfunkteten.

»Das ist in der Tat die Unibibliothek«, erklärte der stinkreiche Unternehmer und drückte Laura die Hand.

Ihh!, durchfuhr es das Mädchen. Noch immer so lasch wie ein Kaninchenpups! Auch an seiner Eitelkeit hatte sich offensichtlich nichts geändert, denn an den Fingern beider Hände glitzerte, wie schon bei ihrer letzten Begegnung, eine Vielzahl unterschiedlicher Ringe.

Mister L, wie Lukas den Chef der Stiefmutter nannte, schien ihre zurückhaltende Reaktion nicht zu bemerken. »Woher weißt du das eigentlich, Laura?«

»Ähm«, antwortete das Mädchen. »Mama hat dort immer geparkt.«

»Tatsächlich?«, fragte Maximilian, als wäre er ernsthaft daran interes-



siert. »Was hat sie in der Bibliothek denn gemacht?«

»Quellenmaterial und Dokumente durchgearbeitet.« Lauras Stimme klang belegt. »Für die Diplomarbeit, die sie damals geschrieben hat. Irgendwas über Chemie oder so.«

»Das ist ja interessant!« Plötzlich lag echtes Interesse in der Stimme des Verlegers. »Du musst wissen, dass Chemie auch mei-«

»Genug, Max!«, fuhr Sayelle mit überraschender Schärfe dazwischen, bevor sie im sanfteren Ton fortfuhr: »Du weißt doch, dass Laura noch immer unter dem Verlust ihrer Mutter leidet. Bitte lass uns über etwas anderes sprechen.«

Herr Longolius entschuldigte sich vielmals und bat die Gäste dann in den angrenzenden Salon, der beinahe ebenso groß war wie der Wohnraum. Der Tisch, der für gut zwanzig Gäste ausgereicht hätte, war als Kaffeetafel gedeckt. Für Laura und Lukas stand heiße Schokolade bereit. Obwohl sie eigentlich weder Lust auf Kakao noch auf Kuchen hatten, griffen sie zu. Alles war frisch zubereitet und schmeckte köstlich. Wahrscheinlich beschäftigt Mister L nicht nur einen Butler, sondern auch einen Koch, ging es Laura durch den Kopf.

Ihr Gastgeber zeigte sich von seiner allerbesten Seite. »Ich freue mich sehr, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind, Marius.« Freundlich lächelte er Lauras und Lukas' Vater zu, der ihm gegenüber saß. »Ich darf doch Marius sagen, nicht wahr?«

»Ja, natürlich«, antwortete dieser rasch, was ihm jedoch die vorwurfsvollen Blicke seiner Kinder eintrug. Doch Marius hob nur beinahe unmerklich die Schultern: Was hat das schon zu bedeuten?

»Schön, vielen Dank.« Der Verleger betrachtete eine Weile die Ringe an seinen Fingern, bevor er Marius wieder ansah. »Ich möchte ganz offen zu Ihnen sein: Sayelle hat mir erzählt, dass Laura und Lukas möglicherweise etwas missverstanden haben könnten. Mir ist sehr daran gelegen, das wieder zurechtzurücken. Ihre Frau gehört zu meinen besten und fähigsten Mitarbeitern, müssen Sie wissen. Sie ist mir deshalb lieb und teuer.« Er nickte Sayelle lächelnd zu.

Laura konnte es kaum glauben: Sayelle errötete bei diesem Kompliment.



ment ja wie ein Teenager beim ersten Date! War die Stiefmutter doch nicht so abgebrüht, wie sie immer gedacht hatte?

»Wie ich aus langjähriger Erfahrung weiß«, fuhr Mister L fort, »ist man nur dann zu Spitzenleistungen fähig, wenn die Familie einem den Rücken freihält und einen voll und ganz unterstützt. Deshalb möchte ich unter allen Umständen verhindern, dass das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrer Frau durch irgendwelche dummen Missverständnisse getrübt wird, die mit meiner Person zusammenhängen.« Ohne eine Antwort abzuwarten, begann Mister L seine Sicht der vergangenen Ereignisse darzulegen: Nach dem plötzlichen Verschwinden von Marius, so erklärte er, habe er sich nur deshalb verstärkt um Sayelle gekümmert, weil sie sehr unter diesem Schicksalsschlag gelitten habe. »Wie ich inzwischen weiß, haben Laura und Lukas das anders aufgefasst. Sie haben wohl geglaubt, ich hätte ein Auge auf Ihre Frau geworfen. Aber ich versichere Ihnen, Marius: Ich habe zu keiner Zeit unlautere Absichten verfolgt. Ich wollte Ihrer Familie lediglich so gut wie möglich über diese schwere Zeit hinweghelfen.«

Haha, dachte Laura grimmig. Du hast hinter ihr hergegiert wie ein verliebter Täuberich – so war es doch!

Max Longolius schien ihren vorwurfsvollen Blick nicht zu bemerken. »Und was diesen Konrad Köpfer betrifft, den Hausdiener in meinem Chalet«, fuhr er ungerührt fort, »so bedauere ich sehr, was dieser gewissenlose Schurke Laura und auch Herrn Professor Morgenstern angetan hat. Aber ich hatte doch keine Ahnung, welches kriminelle Subjekt sich damals mein Vertrauen erschlichen hatte! Die Papiere und Referenzen, die er mir vorgelegt hat, waren allesamt gefälscht, wie die Polizei festgestellt hat. Von seinen finsternen Machenschaften wusste ich nichts. Es hat sich alles hinter meinem Rücken abgespielt – und so war niemand entsetzter als ich selbst, als sein verbrecherisches Treiben endlich ans Licht kam.«

»Und was ist mit Kevin Teschner, Ihrem Neffen?«, warf Lukas trotzig ein.

»Tja«, seufzte Herr Longolius und schüttelte niedergeschlagen den



Kopf. »Kevin, das gebe ich offen zu, ist die größte Enttäuschung meines Lebens. Auch wenn er von diesem Köpfer unter Todesandrohung zum Mitmachen gezwungen wurde und um sein Leben fürchten musste, finde ich sein Verhalten unverzeihlich. Dafür gibt es keinerlei Entschuldigung. Ich habe ihn deshalb längst wieder zu meiner Stiefschwester zurückgeschickt. Soll die sich doch um ihr missratenes Balg kümmern.«

Beinahe hätte Laura bei diesen Worten bitter aufgelacht. Eine Frage lag ihr auf der Zunge: Und wie ist der Kerl dann nach Aventerra gekommen?

»Und warum hat diese Kora Teschner, die doch angeblich seine Mutter ist, in einem Interview behauptet, keine Kinder zu haben?«, fragte Lukas an ihrer Stelle.

Longolius hob die Hände. »Meine Stiefschwester ist recht impulsiv und sagt manchmal Dinge, die sie hinterher bereut. In diesem Fall behauptet Kora jedoch steif und fest, in dem fraglichen Interview nur falsch zitiert worden zu sein. Sie hätte nie geleugnet, ein Kind zu haben. Aber was soll's – ich habe sie inzwischen von ihrem Posten als Leiterin meiner amerikanischen Niederlassung enthoben und pflege keinen Kontakt mehr mit ihr. Ich bin es nämlich langsam leid, für die Dummheiten ihres Sprösslings geradestehen zu müssen. Sollen die beiden doch sehen, wie sie alleine zurechtkommen!«

Laura sah ihren Bruder erstaunt an. Verhielt es sich mit Herrn Longolius ähnlich wie mit ihrer Stiefmutter? Taten sie vielleicht auch ihm unrecht? Möglicherweise war ihr Verdacht, dass er die Dunklen unterstützte, ja völlig unbegründet? Bisher ließ es sich ihm jedenfalls nicht nachweisen.

Auch Lukas schien sich seiner Sache nicht mehr ganz so sicher zu sein, wenngleich die Falte auf seiner Stirn bezeugte, dass er immer noch Skepsis an den Aussagen ihres Gastgebers hegte.

Merkwürdig, ging es Laura durch den Kopf. Sollten wir beide uns in Sayelle und Maximilian so gründlich getäuscht haben?

Als habe Longolius ihre Gedanken erraten, ergriff er noch einmal das Wort. »Wenn es zwischen uns Missverständnisse gegeben haben sollte,



Laura, dann möchte ich mich dafür ausdrücklich entschuldigen – natürlich auch bei dir, Lukas.« Damit wandte er sich an den Vater. »Es mag Ihnen vielleicht komisch vorkommen, Marius, aber Ihre Familie ist mir in der Zwischenzeit ans Herz gewachsen. Deshalb möchte ich sie auch weiterhin unterstützen, so gut es geht – Ihr Einverständnis natürlich vorausgesetzt.«

Marius Leander schien unschlüssig zu sein, was er von dem Angebot halten sollte.

Dessen ungeachtet fuhr Longolius fort: »Wenn Sie oder Ihre Kinder also irgendwelche Probleme haben oder Unterstützung benötigen sollten, können Sie sich jederzeit an mich wenden.« Er griff in die Innentasche seines Tweedjacketts, holte seine Visitenkarten daraus hervor und schrieb mit einem Kugelschreiber eine Nummer darauf, bevor er Marius und den Kindern jeweils eine reichte. »Auf den Karten stehen meine Telefonnummern. Die meines Privatanschlusses, die so gut wie niemand kennt, habe ich dazugeschrieben. Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie meine Hilfe benötigen sollten. Ich werde dann alles tun, was in meiner Macht steht, um Ihnen zu helfen. Und das ist nicht gerade wenig, wie ich bemerken darf.« Er lächelte stolz. »Damit Sie sehen, wie ernst mir die Sache ist und dass es sich keineswegs um eine bloße Absichtserklärung handelt: Mir ist bekannt, dass Ihnen und Ihren Kindern sehr am Fortbestand von Ravenstein gelegen ist. Zwar habe ich das Internat auch schon in der Vergangenheit hin und wieder unterstützt. Aber was ich anlässlich des bevorstehenden Jubiläumsfestes in die Wege geleitet habe, wird selbst Ihre kühnsten Erwartungen übertreffen und eine große Überraschung für Sie alle sein.«

Laura und Lukas warfen sich verwunderte Blicke zu, und auch Marius Leander war erstaunt. »Tatsächlich? Worum handelt es sich denn?«

»Nicht so schnell, mein Lieber«, antwortete Maximilian Longolius, während Sayelle und er sich verschwörerisch zulächelten. »Wenn ich Ihnen das jetzt schon verrate, dann ist es doch keine Überraschung mehr. Gedulden Sie sich also bitte noch ein wenig. Sie werden es schon rechtzeitig erfahren.«



Am nächsten Tag fing Lukas seine Schwester gleich nach Unterrichtschluss auf dem Flur vor dem Klassenzimmer ab. »Besorg dir ein Fahrrad, schnell!«, bestürmte er sie. »Wir müssen dringend zum Nebelsee.«

Laura zog die Nase kraus. »Und warum?«

»Wirst du schon sehen«, gab der Bruder hastig zurück. »Frag Philipp, der leiht dir mit Sicherheit sein Bike!« Mr. Cool zögerte tatsächlich nicht eine Sekunde, und so machten sich die Geschwister schon wenig später auf den Weg.

Der Nebelsee hatte sich in den acht Jahren, die seit dem Unfall vergangen waren, kaum verändert. Natürlich waren die Sträucher und Büsche an seinem Ufer größer und dichter geworden, und auch der Schilfgürtel hatte sich leicht verbreitert. Ansonsten aber sah alles noch fast genauso aus, wie Laura es von ihrer Traumreise in Erinnerung hatte. Deshalb fand sie die Stelle, an der das Auto der Mutter ins Wasser gestürzt war, sofort. Dann streckte sie die Hand aus und wies auf eine kleine Bucht, die etwa einen halben Kilometer entfernt sein mochte. »Das ist die Stelle, die in dem Bericht beschrieben ist, glaube ich. Dort haben die beiden Angler den Käfer entdeckt.«

»Aha.« Lukas nickte zufrieden. Er atmete schwer, denn die Fahrt war anstrengend gewesen. Von Ravenstein bis zum Nebelsee waren es einige Kilometer, eine ziemlich lange Strecke für einen ungeübten Radfahrer wie ihn. Zwar besaß er inzwischen sogar ein eigenes Fahrrad, er benutzte es allerdings nur selten. Zudem hatte seine Schwester so ein schnelles Tempo angeschlagen, dass er sich sehr hatte anstrengen müssen, um nicht zurückzufallen. Die Blöße, nicht mit ihr mithalten zu können, wollte er sich nun wirklich nicht geben! Lukas holte noch einmal tief Luft und fuhr dann fort: »Hoffentlich ist dort noch so viel Energie vorhanden, dass ich vielleicht ein paar Schatten sehen kann.«

Lauras Miene war skeptisch. Dabei wusste sie seit ihrem letzten Ausflug nach Aventerra, was es mit dem Schattensehen auf sich hatte: Jedes Lebewesen strahlte Körperenergie aus, das eine mehr, das andere etwas weniger. Bei jeder Begegnung zwischen lebenden Geschöpfen kam es



zwangsläufig zu einem Austausch dieser Energien, und dies hinterließ Spuren. Für die meisten Menschen waren diese völlig unsichtbar. Schattenseher dagegen konnten sie als flüchtige Schemen wahrnehmen.

Dadurch konnten sie ein bestimmtes Geschehen verfolgen, bei dem sie selbst nicht zugegen waren. Und über diese ebenso seltene wie wertvolle Fähigkeit verfügte Lukas. Er hatte zwar keine Ahnung, warum, und er beherrschte sie längst noch nicht vollkommen. Dennoch hatte ihm das Schattensehen schon das eine oder andere Mal wertvolle Hinweise geliefert.

Laura sah ihren Bruder immer noch zweifelnd an. »Glaubst du wirklich, dass uns das weiterhelfen könnte?«

»Warum denn nicht?« Der Junge zog die Brauen hoch. »Lass es uns einfach versuchen! Vielleicht klappt es ja.«

»Hoffentlich«, erwiderte Laura. Sie machten sich auf den Weg. Keuchend folgte Lukas seiner Schwester, die mit schnellen Schritten durch das scharfkantige Sumpfgas stapfte, direkt auf die Sandbucht zu, wo das blaugrüne Wasser des Nebelsees sanft ans Ufer schwappte.

Dort nahm Lukas seine Umgebung genau in Augenschein. Doch so sehr er sich auch bemühte, er konnte nichts Ungewöhnliches entdecken.

Zumindest keine geheimnisvollen Schatten.

Zu allem Überfluss musterte die Schwester ihn auch noch mit erwartungsvollen Blicken. »Und?«, fragte sie ungeduldig.

Lukas merkte, wie ihm das Blut in die Wangen schoss. Er schüttelte hastig den Kopf.

Wie peinlich!

Ausgerechnet in Lauras Gegenwart musste ihn seine Fähigkeit im Stich lassen!

Erneut konzentrierte er sich ganz auf seine Umgebung. Doch es half alles nichts. Das Glück ließ sich nicht erzwingen.

Trotzdem blieb Lukas noch geraume Zeit am Seeufer stehen. Dann sah er schließlich ein, dass es keinen Sinn ergab, länger zu bleiben. »Lass uns gehen«, sagte er kleinlaut zu seiner Schwester und wandte sich den Fahrrädern zu, die sie am Straßenrand zurückgelassen hatten. Da trübte



sich sein Blick, ganz ohne Vorwarnung. Nur Augenblicke später wurde es rings um ihn herum stockdunkel.

Das fröhliche Gezwitscher der Vögel, das eben noch die Luft erfüllt hatte, war verstummt. Unheimliche Stille hatte sich über den See gesenkt, der nun wie ein riesiges schwarzes Auge unter einem wolkenverhangenen Himmel lag. Ein kühler Wind strich durch das Schilf und ließ die Blätter rauschen. Aus der Ferne erklangen die schaurigen Rufe eines Nachtvogels.

Lukas, der wie angewurzelt dastand, erblickte eine dunkle Gestalt, die sich im Schutz der Weiden von der Straße her dem Ufer näherte.

Es schien sich um einen Mann zu handeln. Er hatte einen länglichen Gegenstand geschultert, den der Junge nicht genau erkennen konnte. Es sah aus wie eine Teppichrolle. Als die Wolkendecke aufriss und der Mond die Szene in ein bleiches Licht tauchte, erkannte Lukas, dass er sich nicht getäuscht hatte: Es war tatsächlich ein Mann, der auf das Seeufer zuschlich. Selbst im matten Mondlicht schimmerte sein Haar über dem totenbleichen Gesicht flammend rot auf.

Der Rote Tod!

Bei dem Gegenstand auf seiner Schulter handelte es sich jedoch nicht um eine Teppichrolle, sondern – der Junge hielt vor Schreck den Atem an! – um eine leblose Gestalt.

Es war die Leiche einer Frau mit blonden Haaren!

»Nein!«, schrie Lukas wie von Sinnen, aber da war die Vision genauso schlagartig wieder vorbei, wie sie gekommen war.

»Was ist denn passiert?« Laura schaute ihren Bruder besorgt an. »Du bist ja plötzlich kreidebleich!«

Lukas nickte verstört. »Ich... Äh... Ich hab diese Schatten –«

»Echt?« Das Gesicht des Mädchens leuchtete erfreut auf. »Das ist ja fantastisch, Lukas! Los, erzähl schon!«

»Na-Na-Natürlich«, stotterte der Junge mit belegter Stimme, bevor er der Schwester von seiner Vision berichtete.

»Bist du ganz sicher, dass es der Rote Tod war?«

»Klaromaro. Ohne jeden Zweifel.«



Lauras Miene verdüsterte sich. »Und die tote Frau, das war Mama?«

»Das weiß ich eben nicht«, antwortete Lukas verzweifelt. »Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen. Sie hatte jedenfalls die gleichen blonden Haare und die gleiche Kleidung an wie Mama damals.«

»Und du glaubst, dass er sie zum See getragen hat?«

»Es sah zumindest danach aus. Wenn ich mich recht entsinne, hat oben an der Straße ein Auto geparkt. Ein schwarzer Lieferwagen – ähnlich wie der, den Konrad Köpfer schon öfter gefahren hat.«

»Ich weiß, was du meinst.« Laura zog ein grimmiges Gesicht. »Damals, als er den Professor verschleppt hat, nicht wahr?«

Der Junge nickte.

»Du vermutest also, dass er die Leiche damit zum See transportiert hat?«, fragte Laura.

»Wäre doch möglich, oder?«

Das Mädchen überlegte eine Weile angestrengt und schüttelte dann entschieden den Kopf. »Das ergibt überhaupt keinen Sinn! Der Drache hat Mama doch in die Tiefen des Sees verschleppt. Wie also soll der Rote Tod dann an ihre Leiche gekommen sein? Und selbst wenn – warum holt er sie aus dem Wasser, nur um sie später wieder dorthin zurückzubringen?«

»Du hast Recht.« Lukas nickte bedächtig. »Aber was ist, wenn es sich gar nicht um Mama gehandelt hat?«

Laura sah ihren Bruder erstaunt an. »Wer soll es denn sonst gewesen sein?«

Als der Swuupie die Reiterin bemerkte, sprang er von Riaanus Schoß, jagte mit lautem Fiepen auf das Mädchen zu, das vom Rücken ihres braunen Steppenponys geglitten war, und sprang wie von Sinnen an der Kleinen hoch.

Auch dem Mädchen im schlichten weißen Gewand einer Elevin war die Freude über das Wiedersehen anzumerken. Die Kleine nahm das putzige Pelztierchen hoch, küsste und herzte es immer und immer wieder. »Schmatzfraß, mein lieber Schmatzfraß, ich bin ja so froh, endlich



wieder bei dir zu sein!«, rief sie, außer sich vor Glück.

Riaanu, der eine braune Lederhose und eine Weste aus dem gleichen Material trug, hatte sich von der Außentreppe des verfallenen Jagdschlosses erhoben und beobachtete die überschwängliche Begrüßung der beiden mit stillem Lächeln. Dann ging er auf das Mädchen zu und streckte ihm die Hand entgegen. »Du musst Alienor sein«, sagte er. »Pfeilschwinge hat mir deinen Besuch bereits angekündigt!«

»Ich weiß, Riaanu.« Die Kleine, die ihm mit ihren elf Sommern nur bis zur Brust reichte, lächelte nun ebenfalls. »Ich möchte mich bei dir bedanken, dass du so lange auf Schmatzfraß aufgepasst hast. Er hatte es bestimmt gut bei dir. Aber es ist langsam an der Zeit, dass er nach Hause zurückkehrt – nach Hellunyat.«

»Natürlich.« Der junge Mann nickte. »Man fühlt sich immer dort am wohlsten, wo man zu Hause ist. Aber willst du mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten, bevor du zurückreitest?«

Während Alienor sich um ihr Steppenpony kümmerte, es absattelte und mit Heu und Wasser versorgte, bereitete der junge Mann rasch eine kleine Mahlzeit zu und deckte den Tisch im Garten vor dem Jagdschloss. Der späten Jahreszeit zum Trotz war es in dieser Region Aventerras immer noch angenehm warm, sodass man die Nachmittage gut im Freien verbringen konnte. Beim gemeinsamen Mahl plauderten die beiden lebhaft. Sie sprachen über Alarik, Alienors Bruder, den Riaanu leider nie persönlich kennen gelernt hatte. Er kannte den tapferen Knappen nur aus den Erzählungen Lauras, mit der er ins Reich der Drachen geritten war und dabei viele Abenteuer bestanden hatte. So kamen die beiden auf das Mädchen vom Menschenstern zu sprechen. Als Riaanu erwähnte, wie sehr Laura seiner Herrin Analina geglichen habe, bemerkte Alienor mit einem Mal einen nachdenklichen Ausdruck auf seinem sonst so fröhlichen Gesicht.

»Was ist los?«, wunderte sie sich. »Du machst den Eindruck, als würde dich etwas bekümmern.«

Einen Moment schien der junge Mann zu überlegen, ob er sich ihr anvertrauen sollte. Dann nickte er. »Du hast Recht, das tut es auch.«



»Und was ist es, wenn ich fragen darf?«

Riaanu griff zum Glas und nahm einen Schluck von dem roten Wein, bevor er zu sprechen anhub. »Ich habe Laura einiges verschwiegen«, sagte er. »Ich habe vorgegeben, nicht zu wissen, wohin Analina damals verschwunden ist. Dabei habe ich ihr Ziel ganz genau gekannt – es war der Menschenstern.«

»Oh, nein!« Das Mädchen erschrak. »Wie leichtfertig von Analina.«

Der junge Mann nickte. »Sie hatte keine andere Wahl. Sie musste sich vor den Drachen in Sicherheit bringen. Gurgulius der Allesverschlinger bedrohte ihr Leben –«

Alienor erbleichte. »Dieses Untier!«

»– und so blieb ihr nur die Flucht. Allerdings war es noch ein paar Tage hin, bis sich die magische Pforte öffnen würde und sie sich dem Zugriff der Drachen entziehen könnte. In ihrer Not hat Analina sich an Rygani gewandt.«

»Was?« Das Mädchen wurde noch bleicher. »Ausgerechnet an die Feuerschlange?«

»Natürlich – wer sonst wäre in der Lage gewesen, sie vor dem Zorn der Drachen zu beschützen? Rygani hat sich bereit erklärt, Analina zu helfen – allerdings um einen ganz entsetzlichen Preis.«

Alienor schluckte.

Auch Riaanu war blass geworden. Obwohl das Geschehen schon viele Jahre zurücklag, schien die Erinnerung ihm immer noch zuzusetzen. »Du weißt, dass Rygani gezwungen wurde, die meiste Zeit des Jahres im Reich der Schatten zuzubringen, um Taranos, dem Herrn der Unterwelt, zu dienen?«

»Natürlich.«

»Sie ist sehr unzufrieden darüber – und deshalb ist sie ständig auf der Suche nach anderen Geschöpfen, die ihr Schicksal teilen sollen. Als ob deren Verzweiflung ihr eigenes Leiden mindern würde!«

»Vielleicht ist sie einfach nur grausam!«

»Wie auch immer – ich bin Analina nachgeschlichen und habe gehört, was sie der Feuerschlange versprechen musste.« Riaanu hielt inne,



beugte sich vor und flüsterte dem Mädchen die Worte ins Ohr – gerade so, als klängen sie dadurch weniger Grauen erregend.

Als der junge Mann geendet hatte, fuhr Alienor aschfahl zurück. »Nein«, hauchte sie. »Sag, dass das nicht wahr ist!«

Riaanu hob die Hand wie zum Schwur. »So wahr ich hier bei dir sitze!«

»Aber das ist ja entsetzlich!«

Der Mann nickte. »Aus diesem Grund habe ich Laura auch nichts davon erzählt. Ich wollte sie nicht ängstigen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem sie hierher kam, hatte ich noch die Hoffnung, dass Analina dieses böse Versprechen nicht einlösen musste. Nun aber befürchte ich, dass Rygani sie dazu gezwungen hat.«

»Und jetzt? Können wir denn gar nichts unternehmen, um Laura und ihrer Familie zu helfen?«

»Dazu ist es wahrscheinlich längst zu spät. Sie werden die Folgen des Versprechens tragen müssen – so unerträglich dieser Gedanke auch sein mag!«

In diesem Moment erhob sich ein unheimliches Rauschen in der Luft. Der Schatten eines mächtigen Wesens glitt über den Garten des Jagdschlusses.

Es hatte zwei Köpfe und riesige Flügel.

Als Alienor bewusst wurde, dass das Untier zur Landung ansetzte, erschrak sie bis ins Mark.





Kapitel 10 Das Haus auf der Teufelskuppe

ey!«, ermahnte Laura ihren Bruder ungeduldig. »Jetzt sag schon, was Sache ist! Sprich endlich Klartext, damit auch ein Spar-Kiu wie ich es verstehen kann.«

Der Bruder nahm ihr die Ermahnung nicht übel. Es war verständlich, dass sie überaus gespannt war. »Du erinnerst dich doch bestimmt an diese Anna Dübel?«

»Die junge Frau, die vor Jahren verschwunden ist?« Das Mädchen blinzelte. »Ja, klar. Was ist mit ihr?«

»Hast du das schon vergessen?« Lukas klang plötzlich aufgeregt, und ohne, dass er es merkte, geriet er ins Dozieren. »Dir ist doch auch aufgefallen, dass sie Mama verblüffend ähnlich sah! Frau Dübel war nicht nur ungefähr im gleichen Alter, sondern hatte auch blonde Haare wie Mama.«

»Du hast Recht! Jetzt erinnere ich mich wieder. Aber was hat Frau Dübel denn mit Mama zu tun?«

»Ist das nicht offensichtlich, du Spar-Kiu?« Lukas rümpfte die Nase. »Nehmen wir einfach mal an, diese Anna ist damals ums Leben gekommen, aufweiche Weise auch immer.«

»Und weiter?«

»Dann wäre es doch denkbar, dass der Rote Tod ihre Leiche zum See gebracht und hinter das Lenkrad des Käfers gesetzt hat, nachdem der Drache mit Mama verschwunden war.«

»Na ja, theoretisch schon.«

»Damit niemand den Austausch bemerkte, wurde das Auto an eine



andere Stelle geschleppt, wo es nicht so schnell gefunden werden konnte. Für Gurgulius dürfte das kein Problem gewesen sein.«

Allmählich begriff Laura, worauf der Bruder hinauswollte. »Als Mamas Auto dann drei Wochen später aus dem See geborgen wurde, ist niemandem aufgefallen, dass nicht sie hinter dem Steuer saß, sondern Frau Dübel. Nach so einer langen Zeit im Wasser sind Tote doch kaum mehr wiederzuerkennen!«

»Eben! Und genau darauf haben diese Schufte vertraut.« Lukas nickte anerkennend. »Ziemlich raffiniert, muss ich sagen. Ich glaube außerdem, dass die Polizei sich nicht aus Mitgefühl damit begnügt hat, dass Papa die Leiche nur anhand des Eherings und der Kleidung identifiziert, sondern dass –«

»– Kommissar Bellheim das absichtlich so gedeichselt hat, damit ausgeschlossen war, dass Papa vielleicht doch noch Verdacht schöpft und den Austausch bemerkt.«

»Genau so muss es gewesen sein!« Lukas hob den Zeigefinger, um die Aussage zu unterstreichen. »Trotzdem bleiben immer noch ein paar offene Fragen.« Er nahm zur Aufzählung die Finger zu Hilfe. »Erstens: Wie sind die Dunklen an Mamas Kleidung und an ihren Ehering gekommen? Zweitens: Aus welchem Grunde haben sie dieses Verwirrspiel überhaupt inszeniert? Schließlich war damit ein erheblicher Aufwand verbunden. Und drittens –«

»Ja?«

»– drittens müssen wir schnellstens überprüfen, ob Frau Dübel damals tatsächlich spurlos verschwunden ist.«

»Aber das hat Nikodemus doch gesagt!«

»Hat er eben nicht.« Lukas schüttelte den Kopf. »Du hast es nur so aufgefasst! Deshalb müssen wir jetzt auf Nummer sicher gehen! Falls sie später nämlich wieder aufgetaucht sein sollte, stürzt unser schönes Gedankengebäude wie ein Kartenhaus in sich zusammen.«

»Da ist was dran. Sollen wir uns bei ihren Angehörigen erkundigen?«

Lukas zog überheblich die Brauen hoch. »Warum denn so umständlich? Ich rufe einfach die Polizei an.«



»Vergiss es!« Laura sah ihren Bruder verächtlich an. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass Bellheim dir eine Auskunft gibt.«

»Stimmt. *Mir* würde er mit Sicherheit nichts verraten«, erwiderte der Bruder mit einem vielsagenden Grinsen, bevor er das Handy aus der Tasche zog und eine Nummer wählte. Als die Verbindung hergestellt war, senkte er die Stimme. »Hier ist Tim Kluge vom ›HOHENSTÄDTER BOTEN‹. Ich hätte da mal eine Frage, Herr Kommissar...«

Luras Kinnlade klappte herunter. Die Dreistigkeit des Bruders war einfach unglaublich. Und was noch viel unglaublicher war – er hatte damit Erfolg!

Wilhelm Bellheim zweifelte offensichtlich nicht eine Sekunde lang an der Identität des Anrufers, und so bestätigte er Lukas, dass die Vermisste nie wieder aufgetaucht war. Es war kein einziges Lebenszeichen von Anna Dübel entdeckt worden, sodass es fast den Anschein hatte, »als wäre sie vom Erdboden verschluckt worden«, wie der Kommissar sich ausdrückte.

»Womit er der Wahrheit wahrscheinlich ziemlich nahe kommt«, kommentierte Lukas nach dem Gespräch und rieb sich triumphierend die Hände. »Jetzt dürfte doch klar sein, wer in unserem Familiengrab liegt: diese Anna Dübel und nicht Mama!«

»Jetzt mal langsam!« Laura versuchte das Hochgefühl des Bruders zu dämpfen. »Das ist noch lange nicht bewiesen.«

»Genau deshalb müssen wir eine Obduktion beantragen.« Der Junge hob die Hände. »Damit kann nicht nur die Identität der Toten, sondern auch die Todesursache festgestellt werden. Ob sie zum Beispiel ertrunken oder auf andere Weise ums Leben gekommen ist.«

»Aber... das würde ja bedeuten...« – Laura wurde blass um die Nase –, »... dass sie wieder ausgegraben werden müsste.«

»Klaromaro«, antwortete Lukas so gleichmütig, als besäße er sich jeden Tag mit Obduktionen. »Allerdings kann das nur die Staatsanwaltschaft veranlassen. Aber leider hat Papa sich gestern noch geweigert, einen entsprechenden Antrag zu stellen.«



»Vielleicht lässt er sich ja von dem überzeugen, was du in deiner Vision beobachtet hast?« Laura schaute den Bruder eindringlich an. »Das wirft doch plötzlich ein ganz anderes Licht auf die Sache.«

»Für uns beide schon. Fragt sich nur, ob Papa das genauso sieht.« Lukas war immer noch skeptisch. »Versuchen wir unser Glück«, sagte er mit einem Schulterzucken und begann die Böschung zu erklimmen, um zurück zu den Fahrrädern zu gelangen.

Laura wollte ihm gerade folgen, als sie in der Ferne etwas erblickte. »Seltsam«, murmelte sie kaum hörbar.

Der Bruder hatte die Bemerkung dennoch aufgeschnappt. »Was ist denn?«

Das Mädchen streckte den Arm aus und deutete zu dem Hügel, der sich jenseits des Sees erhob. »Ich wusste gar nicht, dass die Teufelskuppe so nah am Nebelsee liegt.«

»Wundert mich nicht, du Spar-Kiu.« Lukas grinste hämisch. »Sich richtig zu orientieren oder irgendwo zurechtzufinden ist ja nicht gerade die Stärke von euch Mädels.«

»Haha!« Laura fand das gar nicht lustig. »Du musst es ja wissen, du Macho.« Obwohl sie sich über ihn ärgerte, erzählte sie dem Bruder, was sie dort kürzlich erlebt hatte.

Lukas wurde nun doch nachdenklich. Er schirmte die Augen mit der Hand gegen die tief stehende Herbstsonne ab und starrte hinüber zu dem Haus. »Du glaubst also, dass es wieder bewohnt ist?«

»Warum würde sonst wohl Rauch aus dem Schornstein aufsteigen so wie auch jetzt wieder?« Sie wies mit ausgestrecktem Finger auf das altertümliche Gebäude. »Würde mich schon interessieren, welcher komische Kauz in ein solches Spukhaus einzieht.«

»Ach, hör doch auf!« Lukas machte eine verächtliche Geste. »Diese Teufelsstory, die Nikodemus dir erzählt hat, ist doch nichts als Humbug!«

»Das ist vielleicht deine Meinung«, beharrte Laura. »Jedenfalls stimmt es, dass dort Menschen verschwunden sind. Auch Anna Dübel wurde zum letzten Mal in der Nähe der Teufelskuppe gesehen! Und diese komi-



sche Katze ist mir auch dort begegnet.«

Und wenn schon?, wollte der Bruder einwerfen, doch Laura ließ sich nicht unterbrechen.

»So wahr ich hier vor dir stehe« – sie hob die Hand zum Schwur –, »das Biest hat tatsächlich nach Feuer und Schwefel gestunken!«

Zu ihrer großen Verwunderung widersprach ihr Lukas diesmal nicht. »Das glaub ich dir sogar«, entgegnete er. »Nur hat das bestimmt nichts mit dieser Katze zu tun – falls es tatsächlich eine gewesen sein sollte.«

»Was denn sonst?«

Lukas hob die Schultern. »Weiß ich's? Eine Wildkatze vielleicht. Oder ein Luchs?«

»Die sind doch nicht schwarz«, widersprach Laura. »Und das Tier sah aus wie eine Katze, auch wenn es viel größer war.«

»Dann war es vielleicht eine Mutation, wäre doch möglich! In letzter Zeit hört man doch immer öfter, dass es bei uns wieder Wildtiere gibt, die man schon seit Jahrhunderten nicht mehr beobachtet hat. Wölfe, zum Beispiel. Oder Bären. Und in früheren Zeiten waren in unserer Gegend auch Luchse heimisch.«

»Echt?«, fragte Laura verwundert.

»Würde ich es sonst erzählen?« Lukas wirkte beleidigt. »Aber was diesen Schwefelgestank betrifft – der hat mit Sicherheit eine andere Ursache.« Bevor Laura ihn daran hindern konnte, begann er ihr einen Vortrag über den vulkanischen Ursprung der Gegend zu halten. »In Deutschland gab es vor Tausenden von Jahren viele aktive Vulkane. Im Schwarzwald zum Beispiel, im Taunus oder in der Eifel. Und natürlich auch hier bei uns. Bei der Teufelskuppe handelt es sich um einen ehemaligen Vulkankegel, genau wie bei dem Hügel, auf dem Burg Ravenstein erbaut wurde. Davon zeugt nicht zuletzt die fast kreisrunde Form der beiden Seen, die in ihrer unmittelbaren Nähe liegen: hier der Nebel-, dort der Drudensee.«

»Sind die auch durch Vulkane entstanden?«

»Klaromaro! Meist als Folge gewaltiger Explosionen. Sie werden häufig auch Maare genannt, wie du vielleicht schon mal gehört hast.«



»Stimmt.« Das Mädchen grinste. »Jetzt, wo du es sagst.« Dann wurde Laura wieder ernst. »Aber diese Vulkane sind doch nicht mehr aktiv? Wie der Vesuv zum Beispiel? Oder der Ätna?«

Lukas war überrascht. »Woher kennst du Spar-Kiu den Ätna?«

»Aus dem Erdkundeunterricht natürlich«, entgegnete Laura ungehalten. »Wegen des Tsunami haben wir uns mit verheerenden Naturkatastrophen in der Menschheitsgeschichte befasst. Unter anderem auch mit dem Ausbruch des Ätna im zwölften Jahrhundert, der fünfzehntausend Menschenleben gekostet hat.«

»Das stimmt«, bestätigte Lukas mit einem Lächeln, das die Grenze zur Überheblichkeit schon leicht überschritt. »Bei uns in Deutschland dagegen hat es schon seit über zehntausend Jahren keinen Ausbruch mehr gegeben – und trotzdem hat die Aktivität vieler Magmakammern tief unten in der Erde immer noch nicht nachgelassen, wie geophysikalische Messungen ergeben haben.«

»Oh, Mann!«, antwortete Laura besorgt. »Das hört sich ja gefährlich an.«

»Ist es aber nicht, keine Angst«, versuchte der Bruder sie zu beruhigen. »Allerdings – diese Aktivität in den Kammern führt dazu, dass in diesen Gegenden nach wie vor Vulkangase austreten können. Sie gelangen durch schmale Spalten, die bis weit ins Erdinnere reichen, an die Oberfläche. Und zu diesen Gasen zählt unter anderem auch Schwefeldioxid – was den Gestank erklärt, den du auf der Teufelskuppe gerochen hast.«

»Ach so!« Das Mädchen war erleichtert. »Und ich hab mir schon Gedanken gemacht, als Bauer Dietrich diese Teufelsgeschichte erzählt hat.«

»Dazu besteht absolut kein Grund.« Lukas machte ein besserwisserisches Gesicht. »Deshalb kann es uns auch ziemlich egal sein, wer dort oben wohnt!« Damit drehte er sich um und setzte seinen Weg in Richtung Straße fort.

Laura warf einen letzten Blick auf das Gemäuer, das sich dunkel gegen den Himmel abzeichnete. Ohne dass sie sich dagegen wehren konnte, beschlich sie ein mulmiges Gefühl. Das Haus wirkte auf seltsame Art bedrohlich.



Wie ein gefährliches Wesen.

Es kam ihr beinahe so vor, als würde es sie belauern und nur auf den richtigen Moment zum Zuschlagen warten.

Andererseits: Hatte Lukas nicht Recht? Es gab sicher eine natürliche Erklärung für alles. Was also kümmerte sie dieser blöde Teufelsbau!

Mit diesem Gedanken wandte Laura sich ab und folgte ihrem Bruder. Als sie wenig später aufs Fahrrad stieg, erinnerte sie sich schon nicht mehr an das Spukhaus auf der Teufelskuppe. Und sie ahnte nicht im Geringsten, dass sie dort schon bald dem Tod ins Auge sehen würde.

Laura und Lukas fanden ihren Vater im Lehrerhaus, das etwas abseits der Burg im Park gelegen war. Er saß in dem Arbeitszimmer, das er sich mit Percy Valiant teilte, und korrigierte eine Hausarbeit.

Zunächst schien Marius wenig erbaut über die Störung, doch als Lukas ihm mit knappen Worten vortrug, was sie am Nebensee herausgefunden hatten, legte er den Korrekturstift beiseite und hörte seinem Sohn aufmerksam zu. »Deine Vision ändert zwar nichts an der bisherigen Beweislage«, sagte er nachdenklich, »aber ich will jetzt endlich Gewissheit haben. Vielleicht reichen die gespeicherte Handynachricht und die anderen Ungereimtheiten, die ihr entdeckt habt, ja doch aus, um die Staatsanwaltschaft von der Notwendigkeit einer Obduktion zu überzeugen.«

Marius erhob sich und umarmte seine Kinder. »Das war wirklich tolle Detektivarbeit, die ihr da geleistet habt. Obwohl —« Er musterte die beiden streng. »— ich euch ja eigentlich gebeten hatte, die Sache auf sich beruhen zu lassen.«

Laura sah zu ihrem Bruder hinüber und erkannte, dass dieser keine Anstalten machte, ihr beizustehen »Ich weiß, Papa«, erklärte sie deshalb kleinlaut. »Aber sonst hätten wir das doch nie herausgefunden.«

»Schon gut.« Marius lächelte verständnisvoll. »Ich hätte von Anfang an auf deine Eingebungen vertrauen sollen. Gerade wir Wächter sollten uns stets auf unser Gespür verlassen. Leider vergesse ich das immer wieder. Daran ist vielleicht auch diese lange Kerkerhaft schuld.« Er sah seine Kinder verlegen an. »Bleibt nur noch ein Problem: Wie erkläre ich der



Staatsanwaltschaft, aufweiche Weise ich in den Besitz all dieser Informationen gelangt bin? Ich kann ihnen doch wohl kaum verraten, dass ihr euch in den Polizei-Computer eingehackt habt.«

»Stimmt«, antwortete Laura. »Das wäre nicht gerade klug.«

Lukas hatte wie immer sofort eine Lösung parat. »Sag ihnen einfach, diese neuen Fakten würden von Informanten stammen, die es zur Bedingung gemacht haben, dass du ihre Identität nicht preis gibst.«

Marius schüttelte den Kopf. »Ich kann doch die Polizei nicht einfach anlügen.«

»Aber das tust du doch gar nicht!«, antwortete der Junge mit ehrlicher Entrüstung. »Diese Informanten, das sind wir, Laura und ich. Und natürlich möchten wir nicht, dass du unsere Namen verrätst!«

»Besserwisser!«, antwortete der Vater, bevor er Lukas mit anerkennendem Grinsen durchs Haar wuschelte. »Aber wo du Recht hast, hast du Recht.«

Laura kamen plötzlich Bedenken, und vor Aufregung wurde ihr ganz flau. »Ich weiß nicht, aber irgendwie habe ich das dumme Gefühl, dass die Sache schief geht. Wenn unsere Vermutung richtig ist, wird Kommissar Bellheim doch alles versuchen, um zu verhindern, dass der Fall neu aufgerollt wird. Wenn herauskommt, dass eine fremde Person in Mamas Sarg liegt, würden er und die gesamte Polizei von Hohenstadt doch wie ausgemachte Idioten dastehen.«

»Das sind sie doch auch!« Lukas konnte sich ein hämisches Grinsen nicht verkneifen. »Aber zum Glück hat Bellheim das nicht zu entscheiden, sondern einzig und allein die Staatsanwaltschaft!«

»Trotzdem habe ich ein ungutes Gefühl.« Laura wiegte unschlüssig den Kopf hin und her. »Fragt mich bitte nicht, warum.«

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen, und Percy Valiant trat ins Zimmer. Er sah Marius und die Kinder mit fassungsloser Miene an. »*C'est incroyable*«, stieß der Sportlehrer atemlos hervor. »Iisch komme direkt aus 'o'enstadt. Fr könnt eusch nisscht vorstellen, was da 'eute Nacht gesche'en ist. Auf dem Friedhof, an Annas Grab. Es ist unglau-bliisch, einfach unglau-bliisch!«



Alienor und Riaanu waren schon auf der Treppe zum Jagdschloss, um sich dort vor dem doppelköpfigen Untier in Sicherheit zu bringen, als der Drache, dessen mächtiger Leib von silbrig glänzenden Schuppen überzogen war und dessen Schwingen wie reines Silber schimmerten, ihnen aus dem linken Drachenmaul zurief: »Habt keine Angst! Ihr habt von mir nichts zu befürchten!« Dann fuhr sein rechter Kopf fort: »Ich bin Silberschwinge, der große Sturmdrache, und möchte euch lediglich einen Besuch abstatten.«

Alienor sah Riaanu beklommen an. »Glaubst du, wir können ihm trauen?«

Der junge Mann kratzte sich am stoppeligen Kinn. »Wie dieser schreckliche Gurgulius sieht er jedenfalls nicht aus.«

Das Mädchen warf einen raschen Blick auf den Drachen. »Stimmt«, bestätigte es. »Obwohl man ihm eine gewisse Ähnlichkeit nicht absprechen kann.«

»So glaubt mir doch!«, rief der linke Kopf des Drachen ihnen zu. Das Tier war im Garten gelandet, allerdings war es so groß, dass sein silbriger Drachenschwanz fast bis zum angrenzenden Waldrand reichte. »Laura jedenfalls würde das tun«, tönte es von rechts.

Laura?

Woher kannte dieser Silberdrache denn das Mädchen vom Menschenstern?

Riaanu stieß Alienor an, die das imposante Tier mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Faszination betrachtete. »Was ist? Hören wir uns an, was er zu sagen hat?«

»Gut«, sagte sie nach kurzer Bedenkzeit. »Es muss ja nicht alles stimmen, was man uns über Drachen erzählt hat.«

So erfuhren die beiden, wie Laura Gurgulius dem Allesverschlinger wieder zu seinem wahren Namen verholfen und ihn damit von einem verhängnisvollen Fluch erlöst hatte. Der Name »Silberschwinge« war kaum an sein Ohr gedungen, als das ehemals schreckliche giftgrüne Monster sich in den sanften Sturmdrachen zurückverwandelte, der es



einmal gewesen war. Seit diesem schicksalhaften Augenblick im Tal der Zeiten empfand Silberschwinge dem Menschenkind gegenüber eine tiefe Dankbarkeit, wie er Alienor und Riaanu gestand.

»Und deshalb bist du hierher gekommen?«, wunderte sich das Mädchen. »Um uns das zu erzählen?«

»Natürlich nicht!«, antworteten beide Köpfe zugleich. »Ich bin deinetwegen gekommen, Alienor«, erklärte der Drache dann, und Alienor bemerkte plötzlich, dass ihr gar nicht mehr auffiel, welcher der beiden Köpfe gerade sprach. Offensichtlich hatte sie sich an diese Eigentümlichkeit schon so gewöhnt, dass das keine Rolle mehr spielte. »Pfeilschwinge hat mir erzählt, wo ich dich finde.«

Das Mädchen lächelte mit mildem Spott. »Der Adler des Lichts entwickelt sich langsam zu einer regelrechten Plaudertasche!«

»Ich wollte dich um Verzeihung bitten«, fuhr Silberschwinge fort. »Dafür, dass der rote Feuerdrache deinen Bruder getötet hat, auch wenn er nur gemäß seiner Natur gehandelt haben mag.«

Alienor senkte den Kopf. Die Wunde, die der Tod des Bruders in ihrem Herzen gerissen hatte, war noch nicht vernarbt, und so musste sie mit den Tränen kämpfen. »Du kannst doch nichts dafür, Silberschwinge«, sagte sie mit rauer Stimme.

»Dennoch stehe ich tief in seiner Schuld«, widersprach der Drache. »Dein Bruder hat sich geopfert, um Laura zum Sieg zu verhelfen – und damit hat er letzten Endes auch mich gerettet. Denn ohne Laura würde ich meinen wahren Namen wohl immer noch nicht kennen.«

»Und ich wäre wahrscheinlich niemals aus der Dunklen Festung entkommen«, setzte das Mädchen hinzu, »und würde dort bis ans Ende meiner Tage ein Sklavendasein fristen.«

Silberschwinge nickte mit den Köpfen. »Und so hat alles, was wir tun, immer auch Folgen, die anfangs nicht beabsichtigt waren. Umso wichtiger ist es, dass wir niemals unbedacht handeln und uns immer darüber im Klaren sind, was wir tun. Damit können wir verhindern, dass sich unsere Taten eines Tages gegen uns wenden. Und deshalb möchte ich dich um Verzeihung bitten. Selbst wenn ich Alariks Tod nicht verschul-



det habe, fühle ich mich dafür verantwortlich. Und nur, wenn du mir verzeihst, wird diese drückende Last von mir genommen.«

Das Mädchen blickte ihn eine Weile nachdenklich an. Dann nickte sie. »Ich verzeihe dir, Silberschwinge.«

»Ich danke dir.« Silberschwinge neigte die beiden Häupter. »Nun kann ich mich getrost meinen Pflichten widmen.«

»Welchen Pflichten denn?«

»Seit ich wieder zu meiner wahren Natur zurückgefunden habe, gehe ich auch wieder meiner eigentlichen Bestimmung nach. Als Sturmdrache befehle ich über die Lüfte und Winde, die um die Welten wehen, angefangen von der kleinsten Brise bis hin zum Orkan. Und damit herrsche ich auch über die Unwetter und die Gewitter. Wie ihr vielleicht wisst, sind dafür die Blitzlinge und Donnerwommer verantwortlich. Und jene haben mich jetzt um Hilfe gebeten.«

»Die Blitzlinge und Donnerwommer?« Alienor schaute den Drachen fragend an. »Wer soll das denn sein?«

Silberschwinge lächelte. »Begleite mich einfach! Dann wirst du es erfahren.«

Als Marius und die Kinder am Friedhof eintrafen, war das schmiedeeiserne Gittertor verschlossen. Erst nach mehrmaligem Klingeln kam ein schwächtiges Männchen im blauen Kittel zum Eingang geschlurft: Herr Dalacur, der Friedhofsverwalter. Ein schmaler grauer Haarkranz wand sich um seinen ansonsten kahlen Schädel. Die Kopfhaut war genauso rötlich wie seine faltigen Wangen. Hoher Blutdruck oder zu viel Alkohol, kam es Laura spontan in den Sinn. Herr Dalacur beugte die Besucher wie ein verwunderter Uhu, bevor er erkannte, mit wem er es zu tun hatte. »Ach, Sie sind's, Herr Leander«, krächzte er mit heiserer Stimme. »Das ist ja eine schöne Bescherung!«

»Kann man wohl sagen«, antwortete Marius, während er ungeduldig darauf wartete, bis der kleine Mann mit den tief liegenden Eulenaugen endlich das Tor aufgesperrt hatte. »Wann haben Sie es denn entdeckt?«

Laura und Lukas konnten ihre Neugier kaum mehr zähmen.



»Heute früh, so gegen neun, als ich meine erste Runde gemacht habe«, antwortete Herr Dalacur und zog das Tor auf.

»Und warum haben Sie mir nicht sofort Bescheid gegeben?«

»Weil ich dachte, dass die Polizei das macht«, gab der Verwalter sichtlich empört zurück. »Ich habe doch sofort Kommissar Bellheim informiert.« Er blickte Marius an. »Hat er Sie etwa nicht angerufen?«

Marius ersparte sich die Antwort. »Und? Hat die Kripo was entdeckt?«

»Woher soll ich das wissen?« Der Mann im blauen Kittel zog ratlos die schwächlichen Schultern hoch. »Der Kommissar hat es nicht für nötig gehalten, mir irgendwelche Auskünfte zu geben. Nur sein Assistent –«

»Anton?«, fragte Laura neugierig. »So ein langer Dünner?«

»Genau der! Jedenfalls hat der mir erzählt, dass auch die Polizei vor einem Rätsel steht und keinerlei Erklärung für die Sache hat.« Herr Dalacur kratzte sich hinterm Ohr. »Wenn Sie mich fragen, muss das ein Verrückter gewesen sein. Ein normaler Mensch macht so was doch nicht!« Damit schob er den linken Ärmel seines Kittels zurück und schielte auf seine Armbanduhr. »Sie finden den Weg doch allein, oder?«

»Natürlich«, erwiderte Marius, bevor er sich abwandte und, gefolgt von seinen Kindern, den Weg zu Annas Grab einschlug.





Kapitel 11 Das leere Grab

Laura sah schon von Weitem das gelbe Absperrband, das vermutlich von der Polizei stammte. Als sie endlich die Grabstelle erreichten, blieb sie wie angewurzelt stehen.

Nein!

Das darf doch nicht wahr sein!

Das Grab war völlig verwüstet. Ein tiefes Loch klaffte in seiner Mitte. Der Sarg, der über acht Jahre in der Grabstelle geruht hatte, war verschwunden!

»Percy hat Recht«, murmelte Marius kopfschüttelnd. »Das ist in der Tat unfassbar. Wer kann das bloß gewesen sein?«

»Konrad Köpfer, wer sonst?« Laura sah den Vater eindringlich an. »Das Rumbuddeln in Gräbern scheint zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zu gehören.«

»Sie hat Recht, Papa«, bestätigte Lukas. »Den Sarg mit Rika Reval hat er allerdings nicht ausgegraben, sondern vergraben.« Erst als er die fragenden Blicke von Marius und Laura bemerkte, schien ihm einzufallen, dass die beiden nichts von diesem schaurigen Ereignis wussten. Sie hatten sich zum entsprechenden Zeitpunkt ja noch auf Aventerra aufgehalten. »Die Geschichte erzähl ich euch später«, sagte er deshalb rasch. »Ich bin jedenfalls fest davon überzeugt, dass niemand anderer als dieser Wiedergänger den Sarg gestohlen hat.«

»Eigentlich kann uns das egal sein.« Marius Leander deutete auf das leere Grab. »Für mich steht nämlich jetzt eindeutig fest, dass Anna nicht in dem Grab gelegen hat. Sonst hätte man doch nicht auf diese Weise



versucht, die Identifizierung der Leiche zu verhindern!«

»Klaromaro! Das ist der einzig denkbare Grund für diesen dreisten Diebstahl«, pflichtete Lukas seinem Vater bei, während Laura sich mit einem Nicken begnügte.

»Was mir allerdings zu denken gibt – woher wussten die, dass ich eine Obduktion beantragen wollte?«, fuhr der Vater fort. »Außer uns war darüber doch niemand informiert.«

»Nicht dass ich wüsste«, bestätigte Laura und wandte sich an den Bruder. »Oder hast du es jemandem erzählt?«

»Natürlich nicht«, entgegnete der Junge ungehalten. »Glaubst du, ich bin blöd?« Er runzelte die Stirn. »Vielleicht haben sie Wanzen in unseren Zimmern installiert?«

»Was?« Ungläubig starrte seine Schwester ihn an. »Wir sind hier doch nicht in einem James-Bond-Film!«

»Weißt du's?«, entgegnete der Bruder ungehalten. »Dieser fiesen Brut traue ich alles zu!«

Laura erschien die Sache zwar ebenfalls merkwürdig, aber eine andere Frage beschäftigte sie weit mehr. »Wenn Mama also niemals in dem Grab hier gelegen hat«, wandte sie sich an ihren Vater, »dann wäre es doch denkbar, dass sie damals nicht umgekommen und deshalb immer noch am Leben ist. Das musst du doch jetzt zugeben, Papa, oder?«

»Inzwischen ja«, antwortete Marius zögernd. »Aber neulich hat das noch ganz anders ausgesehen.«

Laura ging darauf nicht ein. »Wir müssen schnellstens herausfinden, was mit Mama damals wirklich geschehen ist. Wohin hat der Drache sie verschleppt? Und was war eigentlich der Grund für die Entführung? Wenn wir den kennen, hilft uns das vielleicht weiter. In Krimis wird doch auch immer erst nach dem Tatmotiv geforscht.«

»Hört, hört!«, höhnte Lukas. »Miss Marple hat gesprochen.«

»Hör auf zu spotten!«, wies Marius ihn zurecht. »Es stimmt, was Laura sagt. Allerdings –«

»Da-Da-Das gibt's doch nicht«, stammelte Laura ungläubig und zog ein Gesicht, als sei sie vom Blitz getroffen.



»Was hast du denn? Was ist los, Laura?«, fragte Marius Leander besorgt.

»Schaut doch mal«, hauchte das Mädchen und deutete mit dem Finger auf die andere Seite des Kiesweges.

Lukas und der Vater versuchten zu entdecken, was Laura meinte.

»Was soll da denn sein?«, fragte Lukas schließlich unwirsch. »Ich sehe nichts!«

»Genau das meine ich ja!« Aufgeregt zeigte Laura zu der großen Eibe, die gegenüber dem Grab ihrer Mutter stand. »Siehst du's jetzt? Er ist weg!«

»Wer?«

»Wer wohl?«, entgegnete Laura ungeduldig. »Der Engel natürlich, der immer unter dem Baum da drüben gestanden hat! Er sah genauso aus wie der Geflügelte, der mich vor Syrin gerettet hat – und jetzt ist seine Statue plötzlich verschwunden!«

»Quatsch!«, widersprach der Bruder schroff und warf seinem Vater einen vielsagenden Blick zu: Ist die jetzt verrückt geworden?

»Es tut mir leid, Laura, aber ich kann mich auch nicht an eine Engelstatue erinnern«, gestand Marius.

»Da war eine! Ich hab sie doch mit eigenen Augen gesehen.«

»Und warum steht sie dann nicht mehr hier?«

Laura hob ratlos die Schultern. »Was weiß denn ich? Vielleicht wurde die Figur umgestellt oder abtransportiert. Fragen wir einfach in der Verwaltung nach!«

Herr Dalacur bestätigte Lauras Behauptung, dass an jenem Platz eine Figur gestanden hatte, jedoch nicht. Im Gegenteil:

Er präsentierte den Leanders sogar Fotos, aus denen eindeutig hervorging, dass Laura sich geirrt haben musste: Unter der Eibe habe noch nie eine Engelstatue gestanden. Weder vorgestern noch an einem anderen Tag!

Laura verstand die Welt nicht mehr.

Konnte sie sich derart getäuscht haben?



Bevor die drei nach Ravenstein zurückfahren, lud Marius die Kinder noch in ein Schnellrestaurant ein. Es war nämlich längst Zeit zum Abendessen, und der Speisesaal im Internat würde bei ihrer Rückkehr geschlossen sein. Obwohl Laura eigentlich kein Fastfood mochte, verdrückte sie gleich zwei Hamburger, und auch ihr Bruder verschlang eine riesige Portion Pommes mit Hähnchensticks. Marius dagegen begnügte sich mit einem Salat.

Als Familie Leander das Lokal verließ und auf das Auto zuging, das unter einer mächtigen Eiche auf dem Parkplatz stand, wurde es bereits dunkel. Mit einem Mal hatte Laura das Gefühl, dass sie beobachtet wurden. Sie blieb stehen und wandte sich um. Doch da war niemand. Keine Menschenseele weit und breit.

Ihr Vater, der schon neben der Fahrertür stand, schaute sie verwundert an. »Was ist denn los?«

Noch einmal ließ Laura den Blick umherschweifen, allerdings ohne etwas Verdächtiges zu entdecken. »Nichts«, sagte sie rasch und eilte auf den Volvo zu. Sie hatte ihn fast erreicht, als ihr ein Geruch in die Nase stieg, den sie schon kannte:

Feuer und Schwefel!

Wieder blieb sie stehen. Im gleichen Augenblick vernahm sie das leise Rascheln von Blättern. Laura blickte nach oben in die Baumkrone der Eiche – und da entdeckte sie die Katze, die auf dem untersten Ast kauerte.

Sie war riesengroß und pechschwarz – zweifelsohne dasselbe Tier, das sie auf der Teufelskuppe angegriffen hatte! Regungslos starrte das Biest Laura an wie die finstere Verheißung des Bösen. Seine Augen glimmten rot wie Höllenglut. Aus seiner Nase stieg heißer Atem. Dann öffnete es das Maul und entblößte das spitze Vampiregebiss. Allerdings ließ es diesmal kein Fauchen hören. Stattdessen zuckten kleine Flammenzungen aus seinem Rachen.

»Oh, nein«, flüsterte das Mädchen erschrocken.

Erneut blickte der Vater sie an. »Was ist denn jetzt schon wieder?«, fragte er ungeduldig.

Auch der Bruder wirkte genervt.



»Da! Da oben!«, entgegnete Laura aufgeregt und deutete auf den Ast – aber der war leer. Von der schwarzen Katze, die noch Augenblicke zuvor darauf gekauert hatte, war nicht die geringste Spur mehr zu entdecken.

»Ich kann nichts als Äste und Eichenblätter sehen. Jede Menge – allerdings keine Statue«, bemerkte Lukas spitz, an Marius gewandt. »Und was ist mit dir, Papa?«

Zu Lauras Erleichterung ersparte sich der Vater jeglichen Kommentar. »Komm schon!«, sagte er nur und bemühte sich um ein aufmunterndes Lächeln. »Es ist spät, und du hast deine Hausaufgaben noch nicht gemacht.« Erst als Laura bereits ins Auto gestiegen war, veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Er wirkte plötzlich sehr besorgt.

Es war schon kurz nach acht, als Laura in ihr Zimmer zurückkam. Zu ihrer Überraschung war von Kaja keine Spur zu entdecken. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit hatte die Freundin ihr auch keine Mitteilung hinterlassen, und so hatte Laura keine Ahnung, wo Kaja sich herumtrieb. Vielleicht war sie bei einer anderen Schülerin. Oder sie hatte sich wieder heimlich in die Küche geschlichen, um dort etwas Essbares aufzutreiben. Immerhin war das Abendessen über eine Stunde her, und so war es durchaus möglich, dass Kaja bereits wieder von einer Hungerattacke geplagt wurde. Laura war bei ihrer Rückkehr aus Aventerra sofort aufgefallen, dass die Freundin während ihrer Abwesenheit trotz ihrer guten Vorsätze nicht ein Gramm abgenommen hatte.

Eher im Gegenteil!

Allerdings hatte Laura im Moment ganz andere Sorgen als die Gewichtsprobleme ihrer Freundin. Die Hausaufgaben waren noch zu erledigen, und außerdem musste sie auch noch dringend Mathe pauken.

Ausgerechnet!

Doch alles Jammern half nichts. Pinky Taxus würde keine Gnade walten lassen und ihr unbarmherzig eine miserable Zensur verpassen, wenn sie den Unterrichtsstoff beim nächsten Test nicht beherrschte. Deshalb holte Laura ihr Mathebuch aus dem Rucksack, legte es aufgeschlagen auf den Schreibtisch und wollte sich eben darin vertiefen, als sie hinter ihrem Rücken ein Geräusch vernahm, das sich wie ein leises Räu-



pern anhörte.

Nanu? War Kaja schon zurück?

Sie hatte die Tür gar nicht gehört. Und es war untypisch für die Freundin, sich so leise zu bewegen. Sonst polterte sie doch stets so laut ins Zimmer wie eine Herde Elefanten!

Überrascht drehte das Mädchen sich um – doch es war niemand zu sehen. Weder die Freundin noch sonst jemand.

Schon wollte Laura unwirsch den Kopf schütteln, als ein unheimlicher Gedanke in ihr aufstieg: Vielleicht hatte sie sich verhört? Vielleicht war es kein Räuspern gewesen, sondern vielmehr ein – leises Fauchen? War das vielleicht wieder dieses..... *schreckliche schwarze Biest?*

Laura schauderte. Ein Schwall eiskaltes Wasser schien ihren Rücken hinunterzufließen. Sie erhob sich und trat mit angehaltenem Atem ans Fenster. Während sie den Arm ausstreckte, um es zu öffnen, galoppierte ihr Herz wie ein wild gewordener Mustang in ihrer Brust. Zentimeter um Zentimeter zog sie das Fenster auf, um dann erleichtert durchzuatmen: Das Sims war leer. Niemand kauerte darauf – weder eine schwarze Katze noch ein anderes unheimliches Wesen.

Erneut wandte Laura sich dem Mathebuch zu und überflog die erste Textaufgabe: »Ein Swimmingpool kann durch drei Zuflussröhren gefüllt werden. Die zweite Röhre braucht die dreifache Zeit der ersten, die dritte benötigt allein vier Stunden und alle drei zusammen zwei Stunden. Wie lange brauchen die erste und die zweite Röhre allein?«

Verflixt, wie war noch mal der Lösungsansatz? Laura griff nach ihrem Bleistift, steckte ihn in den Mund und kaute darauf herum, als erneut ein Räuspern zu hören war.

Laut und deutlich!

Wieder drehte Laura sich um, und da endlich begriff sie, wer das Geräusch gemacht hatte: ihre Mutter.

Anna Leander!

Die junge Frau zügelte ihr Pferd. Der Reiter an ihrer Seite, der wie sie in ein schlichtes weißes Gewand gekleidet war, tat es ihr gleich und



blickte sie fragend an. »Was habt Ihr, Niami? Wir sind noch längst nicht am Ziel. Es sind noch gut drei Tagesritte bis nach Hellunyat.«

»Ich weiß.« Die Frau ließ einen tiefen Seufzer hören. Sie war bildhübsch, und ihre Haut war hell wie edelstes Porzellan. »Weißt du, was ich mich frage, Auriel?«

»Ja, Herrin?«

»Ob es ein Fehler war, dass wir uns auf diese ungewohnte Fortbewegungsart eingelassen haben. Wir Wolkentänzer sind das Reiten doch gar nicht gewohnt.«

»Das ist richtig, Niami.« Der junge Mann, dessen Haut ebenfalls von makellosem Weiß war, lächelte. »Aber Euer Vater hat es so gewollt. Damit Ihr Euch rechtzeitig an die Gepflogenheiten der Bewohner der Gralsburg gewöhnt. Schließlich sollt Ihr Euch dort für längere Zeit aufhalten.« Dann fügte er mit ernstem Blick hinzu: »Wenn nicht sogar für immer!«

»Darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen«, entgegnete Niami rasch. Das sanfte Rot, das ihre Wangen färbte, verriet allerdings, dass sie hoffte, er möge Recht haben.

Die beiden Reiter wollten ihren Pferden gerade die Sporen geben, als ihnen auf dem schmalen Waldweg eine Frau auf einem Einhorn entgegenkam. Sie trug ein schlichtes weißes Gewand, das ebenso in der Nachmittagssonne leuchtete wie das Fell ihres Reittieres.

Stunend warteten Niami und Auriel, bis die Reiterin vor ihnen anhielt. »Seid begrüßt, Niami«, sagte sie freundlich lächelnd. »ElySION, mein Herr, hat mich gebeten, Euch entgegenzureiten.«

»Ihr kommt aus der Gralsburg?«

»Ja. Ich bin die Heilerin von Hellunyat. Der Hüter des Lichts hat mir aufgetragen, Euch sicher zu ihm zu geleiten.«

Niami tauschte einen erfreuten Blick mit ihrem Begleiter, bevor sie sich wieder an die Heilerin wandte. »Wie aufmerksam! Zumal Ihr einen langen und beschwerlichen Weg auf Euch genommen habt, um uns in Eure Obhut zu nehmen.«

»Nun...« Die Heilerin lächelte hintergründig. »So lang und beschwer-



lich, wie Ihr meint, war er gar nicht.« Als sie die fragenden Blicke der Fremden bemerkte, fügte sie hinzu: »Mein Einhorn kennt die geheimen Pfade, die einst von den Feen angelegt worden sind. Sie durchziehen die Lande von Aventerra und vermögen die Wissenden viel schneller an ihr Ziel zu bringen.«

Niami staunte. »Tatsächlich?«

Die Heilerin nickte. »Deshalb wollte ich vorschlagen, dass Ihr Euch mir anschließt. Dann könnten wir schon morgen durch die Tore von Hellunyat reiten.«

»Ja, natürlich – gern«, sagte Niami erleichtert. »Komm, Auriel, wir folgen ihr.«

»Das wird leider nicht möglich sein«, sagte die Heilerin bedauernd. »Nur die Einhörner und ihre Vettern, die Zweihörner, vermögen den geheimen Pfaden zu folgen – und natürlich die Eingeweihten.«

»Ach.« Niami klang enttäuscht.

»Keine Angst«, beruhigte die Heilerin sie. »Mein Reittier wird uns beide tragen. Und Euer Begleiter kann mit Eurem Pferd nach Hause zurückkehren.«

»Niemand!« Auriels Gesicht nahm einen entschlossenen Ausdruck an, als er sich an Niami wandte. »Euer Vater hat mir befohlen, über Eure Sicherheit zu wachen, bis Ihr ans Ziel gelangt seid. Wie könnte ich es wagen, die Worte meines Königs zu missachten?«

»Bedenkt nur eines, junger Herr: Die geheimen Pfade stehen unter dem Schutz des Lichts. Wer ihnen folgt, ist vor dem Einfluss der Dunklen Mächte gefeit. Ich möchte Euch nicht zu nahe treten – aber glaubt Ihr nicht auch, dass sie Eure Herrin besser schützen können als Ihr selbst?«

»Nun...« Auriel war nachdenklich geworden.

»Sie hat Recht«, redete Niami ihm zu. »Und mein Vater hätte bestimmt nichts dagegen einzuwenden. Er möchte doch nur, dass ich sicher nach Hellunyat gelange!«

Und so willigte Auriel schließlich ein. Niami stieg vom Pferd, löste ihr Bündel vom Sattelknopf und drückte ihrem Begleiter die Zügel in die



Hand.

Mit höflichen Worten verabschiedete sich der junge Mann und ritt zurück in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Niami schaute Reiter und Pferden so lange nach, bis sie zwischen den dichten Bäumen des Waldes verschwunden waren. Dann drehte sie sich um und wollte auf die Heilerin zugehen, als sie vor Schreck erstarrte:

Das Einhorn, das vor ihr stand, war pechschwarz, nur das Horn auf seiner Stirn leuchtete rot. Seine Reiterin war aus dem Sattel gegelitten. Sie trug ein Flammenkleid, und ihre Haare sahen aus wie Feuer. Ihr Gesicht glich nun dem einer Schlange. »Ssssh! Damit hast du wohl nicht gerechnet«, zischte sie böse. Noch ehe diese einen Entsetzensschrei ausstoßen konnte, zuckte der Kopf der Schlangenfrau nach vorn und schlug Niami die Giftzähne in den Hals.

Im selben Moment erwachte der Hüter des Lichts schreiend aus dem Albtraum, der ihn schon seit Jahren quälte. Er fuhr von seinem Lager hoch. Während die Erinnerung an das schreckliche Geschehen ihm die Kehle zuschnürte, starrte er benommen durch das offene Fenster seines Schlafgemachs. Die Nacht war über Aventerra aufgezogen, und am Himmel waren die beiden Monde zu sehen, der Goldmond und der blaue Menschenstern. ElySION wusste, dass der Lauf der Gestirne schon bald das Schicksal der Welten entscheiden würde.

Laura erhob sich und machte ein paar Schritte auf ihr Bett zu. An der Wand darüber hing in einem Rahmen das Porträtfoto ihrer Mutter.

Anna, die auf dem Foto für gewöhnlich ein überaus ernstes Gesicht machte, lächelte ihre Tochter erleichtert an. »Ich hatte schon befürchtet, dass du mich gar nicht bemerkst.«

»Entschuldige, Mama.« Laura fühlte sich merkwürdig beklommen. Obwohl ihre Mutter nicht zum ersten Mal auf diese Weise Kontakt mit ihr aufnahm, konnte sie sich immer noch nicht erklären, wie das möglich war. »Ich war in Gedanken ganz bei meiner Matheaufgabe. Außerdem hast du schon lange nicht mehr mit mir gesprochen.«

»Höre ich da einen Vorwurf?« Annas sanftes Lächeln verriet, dass sie



es nicht ernst meinte.

»Nein, nein. War mir nur gerade aufgefallen.«

»Du hast ja Recht«, erwiderte die Mutter. »Doch eigentlich lag das an dir.«

»Wieso denn das?«

»Weißt du das wirklich nicht, Laura? Oder sollte dir nicht bewusst sein, dass ich mich immer nur dann gemeldet habe, wenn du vorher ganz intensiv an mich gedacht hast?«

»Nein, das wusste ich nicht«, gestand Laura verlegen. Doch plötzlich begann sie zu begreifen, was die Mutter meinte: »Heißt das, du kannst immer nur dann Verbindung mit mir aufnehmen, wenn meine Gedanken bei dir sind?«

»Genauso ist es, Laura. Ich musste die Welt, in der du lebst, doch schon vor Jahren verlassen. Deshalb können wir uns nicht mehr leibhaftig begegnen. Nur durch die besondere Kraft unserer Gefühle ist es uns möglich, einander ganz nahe zu sein. Und mal ganz ehrlich, Laura – du denkst doch erst seit einigen Tagen wieder häufiger an mich. In den Wochen davor ist das nur selten der Fall gewesen.«

Laura merkte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss, während sie verzweifelt nach einer Erklärung suchte.

»Aber nicht doch, Laura!«, mahnte die Mutter liebevoll. »Das war keineswegs als Vorwurf gemeint. Das ist im Gegenteil sogar ein positives Zeichen. Es beweist doch, dass du inzwischen ganz gut allein zurechtkommst und meine Hilfe nicht mehr brauchst. In Aventerra hast du eindrucksvoll bewiesen, wie stark du bist und über welche enormen Fähigkeiten du mittlerweile verfügst. Du hast in den letzten Monaten sehr viel dazugelernt, Laura, und dich des großen Auftrags, den das Schicksal dir auferlegt hat, wirklich als würdig erwiesen.«

Die Mutter lächelte ihr aufmunternd zu. Doch Laura war, als läge in diesem Lächeln ein Hauch von Wehmut, und sie glaubte einen feuchten Schimmer in Annas Augen zu erkennen. Eine eisige Hand schien sich um ihr Herz zu legen und es zusammenzupressen. »Das mag ja alles sein, Mama«, flüsterte sie betroffen. »Aber ich vermisse dich so sehr, dass ich



seit ein paar Tagen an nichts anderes mehr denken kann.«

»Das habe ich gemerkt, Laura.« Kummer sprach aus Annas Blick. »Deine Gedanken und Gefühle überwinden selbst die Grenzen, die unsere Welten voneinander trennen. Auch ich vermisse dich, genauso wie ich Lukas und Marius vermisse. Die Sehnsucht nach euch wird mit jedem Tag größer. Es kann nicht mehr lange dauern, bis dieses Verlangen so übermächtig wird, dass es mir das Herz bricht.«

»Aber...« Lauras Gedanken rasten. »Das bedeutet doch, dass du tatsächlich noch am Leben bist! Sonst könntest du doch gar nicht so stark empfinden.«

Die Mutter antwortete nicht, sondern erwiderte den flehenden Blick der Tochter mit unergründlicher Miene.

»Antwortete mir, Mama«, flehte Laura. »Sag mir, dass ich Recht habe – bitte!«

»Meinst du wirklich, dir wäre damit geholfen?« Annas Stimme klang ungewöhnlich ernst. »Selbst wenn du die Gewissheit hättest, dass ich noch lebe – was würde dir das nützen? Das Wissen allein brächte mich doch auch nicht wieder zu euch zurück!«

»Natürlich nicht.« Laura fühlte Verzweiflung in sich aufsteigen. »Aber ich wäre dann wenigstens sicher, dass es sich lohnt, nach dir zu suchen – und würde deshalb alles tun, um dich zu finden.«

Unendlich traurig blickte die Mutter sie an. »Schade, Laura«, sagte sie tonlos. »Eigentlich hatte ich mir eine andere Antwort erhofft. Ganz besonders von dir.«

»I-I-Ich verstehe nicht...?«

»Nein? Wirklich nicht?« Anna Leanders Stimme klang enttäuscht. »Ich dachte immer, dass du mich liebst.«

»Natürlich, Mama. Das tue ich doch!«

»Tatsächlich? Deine Worte lassen Zweifel daran aufkommen. Seit wann braucht Liebe denn Gewissheit? Sind deine Gefühle nicht stark genug, um dich bedingungslos für mich einzusetzen?«

»Aber –«, hob Laura an, doch die Mutter ließ sie nicht ausreden.

»Wenn das so ist, Laura«, fuhr Anna Leander mit ernster Miene fort,



»dann solltest du gar nicht erst versuchen, mein Schicksal aufzuklären. Diese Aufgabe ist um vieles schwieriger als alle Rätsel, die du bislang gelöst hast. Du wirst sie nur dann erfüllen können, wenn dein Vertrauen in dich selbst und in die Kraft des Lichts grenzenlos ist – und wenn deine Liebe zu mir so groß ist, dass du vor keiner Gefahr zurückschreckst. Ansonsten wird das Unterfangen zum Scheitern verurteilt sein, und du wirst nie erfahren, ob ich noch lebe oder nicht. Denn sobald ich nicht mehr in deinem Herzen lebe, bedeutet das für mich den sicheren Tod.«

Die wachsende Verzweiflung schnürte Laura den Hals zu. »Versteh mich doch, Mama! Ich liebe dich. Und ich bin auch bereit, alles für dich zu geben.« Plötzlich begriff sie die tiefere Bedeutung von Annas Worten. »Aber, Mama – wenn mein Scheitern deinen Tod bedeutet, dann kann das nur heißen, dass du tatsächlich noch lebst. Oder nicht?«

»Tut mir leid, Laura. Aber mehr darf ich dir dazu nicht sagen. Es liegt allein an dir, die tiefere Bedeutung meiner Worte zu ergründen.«

»Dann verrätst du mir auch nicht, wo du dich befindest?«

»Auch das ist mir verwehrt. Allerdings...« – plötzlich lächelte Anna und zwinkerte ihrer Tochter verschwörerisch zu – »trägst du alle Voraussetzungen in dir, um diese Aufgabe zu lösen, selbst wenn sie ungemein schwierig ist. Denke immer daran: Wer etwas nicht weiß, sollte wenigstens wissen, wo er sich darüber informieren kann. Beherrze stets, was du in den letzten Monaten gelernt hast: Wer hinter die Oberfläche der Dinge blickt und die richtigen Fragen stellt, der wird auch die richtigen Antworten erhalten.« Gegen ihre sonstige Gewohnheit hob Anna die Hand wie ein strenger Lehrer. »Es kommt schließlich nur äußerst selten vor, dass man Dinge entdeckt, nach denen man gar nicht gesucht hat.«

Laura sah sie ratlos an. »Was meinst du damit, Mama?«

»Genau das, was ich gesagt habe. Nichts geschieht ohne besonderen Grund, und so wirst du vieles erst richtig verstehen können, wenn du diesen herausfindest. Die Erkenntnisse, die du auf diese Weise gewinnst, werden dich zu mir führen – vorausgesetzt, du deutest sie richtig.«

»Echt?«

»Echt«, wiederholte Anna leicht amüsiert, bevor sie wieder ernst wur-



de. »Doch vergiss niemals, dass diese Aufgabe nicht nur besonders schwierig, sondern auch äußerst gefährlich ist. Nur wenn du bereit bist, alles aufs Spiel zu setzen und dich an Orte zu wagen, aus denen noch kein Mensch lebend wieder zurückgekehrt ist, wirst du das Geheimnis ergründen, von dem der Drache gesprochen hat.«

»Gurgulius?«

»Ja – wer denn sonst?«

»Dann weiß Gurgulius also mehr, als er mir verraten hat?«

»Vielleicht – vielleicht aber auch nicht.« Mit undurchdringlicher Miene blickte Anna die Tochter an. »Es tut mir leid, aber es liegt allein an dir, den Schleier zu lüften, der mein Schicksal verhüllt. Vertraue auf die Kraft des Lichts und auf dich selbst, dann wird dir das auch gelingen – zumindest hoffe ich das.« Damit verstummte Anna Leander, und die Züge ihres hübschen Gesichtes, das eben noch so voller Leben gewesen war, erstarrten.

Es fiel Laura unendlich schwer, den Blick von ihrer Mutter zu lösen. Was hatte Anna sagen wollen? Eines war jedenfalls sicher: Ihre Mutter war noch am Leben! Aber wo? Auf der Erde bestimmt nicht, so viel stand fest. Und auf Aventura mit Sicherheit auch nicht. Um dorthin zu gelangen, musste sie, Laura, ja nicht alles aufs Spiel setzen.

Wo also konnte die Mutter nur sein?

War sie wirklich an jenem geheimnisvollen Ort, von dem sie gesprochen hatte und von dem noch kein Mensch lebend zurückgekehrt war? Und warum sollte ausgerechnet sie die Erste sein, der das gelingen würde? Laura zitterte plötzlich am ganzen Körper. Mutlos wandte sie sich von dem Foto ab.

Einige Stunden später, es ging auf Mitternacht zu, und die Dunkelheit hatte ihren samtschwarzen Mantel längst um Burg Ravenstein gelegt, geschah Seltsames: Laura und Kaja hatten sich bereits vor geraumer Zeit zu Bett begeben und das Licht gelöscht, da bewegten sich plötzlich die Zweige des großen Haselnussstrauches, der unterhalb ihres Zimmers im Park stand. Wenig später trat eine Gestalt daraus hervor, von der trotz der mondlosen Nacht ein eigentümliches Schimmern ausging.



Es war ein junger Mann, der zwei mächtige Schwingen auf dem Rücken trug. Er verharrte in der Nähe des Busches und blickte hinauf zum Fenster, hinter dem die beiden Mädchen schliefen. Für eine ganze Weile stand er reglos da, den Blick starr zum Fenster gewandt. Fast hatte es den Anschein, als befürchte er, dass im zweiten Stock etwas Schlimmes geschehen könnte.

Doch alles blieb ruhig. Burg Ravenstein und alle ihre Bewohner schienen friedlich zu schlummern.

Schließlich regte sich die geheimnisvolle Gestalt. Der Mann breitete die Schwingen aus und schwebte empor, ohne dass er sie bewegt hätte, bis ihn die Dunkelheit verschluckte.

Der Geflügelte war kaum verschwunden, als die Blätter des mächtigen Kirschlorbeers, der am Fuß des Ostturms wuchs, zu rascheln begannen. Zwei knochige Hände, groß und derb vom Zupacken, schoben das Blattwerk beiseite, bevor eine Gestalt daraus auftauchte, in deren Gesicht rote Albinoaugen zu glimmen schienen: *Der Rote Tod*.

Konrad Köpfer, der dem Grausamen Ritter bereits vor vielen Jahrhunderten als Scharfrichter gedient hatte und seit seinem Tod dazu verdammt war, als ruheloser Wiedergänger zwischen der Welt der Lebenden und Toten hin- und herzuwandeln, starrte mit wütendem Blick in den Himmel, als wären seine Albinoaugen in der Lage, die Nacht zu durchdringen. Dann verzerrte ein böses Grinsen seine hässliche Fratze. »Dieser geflügelte Narr!«, knurrte er aus tiefer Kehle. »Er wird doch nicht glauben, dass er dieses Gör noch retten kann! Er müsste doch längst wissen, dass er nicht die geringste Aussicht hat, gegen die Feuerschlange zu bestehen. Sie hat ihn schon einmal besiegt – und auch diesmal wird es nicht anders sein. Sollte er es dennoch wagen, uns in die Quere zu kommen, wird er genauso untergehen wie dieses verdammte Wächterpack – und die gesamte Burg gleich mit!«





Kapitel 12 Der maurische Besucher

ortlos begleitete Luminian, der blinde Wächter, seinen Herrn, der mit schweren Schritten auf das Zentrum des Labyrinths von Hellunyat zustrebte. Als sie in dem kreisrunden Raum angekommen waren, blieb Luminian stehen. Der Hüter des Lichts trat zuerst zum Kelch der Erleuchtung, der inmitten einer Lichtsäule schwebte, um sich dann der Nische zuzuwenden, in der Hellenglanz, das Schwert des Lichts, aufbewahrt wurde. Tief in Gedanken versunken, betrachtete ElySION beide Gegenstände, so als wolle er sich versichern, dass sie sich immer noch im Labyrinth und nicht in den Händen der Feinde befanden.

Luminian spürte die Unruhe seines Herrn, und er kannte ihren Grund. Schließlich diente er ElySION schon seit undenklichen Zeiten und erinnerte sich noch gut an die schrecklichen Ereignisse, die dem Hüter des Lichts einst beinahe zum Verhängnis geworden waren und ihn auch heute noch quälten.

Der Wächter mit dem fahlen Gesicht und dem ergrauten Haarkranz räusperte sich. »Verzeiht, wenn ich mich einmische – aber er hat Euch wieder heimgesucht, dieser Traum, nicht wahr?«

ElySION wandte sich um. Wortlos betrachtete er den Alten, der trotz seiner Blindheit sehr viel mehr sah als so mancher Sehende. »Du hast Recht«, gestand er nach einer Weile. »Ich habe längst aufgegeben zu zählen, wie oft er mich schon aus dem Schlaf gerissen hat. Aber was das Schlimmste ist...« – er hielt kurz inne, als wage er die Worte nicht auszusprechen – , »... so klar und deutlich wie diesmal ist mir der Traum noch



nie erschienen. Mir war, als hätte ich Niamis schrecklichen Tod selbst miterlebt – und dabei habe ich doch lange Zeit nicht einmal geahnt, was geschehen war.« Er senkte den Kopf. »Wenn ich nur wüsste, was das zu bedeuten hat.«

Luminian schüttelte den Kopf. »Mit Verlaub, das stimmt nicht, Herr.«

Überrascht blickte ElySION auf. »Was sagst du da?«

»Ihr wisst ganz genau, was das bedeutet«, fuhr der Wächter des Labyrinths fort, die blinden Augen starr auf seinen Gebieter gerichtet. »Ihr fürchtet Euch vor der schicksalhaften Stunde, die uns bevorsteht. Weil Ihr die Prüfung nicht kennt, der wir uns stellen müssen, und deshalb Angst habt zu versagen.«

Der Hüter des Lichts schweig betreten.

»Dabei gäbe es jemanden, bei dem Ihr Euch Rat holen könntet«, fuhr Luminian mit ernster Stimme fort. »Allerdings müsstet Ihr dazu über Euren Schatten springen.«

Am nächsten Morgen machte sich Laura noch vor dem Frühstück auf den Weg zum Lehrerhaus. Während der Unterrichtswoche bewohnte ihr Vater dort ein kleines möbliertes Zimmer unter dem Dach, gleich neben den Privaträumen von Percy Valiant. Laura wollte Marius Leander von dem nächtlichen Gespräch mit der Mutter berichten. Zu ihrer Überraschung traf sie ihn beim Kofferpacken an. »Was ist denn jetzt los?«, fragte sie erstaunt. »Willst du verreisen?«

»Von wollen kann gar keine Rede sein, aber ich muss! Das habe ich Quintus Schwartz und seinen sauberen Freunden zu verdanken. Unser verehrter Konrektor ist nämlich der Meinung, dass ich aufgrund der langen Abwesenheit nicht mehr auf dem aktuellen Stand des Lehrstoffes bin. Er hat deshalb darauf gedrungen, dass ich unverzüglich eine Fortbildung besuche.«

»Oh, nein!« Laura ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Das hat der gemeine Kerl ja geschickt eingefädelt.«

»Du sagst es!« Der Vater lachte bitter. »Offensichtlich will er mit allen



Mitteln verhindern, dass die Wahrheit ans Licht kommt. Nur aus diesem Grund schickt er mich auf das Seminar. Dummerweise hat Dr. Schwartz sogar Recht. Ich war in der Tat ziemlich lange weg. Deshalb konnte der Direktor sich seiner Forderung auch nicht verschließen.« Er stopfte den Pulli, den er gerade in der Hand hielt, so heftig in den Koffer, als trage dieser die Schuld an der Misere. »Es ist schon verdächtig, welch enormen Aufwand das dunkle Pack betreibt. Erst lassen sie den Sarg verschwinden, und dann sorgen sie dafür, dass ich dir und Lukas nicht mehr helfen kann.« Marius blickte seine Tochter mit ernster Miene an. »Ich habe zwar nicht die geringste Ahnung, was sie vorhaben. Doch alles deutet darauf hin, dass es sich um etwas ganz Ungeheuerliches handelt.«

»Das fürchte ich auch«, murmelte das Mädchen.

Obwohl der Vater es eilig hatte, hörte er sich Lauras Bericht an. Doch auch Marius konnte sich keinen Reim auf Annas mysteriöse Worte machen. »Tut mir leid«, sagte er. »Aber da bin ich genauso ratlos wie du.«

Um einiges früher als sonst betrat Laura den um diese Zeit noch ziemlich leeren Speisesaal. Sie nahm sich eine Schale mit Müsli vom Ausgabebetresen, goss Milch darüber und setzte sich an den gewohnten Tisch. Alle übrigen Plätze waren noch frei. Laura begann gedankenverloren ihr Müsli zu löffeln. Das Gespräch mit der Mutter ging ihr einfach nicht mehr aus dem Kopf. Obwohl das Mädchen die halbe Nacht wachgelegen und sich das Gehirn zermartert hatte, war ihm die tiefere Bedeutung von Annas Worten nicht klar geworden. Noch immer geisterten sie wie ein Schwärm Fragezeichen durch Lauras Bewusstsein, wirbelten mal hierhin, mal dorthin, bis sie noch weniger Sinn ergaben als zuvor. Laura war, als würden ihre Gedanken Karussell fahren. Sie merkte deshalb nicht einmal, dass Kaja an den Tisch gekommen war.

»Oh, nö«, stöhnte das Pummelchen empört. »Bist du plötzlich taub geworden – oder redest du nicht mehr mit mir?«

»Ähm...« Laura schreckte auf und schaute die Freundin entgeistert an. »Mei-Meinst du etwa mich?«

»Wen denn sonst?« Der Rotschopf verdrehte die Augen. »Ich hab gefragt, ob du was dagegen hast, wenn Saskia sich an unseren Tisch setzt?«



Damit deutete sie auf die neue Mitschülerin, die freundlich lächelnd neben ihr stand.

Laura brachte kein Wort heraus. Sie schaute das Mädchen an, als handelte es sich um einen Alien.

Das Lächeln wich aus dem hübschen Gesicht der Neuen. »Ist schon gut«, sagte sie leise zu Kaja. »Wenn deine Freundin was gegen mich hat, dann suche ich mir eben einen anderen Platz.«

»Nein, nein!«, protestierte Laura rasch. »So war das nicht gemeint.« Sie deutete auf einen freien Sitz. »Du darfst natürlich gerne bei uns sitzen.«

»Siehst du?« Kaja strahlte Saskia an. »Ich hab doch gesagt, dass Laura nett ist.«

Saskia allerdings schien davon noch nicht so recht überzeugt zu sein. Mit verschlossener Miene nahm sie ein gutes Stück von Laura entfernt Platz. Es hatte fast den Anschein, als wolle sie sicherheitshalber Abstand halten.

Laura konnte das verstehen. Ein bisschen zumindest. Ihr Zögern musste bei Saskia den Eindruck erweckt haben, als sei sie ihr nicht willkommen. Dabei hatte es doch einen ganz anderen Grund gehabt!

Als Lukas wenig später zum Frühstück erschien, bemerkte er sofort, dass die Schwester bedrückt war. »Was ist denn los?«, fragte er ungewohnt fürsorglich.

Laura wollte ihm schon eine Erklärung ins Ohr flüstern, als ihr einfiel, wie unhöflich das gegenüber Saskia und Kaja gewesen wäre. Deshalb vertröstete sie den Bruder auf später.

Nach dem Frühstück verabschiedete sich Marius von seinen Kindern und versprach Laura, dass er sich sofort bei ihr melden würde, wenn er wusste, was Annas rätselhafte Worte zu bedeuten hatten.

Auch Lukas konnte Laura vorerst nicht weiterhelfen: Kaum hatte sie ihm von der nächtlichen Begegnung mit der Mutter erzählt, da ertönte auch schon die Glocke zur ersten Stunde.

Nach dem Unterricht fanden die Geschwister endlich Zeit für ein ungestörtes Gespräch. Lukas, der immer noch glaubte, dass sie in ihren



Zimmern abgehört wurden, schlug vor, in die Bibliothek zu gehen. Dort wären sie ungestört und könnten zudem von niemandem belauscht werden.

Laura willigte ein, und so zogen sich die Geschwister in die hinterste Ecke der Internatsbücherei zurück, wo sie selbst vor dem wachsamem Hühnergeierblick von Amalie Bröselsam, der Bibliothekarin, sicher waren.

»Was kann Mama bloß gemeint haben?« Laura blickte den Bruder Hilfe suchend an. »Und warum hat sie nur Andeutungen gemacht, anstatt mir klar verständliche Hinweise zu geben?«

»Wäre es nicht möglich, dass ihr das aus irgendeinem Grund verboten ist?«, mutmaßte der Junge. »Vielleicht wird sie bestraft, wenn sie gegen dieses Verbot verstößt, und kann dann nie mehr zu uns zurückkehren.«

»Was?« Laura erblasste. »Aber das ist –«

»– nichts weiter als eine Vermutung von mir«, versuchte Lukas sie zu beruhigen. »Möglicherweise gibt es auch einen ganz anderen Grund für ihre vagen Äußerungen. Bei deinen letzten Aufgaben hat dir doch auch kaum jemand geholfen. Und zwar weil jeder Mensch die existenziellen Wahrheiten des Lebens am eigenen Leib erleben muss, bevor er sie vollständig begreifen kann – wie Professor Morgenstern es ausgedrückt hat.«

Das Mädchen nickte nachdenklich. »Aber hier geht es nicht um mich, sondern um das Leben von Mama und –«

»Wir wissen überhaupt noch nicht, worum es hier eigentlich geht«, korrigierte der Bruder sie. »Aber es hilft uns kaum weiter, wenn wir mit dem Schicksal hadern. Wir sollten uns Mamas Worte lieber noch mal ganz genau durch den Kopf gehen lassen.« Lukas runzelte die Stirn. Sein Blick glitt über die unzähligen Regale, die als geduldige Lastenträger des gedruckten Wissens in dem weitläufigen Raum aufgereiht waren.

Laura schluckte die spöttische Bemerkung hinunter, die ihr auf den Lippen lag. Sie ahnte, dass das Superhirn des Bruders auf Hochtouren arbeitete, und sie wollte ihn unter keinen Umständen stören.

»Weißt du, was mir komisch vorkommt?«, fragte er schließlich und blickte die Schwester grübelnd an.



»Was denn?«

»Dass Mama es für notwendig hielt, dir diese Binsenweisheit mit auf den Weg zu geben. Du weißt schon: ›Wer etwas nicht weiß, sollte wenigstens wissen, wo er sich darüber informieren kann.« Das weiß doch jedes Kind, und deshalb versteh ich nicht, warum sie es ausdrücklich erwähnt hat.«

Stimmt, kam es Laura in den Sinn. Was eigentlich nur bedeuten kann... »Wahrscheinlich wollte sie mir damit einen Hinweis geben.«

Lukas nickte aufgeregt. »Genau das vermute ich auch. Lass uns nachdenken: Wo informiert man sich denn, wenn man etwas nicht weiß? Man fragt jemanden oder recherchiert im Internet.« Er deutete auf die Regale. »Oder man schlägt im Lexikon nach oder in anderen schlaun Buch –«

Genau in diesem Augenblick fiel es Laura ein. »Ja, klar!«, rief sie wie elektrisiert. »Jetzt weiß ich es wieder: Mama und ich waren in der Unibibliothek, als sie diese Mailbox-Nachricht abgehört hat!«

»Was?« Lukas schaute sie fassungslos an. »Und das sagst du erst jetzt?«

»Ähm...« Wie zur Entschuldigung hob Laura die Hände. »Das ist doch schon so lange her, dass ich es fast vergessen hatte.« Obwohl die Ereignisse acht Jahre zurücklagen, liefen die Erinnerungsbilder nun wieder so deutlich vor ihrem inneren Auge ab, als habe sie das alles erst gestern erlebt.

Anna Leander hatte wegen der Geburt von Lukas ihr Chemiestudium unterbrochen. Als der Junge dann knapp zwei Jahre alt war, hatte sie die Arbeit an ihrer Diplomarbeit wieder aufgenommen und deshalb häufig die Universitätsbibliothek in der nahen Großstadt aufgesucht, um dort wissenschaftliche Schriften und alte Dokumente auszuwerten. Während Lukas meist in der Obhut des Vaters zurückgeblieben war, hatte Anna ihre fünfjährige Tochter oft mitgenommen. Die weihevoll anmutende Atmosphäre der alten Bibliothek, in der sich Tausende von Büchern und Dokumenten in endlosen Regalen türmten, hatte Laura fasziniert. Das Mädchen langweilte sich mit seinen Bilderbüchern und Malstiften nicht eine Minute, während die Mutter über Stunden der Lektüre nachging.



Und genau das hatte Anna am Tag des Unfalls auch getan, wie Laura sich nun plötzlich wieder erinnerte.

»Wer wusste denn davon, dass Mama die Bibliothek besucht?«, fragte Lukas.

»Fast alle in Ravenstein, nehme ich an. Papa musste sich doch immer um dich kümmern, wenn sie dort war, und deshalb dürfte das mit der Zeit jeder hier mitgekriegt haben.«

»Interessant«, murmelte der Junge. »Das erklärt, weshalb die Dunklen sich sicher sein konnten, dass Mama am Nebelsee vorbeifahren würde. Der schnellste Weg von der Bibliothek zum Krankenhaus führt nämlich direkt am See vorbei.«

»Ja, klar!« Lauras Augen begannen zu leuchten. »Und sie konnten sich dort in aller Ruhe auf die Lauer legen.«

»Logosibel. Aber das war bestimmt nicht der Grund, weshalb Mama dich an die Unibibliothek erinnert hat.«

Laura rümpfte die Nase. »Woher willst du das wissen, du Super-Kiu?«

Lukas ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Ganz einfach: Wie du selbst gesagt hat, wusste jeder, dass sie in der Bibliothek war – und so kann diese Tatsache als solche eigentlich nicht von Bedeutung sein.«

Laura versuchte, den Gedankengängen des Bruders zu folgen. »Wie... Wie meinst du das?«

»Dass sie dir den Hinweis gegeben hat«, fuhr Lukas fort, »kann eigentlich nur bedeuten, dass es in der Bibliothek selbst etwas geben muss, was uns weiterhilft.« Er stupste Laura mit dem Zeigefinger an. »Genauso wird es sein!« Lukas legte den Kopf schief und dachte kurz nach. »Worum ging es eigentlich in der Diplomarbeit von Mama?«

Daran konnte Laura sich nicht mehr erinnern. Ein kurzes Telefonat mit dem Vater lieferte ihr jedoch schnell die gewünschte Antwort. »Die Arbeit hatte den Titel Alchimie – Falscher Zauber oder ernsthafte Wissenschaft?«, sagte Marius Leander, ohne zu zögern.

Als sie das Universitätsgebäude betraten, verspürte Laura sofort eine gewisse Vertrautheit. Sie konnte sich noch gut daran erinnern, dass sie sich in der feierlichen Stille der Bibliothek früher immer wie in einer



Kirche vorgekommen war. Im Lesesaal wurde ihr fast andächtig zumute. Der Geruch nach altem Papier und abgegriffenem Leder, der ihr in die Nase stieg, weckte beinahe so etwas wie heimatliche Gefühle.

Nur gedämpfte Laute waren in dem Saal zu vernehmen, dessen große bunte Glasfenster nur wenig Licht hereinließen. Auch der mächtige Leuchter, der von der Decke hing, verbreitete nur einen schwachen Schein, sodass die hohen Bücherregale in geheimnisvolles Halbdunkel getaucht waren. Nur die Leuchten auf den Arbeitstischen warfen helle Kreise auf die ausgebreiteten Bücher, Manuskripte und sonstigen Unterlagen. Nicht einer der lesenden Studenten schaute auf, als Laura in der Begleitung ihres Bruders eintrat und auf den Bibliothekar zuschritt, der wie ein gestrenger Hüter des hier versammelten Wissens hinter dem Ausleihtresen thronte.

Der große, hagere Mann trug einen Anzug, der genauso mausgrau war wie sein schütteres Haar, dessen Scheitel mit dem Lineal gezogen zu sein schien. Sein schmales, von zahllosen Falten gezeichnetes Gesicht hatte die Farbe von altem Pergament. Auf seiner Nase saß eine runde Nickelbrille, mit der er Laura an einen Uhu erinnerte. Als der Mann – das Namensschild auf dem Tresen wies ihn als Dr. Wagner aus – die Geschwister hörte, blickte er auf und beäugte sie misstrauisch.

»Ja?«, fragte er mit schnarrender Stimme. »Was kann ich für euch tun?«

Laura kam sich mit einem Mal ziemlich dumm vor. War es nicht eine Schnapsidee, nach so vielen Jahren hier aufzukreuzen und darauf zu hoffen, irgendwelche Spuren zu entdecken, die sie zu ihrer Mutter führen würden?

Lukas indes verzog keine Miene. Er schien darauf zu vertrauen, dass seiner Schwester etwas einfiel.

Laura räusperte sich. »Wissen Sie... Ähm... es ist so: Unsere Mutter...«

»Ja, natürlich!« Ein Lächeln erschien auf dem Eulengesicht. »Du bist Laura, nicht wahr? Laura Leander?«

»Ja! Aber woher –?«



»Wie sollte ich mich nicht an dich erinnern können?«, antwortete Dr. Wagner und beugte sich vor, um Laura näher in Augenschein zu nehmen. »Du hast dich doch kaum verändert, auch wenn du natürlich älter geworden bist.«

Laura wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Du bist mir damals schon aufgefallen. Ein kleines Mädchen, das Stunden in einer Bibliothek zubringt, ohne auch nur ein einziges Mal zu quengeln oder sich bei seiner Mutter zu beschweren, das ist äußerst ungewöhnlich«, fuhr Dr. Wagner fort.

»Dann können Sie sich also noch an meine Mutter erinnern?«, fragte Laura aufgeregt.

»Ja, freilich. Sie hat mich um Rat gebeten, und so habe ich ihr bei der Recherche für ihre Diplomarbeit geholfen und ihr auch einiges aus unserer historischen Dokumentensammlung zur Verfügung gestellt. Das hätte mich damals beinahe die Stelle gekostet.«

Die Geschwister wechselten einen erstaunten Blick.

»Ich weiß sogar noch den Titel ihrer Arbeit.« Er seufzte. »Alchimie – Falscher Zauber oder ernsthafte Wissenschaft?« – Ihr wisst doch bestimmt, was Alchimie ist?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort. »Die Alchimie ist eine uralte Wissenschaft. Die Alchimisten suchten nach einem Verfahren, um Gold künstlich herzustellen. Außerdem wollten sie einen Trank entwickeln, um alle Gebrechen zu heilen, und eine Substanz entdecken, die Unsterblichkeit schenkt.«

Die Kinder lauschten seiner schnarrenden Stimme wie gebannt.

»Nun...«, erklärte Dr. Wagner schließlich, »... unser Haus ist für ein solches Thema der ideale Ort. Keine andere Bibliothek weist einen derart umfangreichen Bestand an Büchern auf, die sich mit der Alchimie befassen. Was aber noch viel entscheidender ist: Unsere Handschriftensammlung, die bis ins frühe Mittelalter zurückreicht, enthält einzigartige Dokumente, die nur hier bei uns zu finden sind.«

»Und diese Unterlagen hat Mama für ihre Arbeit herangezogen?«, fragte Lukas.



»Genauso ist es, mein Junge.« Der Bibliothekar nickte und schob seine runde Brille zurecht. »Eure Mutter war eine überaus freundliche und zuvorkommende Frau. Sie war mir deshalb auf Anhieb sympathisch. Und du natürlich auch, Laura...« Er wandte sich wieder dem Mädchen zu. »Deshalb habe ich auch dafür gesorgt, dass Anna Zugang zu dem Juwel unserer Sammlung erhielt – einem Schriftstück aus der Feder von Georg Faust, auch als Johannes Faustus bekannt, denn noch immer streiten sich die Gelehrten um seinen richtigen Vornamen! Die überwiegende Mehrzahl geht allerdings davon aus, dass er Johannes hieß.«

»Sie meinen doch nicht etwa *den* Faust?«, fragte Lukas fassungslos.

Dr. Wagner lächelte vielsagend. »Doch, Lukas – genau den! Es handelt sich um den Wahrsager, Magier und Astrologen, dem Goethe in seinem berühmten Theaterstück ein Denkmal gesetzt hat. Dieser Mann soll angeblich seine Seele dem Teufel verkauft haben.« Der Bibliothekar räusperte sich. »Bereits zu seinen Lebzeiten gab es Gerüchte über diesen Teufelspakt, die sich in den darauf folgenden Jahrhunderten häuften. Allerdings lassen sich die Spekulationen über Johannes Faust nur schwer belegen.«

»Woher wollen Sie das wissen?«, fragte Lukas mit gerunzelter Stirn.

»Ganz einfach, mein Junge: weil nur wenig über Doktor Faustus überliefert ist. Unser Haus kann sich glücklich schätzen, einige der wenigen Dokumente zu besitzen, die aus seiner Feder stammen. Deshalb haben wir auch versucht, seine Alchimisten-Werkstatt originalgetreu nachzubauen.« Dr. Wagner warf ihnen einen fragenden Blick zu. »Nun ja, so originalgetreu es eben ging. Vielleicht möchtet ihr sie ja besichtigen? Denn wie es der Zufall will, hat sich eure Mutter unmittelbar vor ihrem Unfall ausgerechnet mit den Aufzeichnungen dieses mysteriösen Mannes beschäftigt!«

Attila Morduk staunte nicht schlecht, als er den Wagen erblickte, der wie ein majestätisches Schlachtschiff über die kiesbedeckte Auffahrt rollte, bevor er auf dem Besucherparkplatz anhielt. Es war ein schwarzer Rolls-Royce Phantom.

Beinahe ehrfurchtsvoll kratzte Attila sich den kahlen Schädel, der sei-



nem Haupt Ähnlichkeit mit einer Bowlingkugel verlieh. »Mannomann«, brummte er mit der Miene eines misstrauigen Höhlentrolls. »Der Kerl scheint nicht zu wissen, wo er mit seinem vielen Geld hin soll.« Schließlich kostete so ein Auto ein kleines Vermögen!

Die Fahrertür öffnete sich, ein Mann in Chauffeursuniform stieg aus, ging würdigen Schrittes zum Fond und öffnete die Tür. Als der Fahrgast sich von der Rückbank erhob, staunte Attila noch mehr: Mit seinem weißen Beduinengewand und dem traditionellen arabischen Kopftuch glich der Mann einem der Ölscheichs, die häufig in den Nachrichten zu sehen waren. Obwohl die Sonne zu dieser Jahreszeit nur noch wenig Kraft besaß, wurden die Augen des Fremden von einer dunklen Brille verdeckt. Er trug einen gepflegten Schnurrbart, der an den Enden leicht gezwirbelt war. Auch zwischen Unterlippe und Kinn war ein Bärtchen zu erkennen.

Während der Chauffeur wieder neben die Fahrertür trat und dort stehen blieb, wandte sein Fahrgast sich zum Burgebäude um und betrachtete es eine Weile. Schließlich winkte er seinen Diener zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der nickte und kam zu Attila herüber, der am Rande des Parkplatzes stand und die Besucher beobachtete.

Beim Hausmeister angekommen, tippte der Mann – seine dunkle Hautfarbe ließ darauf schließen, dass er, ebenso wie sein Fahrgast, aus dem Süden stammte – an seine Chauffeursmütze und machte eine leichte Verbeugung. »Verzeihung, meine Herr«, radebrecte er in fehlerhaftem Deutsch. »Meine Meister möchte das Chefe von diese Einrichtung gerne Aufwartung machen. Wo können wir diese Person finden?«

Als der Hausmeister den Scheich – wie er den Besucher insgeheim nannte – in das Büro des Direktors führte, war Aurelius Morgenstern nicht weniger überrascht als er selbst.

»Dieser Herr möchte Sie gern sprechen, Herr Professor Morgenstern.« Wie immer, wenn Fremde zugegen waren, bediente der Hausmeister sich der förmlichen Anrede. Es brauchte doch niemand zu wissen, dass er mit dem Direktor auf vertrautem Fuß stand und ein zuverlässiger Helfer der Wächter war. »Danke, Attila«, antwortete der Professor. »Vielen Dank.



Und wenn du Frau Priese-Stein vielleicht bitten könntest, uns einen Kaffee –« Er sah den Fremden fragend an. »Ich darf Ihnen doch einen Kaffee anbieten – oder lieber einen Tee, Herr...?«

»Sephem.« Der Mann verneigte sich. »Mein Name ist Tephilos Sephem. Und gegen einen Kaffee hätte ich nichts einzuwenden.«

Aurelius nickte Attila zu. »Dann also Kaffee. Und Frau Priese-Stein soll uns bitte nicht zu lange warten lassen.«

»Werde ich ihr ausrichten«, brummte der Zwergriese. »Aber dazu muss ich diesen Vorzimmerdrachen erst mal finden. Sonst wäre ich wohl kaum an ihr vorbeigekommen.«

Aurelius schmunzelte. Attila hatte Recht, seine Sekretärin bewachte die Tür zu seinem Büro, als wäre sie der Höllenhund Cerberus persönlich. Kaum jemand gelangte gegen ihren Willen in den holzgetäfelten Raum, der dem Direktor seit vielen Jahren als Arbeitszimmer diente.

Nachdem der Hausmeister gegangen war, nahm Aurelius mit seinem Gast in der kleinen Sitzecke Platz. »Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuchs, Herr Sephem?«

Der Besucher räusperte sich. »Ich habe eine weite Reise hinter mir. Trotz aller modernen Verkehrsmittel ist es von uns aus ja immer noch kein Katzensprung bis nach Europa.« Damit nahm er die Sonnenbrille ab, und Aurelius konnte direkt in seine Augen sehen, die in tiefen Höhlen unter den buschigen Brauen unstedt hin und her blickten. »Offensichtlich sagt Ihnen mein Name nichts – oder täusche ich mich?«

»Ich bedaure.« Aurelius runzelte überrascht die Stirn. »Sollte er das?«

»Wie man's nimmt.« Herr Sephem lächelte geheimnisvoll. »Immerhin war es einer meiner Vorfahren, der einst als Baumeister maßgeblich an der Errichtung dieser Burg beteiligt war.«

»Wirklich!«, erwiderte der Professor beeindruckt.

»Das ist zwar schon einige Jahrhunderte her – fast neun, um genau zu sein – , aber ich hatte trotzdem gehofft, dass die Erinnerung an meinen Ahnen noch nicht vollständig verblasst ist.«

»Es tut mir leid«, beeilte sich der Direktor zu versichern. »Das liegt nur daran, dass sich Burg Ravenstein erst seit dem vorletzten Jahrhundert



in unserem Besitz befindet. Um ehrlich zu sein: Sehr gründlich haben wir uns mit ihrer Entstehungsgeschichte noch nicht beschäftigt. Der Gründer der Burg, ein gewisser Reimar von Ravenstein, soll jedenfalls ein unangenehmer Mensch gewesen sein.«

»Ja, davon habe ich gehört!« Der Besucher nickte. »Philetos Sephem – so lautete der Name meines Ahnen – wusste auch ein Lied davon zu singen. Der Baumeister wurde von Reimar von Ravenstein auf einem Kreuzzug aus dem Maurenland hierher verschleppt!«

»Wie schrecklich!«, sagte Aurelius Morgenstern mit ehrlichem Bedauern.

»Das ist wahr«, entgegnete der Besucher. »Aber die Ereignisse liegen schon sehr lange zurück – und außerdem ist selbst in meiner Familie die Erinnerung an Philetos zeitweise verloren gegangen. Dabei trägt er maßgeblichen Anteil daran, dass wir es zu großem Wohlstand gebracht haben. Er hatte in unserer Heimat riesige Ländereien erworben, unter denen später reiche Ölvorkommen entdeckt wurden. Wir sind ihm deshalb zu höchstem Dank verpflichtet. Aus diesem Grunde habe ich mich dazu entschlossen, Philetos ein Denkmal zu setzen. Da ich ebenfalls Architekt bin und auch einige Jahre in diesem Beruf tätig war, bevor mir die Führung des Familienunternehmens übertragen wurde, möchte ich sein Lebenswerk und seine Bauwerke gründlich erforschen und für die Nachwelt dokumentieren.«

»Sehr löblich«, entgegnete Aurelius. »Alle Menschen sollten sich ab und zu auf ihre Wurzeln besinnen. Damit sie merken, dass wir alle nur ein winziges Glied in einer endlosen Kette von Generationen sind.«

Herr Sephem nickte zustimmend. »Ich habe eine Stiftung gegründet mit dem Ziel, alle noch vorhandenen Bauwerke, die nach Philetos' Plänen errichtet wurden, zu erhalten und sie, wo immer es Sinn macht, wieder in ihren ursprünglichen Zustand zu versetzen.«

»Das halte ich für eine ausgezeichnete Idee.« Der Professor schmunzelte. »Vorausgesetzt, Sie wollen nicht die Zentralheizungen abmontieren und den Internatsbetrieb stören. Und als Architekt ist Ihnen ja sicher bewusst, dass wir vorher die Genehmigung der Denkmalschutzbehörde



einholen müssen.«

»Selbstverständlich. Und den Schulbetrieb stören wir natürlich nicht«, versicherte Herr Sephem. »Es geht nur um das Mauerwerk.«

»Schön.« Aurelius Morgenstern beugte sich vor. »Verstehe ich Sie richtig, dass Ihnen am Fortbestand des Internats gelegen ist?«

»Genauso ist es, Herr Professor. Allerdings muss ich Ihnen gestehen, dass ich bis vor vier Wochen noch keinen Gedanken an Ravenstein verschwendet habe. Dass sich das inzwischen so gründlich geändert hat, ist nur einem langjährigen Geschäftspartner zu verdanken, der aus dieser Gegend stammt.«

»Ach, ja?« Der Direktor hob die Brauen. »Darf ich fragen, um wen es sich dabei handelt?«

»Ich bin sicher, dass Ihnen sein Name geläufig ist. Es handelt sich um Maximilian Longolius. Ich habe ihn erst vor kurzem anlässlich eines internationalen Kongresses wieder getroffen, der Großunternehmer aus allen Teilen der Welt zusammengeführt hat.«

»Natürlich kenne ich Herrn Longolius«, warf Aurelius ein. »Sehr gut sogar. Schließlich hat er uns schon mehrfach mit großzügigen Spenden unterstützt.« Er zögerte einen Moment. »Sagten Sie nicht, Sie seien im Ölgeschäft tätig?«

»Natürlich!« Herr Sephem nickte. »Aber meine Familie investiert auch in andere Branchen. Der Vorrat an Öl wird sich eines Tages erschöpfen, das Bedürfnis der Menschen nach Unterhaltung und Information jedoch niemals. Und deshalb –«

Das Eintreten von Frau Priese-Stein unterbrach seine Ausführungen. Die ältliche Sekretärin brachte den erbetenen Kaffee und stellte auch noch eine Schüssel mit Gebäck auf den Tisch. »Falls Sie noch etwas benötigen, brauchen Sie nur nach mir zu rufen«, flötete sie mit ihrer piepsigen Stimme, bevor sie den Raum wieder verließ.

Tephilos Sephem nahm einen Schluck Kaffee, bevor er sich wieder an den Direktor wandte. »Kurz und gut: Ich bin zu Ihnen gekommen, weil ich das von meinem Vorfahren geplante Bauwerk besichtigen möchte. Gibt es noch alte Pläne der Burg?«



»Nicht dass ich wüsste«, entgegnete Morgenstern bedauernd.

»Das hatte ich vermutet. Um das Bauwerk zu erforschen, benötige ich natürlich nicht nur Ihre Erlaubnis, sondern auch ein wenig Unterstützung. Selbstverständlich wäre ich auch zu einer Gegenleistung bereit: Meine Stiftung würde nicht nur alle notwendigen Reparaturen und Instandsetzungsarbeiten an dem Gebäude finanzieren, sondern darüber hinaus eine beträchtliche Geldsumme zur Verfügung stellen, um den Fortbestand von Ravenstein auf Jahre zu sichern. Dankenswerterweise hat sich auch Herr Longolius bereit erklärt, sich daran zu beteiligen.«

»Aber... das... das ist ja großartig!« Der Professor war überwältigt. Dies bedeutete die Rettung für das Internat! »Also... Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Sephem.«

»Noch ist es ja nicht so weit.« Mit sanftem Lächeln hob Herr Sephem die Hände. »Außerdem sollten Sie Ihren Dank nicht mir aussprechen, sondern lieber Herrn Longolius. Wenn es ihn nicht gäbe, wäre ich gar nicht hier!«





Kapitel 13 Ein rätselhaftes Dokument

ie beeindruckend!

Laura staunte nicht schlecht: Die Alchimisten-Werkstatt sah überzeugend echt aus. Nur die lebensgroße Puppe, die am Arbeitstisch in der Mitte des Raumes stand und vermutlich Johann Faust darstellen sollte, war ein Hinweis darauf, dass es sich um ein Modell handelte. Dennoch: Selbst ein oscargekrönter Ausstatter aus Hollywood hätte die Kulisse nicht besser bauen können, da war sie sich ganz sicher.

Der Raum, er maß vielleicht sechsunddreißig Quadratmeter, lag ein ganzes Stück vom großen Lesesaal entfernt; man gelangte über mehrere Gänge dorthin. Durch ein kleines Fenster fiel schummriges Licht herein. Hohe Regale aus dunklem Holz standen an den Wänden. Sie waren mit Büchern und Pergamentrollen vollgestopft. Auch zahllose Gefäße – Gläser, Büchsen, Tiegel, Kolben und Phiolen – waren darin aufgereiht. Sie enthielten Pulver und Tinkturen in allen Farben, getrocknete und gemahlene Kräuter sowie organische Flüssigkeiten und Mixturen aller Art. Auch große, mit Alkohol gefüllte Glasgefäße waren darunter, in denen sich allerlei totes Getier befand: Schlangen, Skorpione, Kröten, riesige Spinnen, Tausendfüßler, haarige Würmer. Dazu stank es entsetzlich nach Pech und Schwefel, Feuer und Rauch.

»Ihhh!«, entfuhr es Laura. »Das ist doch nicht echt, oder?«

»Natürlich nicht.« Dr. Wagner schmunzelte. »Diese Gerüche stammen von einem Duft-Hersteller, der sie eigens für uns entwickelt hat. Sie werden durch feine Düsen in den Raum gesprüht, denn dem großherzigen Gönner, der uns das alles finanziert hat, war sehr daran gelegen, das



Ganze möglichst echt wirken zu lassen. Die Alchimisten-Küchen waren wahrlich nichts für empfindliche Nasen!«

»Und für empfindliche Mägen wohl auch nicht«, meinte Lukas und deutete in eine Ecke, in der zwei überaus gruselige Figuren ausgestellt waren: eine Ziege mit zwei Köpfen und ein Homunkulus – ein künstlich hergestellter Mensch. Die Figur hatte einen fast kahlen Schädel, spitze Vampirzähne und krallenartige Spinnenfinger. Ihr Anblick jagte Laura einen eiskalten Schauer über den Rücken.

»Ist das nicht reichlich übertrieben?«, wollte Lukas ungerührt wissen. »Oder haben die Alchimisten tatsächlich so ein Wesen erschaffen?«

»Es gibt natürlich keinerlei Beweise«, gab der Bibliothekar zu. »Aber einige Alchimisten haben recht merkwürdige Experimente mit Tieren gemacht, und man nimmt an, dass sie versucht haben, künstliches Leben herzustellen. Faust und der Medizinstudent, der ihm zu Diensten war, sind sogar von einem Homunkulus zur Walpurgisnacht geleitet worden. Zumindest wird das von Goethe so dargestellt.«

Laura waren ihre Zweifel deutlich anzusehen. Sie wies auf die Figur am Arbeitstisch, die sich über ein offenes Buch beugte. »Dann soll das wohl dieser Faust sein?«

»Ganz richtig.« Dr. Wagner stellte sich neben die Puppe, die in einen purpurnen Samtumhang gekleidet war, der bis auf den Boden reichte. Auf ihrem Kopf ruhte eine samtene Kappe, die ebenso wie der Mantel mit geheimnisvollen Zeichen bestickt war. Das rechte Ohr von Doktor Faustus zierte ein großer Ohrring, und auch an seinen Fingern steckten Ringe. »Wir haben die Figur nach einem der wenigen erhaltenen Bildnisse von Johannes Faust gestaltet. Seine Gesichtszüge und seine Kleidung entsprechen bis ins Detail diesem Porträt«, erklärte der Bibliothekar. »Das war sehr teuer, aber wie bereits erwähnt, hatten wir zum Glück einen Förderer, der alles großzügig finanziert hat.« Er lächelte in Gedanken daran. »Die Gerätschaften, die vor dem Meister auf dem Tisch stehen, sind Destillierapparate«, erklärte Dr. Wagner weiter, »denn die Alchimisten haben nahezu alle Ausgangsstoffe für ihre Experimente erst einmal gründlich verkocht.«



»Und wozu brauchten sie diese Karten?«, fragte Laura mit Blick auf die altertümlichen Zeichnungen verschiedener Länder und Erdteile, Sterne und anderer Himmelskörper, die an den Wänden hingen.

»Viele Alchimisten arbeiteten auch als Astronomen und Sterndeuter. Meister Faust machte da keine Ausnahme: Seine Horoskope waren begehrt und sollen erstaunlich zutreffend gewesen sein.«

»Wer's glaubt«, murmelte Laura und zuckte im selben Moment vor Entsetzen zusammen: Auf dem Fenstersims saß die schwarze Katze! Schon glaubte Laura ein wütendes Fauchen zu vernehmen, als sie erkannte, dass es sich um ein ausgestopftes Tier handelte.

Brr! Sie sah schon Gespenster!

Laura atmete erleichtert auf, doch ihre Beine schienen auf einmal aus Wackelpudding zu bestehen.

Dr. Wagner blickte auf die Uhr. »Tut mir leid«, sagte er. »Wir müssen wieder zurück. Die Bibliothek schließt in ein paar Minuten. Aber wenn ihr euch die Werkstatt noch einmal genauer ansehen wollt, seid ihr dazu jederzeit herzlich eingeladen.«

Als sie den Raum verließen, fiel Laura noch etwas ein. »Sie haben vorhin erwähnt, dass Sie beinahe Ihren Job verloren hätten, weil Sie unserer Mutter ein bestimmtes Schriftstück zur Verfügung gestellt haben. Warum eigentlich?«

Der Bibliothekar schloss die schwere Holztür zur Werkstatt ab. »Wie ich schon erwähnt habe, hat Doktor Faust nur wenige Dokumente hinterlassen. Aus diesem Grund besitzt jedes von ihnen einen großen Wert. Sie werden für gewöhnlich nur ausgesuchten Wissenschaftlern und Experten zur Verfügung gestellt. Studenten oder Diplomanden wie deine Mutter müssen sich eigentlich mit Abschriften oder Faksimiles begnügen.«

»Klaromaro«, sagte Lukas mit der Miene eines Experten. »Ein Faksimile ist eine getreue Nachbildung des Dokuments. Daraus ist der Inhalt genauso gut zu ersehen wie aus dem Original.«

»Ganz recht, mein Junge.« Dr. Wagner nickte anerkennend und schlug den Weg zurück zum Lesesaal ein. »Aber wie gesagt – eure Mutter



war mir sehr sympathisch. Um ihr eine Freude zu machen, habe ich ihr also an diesem Tag die Originaldokumente überlassen und damit leider eindeutig gegen unsere strengen Vorschriften verstoßen. Ich habe ihr voll und ganz vertraut, denn sie war die Zuverlässigkeit in Person. Deshalb verstehe ich bis heute nicht, warum Anna das wertvolle Dokument nicht zu mir zurückgebracht hat, bevor sie die Bibliothek verließ.«

Ich schon!, dachte Laura. Aber Dr. Wagner konnte ja nicht ahnen, dass Anna einen falschen Notruf erhalten hatte, der sie so sehr in Panik versetzte, dass sie so schnell wie möglich zum Krankenhaus fahren wollte.

»Zu allem Überfluss hat eine Seite gefehlt, als ich die Blätter an ihrem Arbeitsplatz einsammelte.«

»Sind Sie sicher?«, fragte Laura erstaunt. »Meine Mutter hat das Dokument bestimmt nicht mitgenommen!«

»Natürlich nicht. Allerdings kam damals leider genau dieser Verdacht auf. Zum Glück hat sich die Sache dann schnell aufgeklärt. Die fehlende Seite wurde auf einem Kopierer entdeckt.« Dr. Wagner schüttelte missbilligend den Kopf. »Dabei hätte Anna doch wissen müssen, dass das Kopieren von Originaldokumenten strengstens verboten ist!«

»Mir leuchtet einfach nicht ein, warum Mama diese Seite kopieren wollte. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, konnte sie doch jederzeit auf die Abschriften oder Kopien der Dokumente zurückgreifen?«, gab Lukas zu bedenken.

»Das stimmt.« Inzwischen waren sie wieder am Ausleihtresen angekommen. Der Bibliothekar dankte der jungen Kollegin, die ihn vertreten hatte, und nahm seinen Platz wieder ein. »Mit diesem Dokument hat es allerdings eine besondere Bewandtnis: Es gibt keine Abschrift davon, denn es wurde zwar im Nachlass von Doktor Faust entdeckt, aber es ist keineswegs sicher, dass es auch aus seiner Feder stammt. Die Handschrift und der Inhalt des Dokuments sprechen dagegen.«

»Was steht denn drin?«, fragte Lukas neugierig.

»Dazu muss ich leider ein wenig ausholen«, begann Dr. Wagner. »Johannes Faust war ein leidenschaftlicher Alchimist, und in den anderen erhaltenen Dokumenten geht es um seine Experimente. Übrigens hätte



ihm die Bezeichnung ›Alchimist‹ vermutlich nicht gefallen.«

»Und warum nicht?«

»Weil er sich offensichtlich zu Höherem berufen fühlte. In einem Brief nennt er sich selbst ›Magister Georg Sabellicus, Faust der Jüngere, Quellbrunn der Nekromanten, Astrolog, Zweiter der Magier, Chiro-
mant, Aeromant, Pyromant und Zweiter in der Hydromantie.« Der Bibliothekar schmunzelte.

Lukas stieß einen Pfiff aus. »Der muss ja sehr von sich überzeugt gewesen sein!«

»So was soll vorkommen!«, sagte Laura und warf ihrem Bruder einen spöttischen Blick zu.

Dr. Wagner, der nichts von den geschwisterlichen Kabbeleien ahnte, lächelte Laura und Lukas wohlwollend an. »Das stimmt! Wenn dieser Kerl zu seinen Lebzeiten gehnt hätte, dass er später einmal als Vorbild für zahlreiche Schauerlegenden und Schauspiele dienen und damit Welt-
ruhm erlangen würde, wäre er wahrscheinlich größenwahnsinnig geworden.«

»Klaromaro!« Lukas strahlte vor Eifer. »Schließlich kennt Goethes ›Faust‹ doch jedes Kind!«

Haha!, dachte Laura. Das glaubst auch nur du! »Hat Mama in ihrer Arbeit denn nur das Leben dieses Angebers untersucht?«, fragte sie ungeduldig.

Der Bibliothekar musste erneut schmunzeln. »Nein, eure Mutter interessierte sich für die Grundlagen der Alchimie. Diese Wissenschaft ist der modernen Chemie verwandt. Anders als ein heutiger Chemiker haben sich Alchimisten wie Johann Faust aber auch mit Dingen beschäftigt, die uns eher merkwürdig vorkommen. Dies zeigen einige der Ausstellungs-
stücke in dem Labor.«

Wohl wahr, dachte Laura. Schon die Erinnerung an die grässliche Homunkulus-Figur jagte ihr einen kalten Schauer über den Rücken.

»Faust versuchte sich nicht nur als Totenbeschwörer – wie ich eben gesagt habe, bezeichnete er sich selbst als ›Nekromant‹ – , sondern forschte auch fieberhaft nach dem so genannten fünften Element, das



auch als ›der Stein der Weisen‹ bezeichnet wird und dem man wahre Wunderdinge zusprach.«

»Was ist denn dieses fünfte Element?«, fragte Laura.

»Nun, der Grieche Aristoteles hatte schon Jahrhunderte zuvor gelehrt, dass alle Dinge aus vier Essenzen bestehen – Feuer, Wasser, Luft und Erde. Allerdings behauptete er, es gäbe noch eine fünfte Essenz, welche die vier anderen Dinge miteinander verbinde. Wenn es nun also gelänge, diese fünfte Essenz zu finden, müsste es möglich sein, alle Dinge nach Belieben zu verwandeln. Man könnte dann zum Beispiel aus Wasser Wein machen oder aus Eisen Gold. Oder aus einem alten und kranken Menschen einen jungen und gesunden.«

»Aber das ist doch Unsinn!« Lukas schüttelte energisch den Kopf.

»Das ist deine Meinung, mein Junge!«, entgegnete der Bibliothekar. »Die Alchimisten dagegen waren felsenfest davon überzeugt. Man sagt, dass es einigen wenigen gelungen sei, das fünfte Element zu finden. Diese Menschen haben es angeblich nicht nur zu sagenhaftem Reichtum gebracht, sondern auch außerordentlich lange gelebt.«

Das alles hörte sich viel zu fantastisch an, um wahr zu sein, fand Laura. Andererseits hatte sie in den letzten Monaten viele Dinge erlebt, die außerhalb des menschlichen Vorstellungsvermögens lagen. Darum konnte sie nicht ausschließen, dass es auch etwas so Unglaubliches wie das fünfte Element gab.

»Gehörte Faust denn auch zu denen, die das fünfte Element entdeckt haben?«, wollte Lukas wissen, als der letzte Besucher der Bibliothek, ein junger Mann, einen Stapel Bücher auf dem Tresen ablegte und seinen Bibliotheksausweis zückte.

»Eben nicht.« Der Bibliothekar nahm den Ausweis entgegen und scannte nacheinander den Strichcode der Bücher, um sie zu registrieren. »Viele Jahre lang hat Johannes Faust danach geforscht. Doch all seine Versuche waren vergeblich, und so hat er in seiner Verzweiflung schließlich einen Pakt mit dem Teufel geschlossen, damit dieser ihm half.« Der Student schüttelte bei diesen Worten geringschätzig den Kopf. Er sagte jedoch nichts, sondern packte nur die Bücher in eine Tragetasche und



verließ die Bibliothek.

»Stand denn etwas über diesen Teufelspakt in dem Dokument, was sich unsere Mutter zuletzt angesehen hat?«, fragte Laura, als die Tür hinter dem letzten Besucher zugefallen war. In der Bibliothek war es nun noch stiller als zuvor. Beinahe gespenstisch still, wie das Mädchen fand.

»Nein. Deswegen ist man auch nicht sicher, ob es tatsächlich von Doktor Faust stammt. Im Gegensatz zu den anderen Aufzeichnungen geht es in dem Schriftstück nämlich überhaupt nicht um Alchimie, sondern lediglich um einen Ring. Den Ring der Feuerschlange.«

Lauras Herz pochte aufgeregt. »Jetzt wird sie das Versprechen einlösen, das ihre Mutter der Feuerschlange gegeben hat!« Das waren doch die höhnischen Worte, mit denen Syrin den Unfall der Mutter kommentiert hatte! Ob die Gestaltwandlerin dieselbe Feuerschlange gemeint hatte, von der auch in dem Schriftstück die Rede war? »Was hat es denn mit diesem Ring der Feuerschlange auf sich?«, fragte das Mädchen den Bibliothekar.

Dr. Wagner hob ratlos die Schultern. »Das weiß ich nicht, Laura.«

»Könnten wir uns diese Seite dann wenigstens mal ansehen?«

»Tut mir leid«, erklärte Dr. Wagner lächelnd, »das Original kann ich euch nicht geben. Aber es gibt inzwischen ein Faksimile davon, das ihr euch kopieren dürft. Dann könnt ihr den Text in aller Ruhe zu Hause studieren. Ich fürchte allerdings, dass ihr aus dem Dokument ebenso wenig schlau werdet wie all die anderen, die es vor euch versucht haben. Aber falls euch etwas auffällt, bitte ich euch, mich umgehend zu informieren. Versprecht ihr das?«

»Versprochen«, antworteten die Geschwister wie aus einem Mund.

Die Zeichnung, die einen Teil des Faksimiles einnahm, war durch die Kopie verblasst. Trotzdem war der Ring leidlich gut zu erkennen. Er trug ein höchst seltsames Motiv: Eine Schlange, die sich in den eigenen Schwanz biss, wand sich kreisförmig um ein Pentagramm, in dessen fünf Zacken eigentümliche Zeichen eingraviert waren – verschiedene Dreiecke und ein Symbol, das dem griechischen Omega ähnelte. Laura hatte nicht die geringste Ahnung, was diese Zeichen bedeuteten. Erwartungs-



voll sah sie den Bruder an. »Kapiertest du, was damit gemeint ist?«

Doch selbst der neunmalklugen Lukas war diesmal kaum schlauer als sie. »Keine Ahnung. Ich vermute, dass es sich um irgendwelche alchimistischen Symbole handelt. Immerhin hat Doktor Faust sie gezeichnet.«

»Hast du nicht gehört, was Dr. Wagner gesagt hat?«, widersprach Laura. »Es ist keineswegs sicher, dass das Blatt von diesem Teufelsanbeter stammt!«

»Ist doch egal!«, widersprach der Junge verärgert. »Dann hat das eben einer seiner Zunftgenossen gemalt. Was diese komischen Zeichen bedeuten, finden wir im Internet bestimmt schnell heraus. Die Handschrift daneben dürfte viel schwieriger zu entziffern sein. Und das, was dort steht, ist wahrscheinlich wichtig, um die Zeichnung zu entschlüsseln.«

Tatsächlich war die Schrift, ein sehr altertümliches Deutsch, kaum zu entziffern. In zwei Worten meinte Lukas einen Namen zu erkennen: Hermes Trismegistos. Er erklärte Laura, dass es sich dabei um den Urvater der Alchimie handele, über den er erst vor kurzem einen recht interessanten Artikel im Internet entdeckt habe. Diese Vermutung erwies sich als zutreffend: Als Lukas die mühsam entzifferten Buchstaben nämlich auf den gesamten Text anwandte, ergab dieser urplötzlich einen Sinn. »Die Überschrift lautet: ›Die drei Schlüssel zum ewigen Leben, wie Hermes Trismegistos, der dreimal Göttliche, sie uns gelehrt hat«, las er vor. »Und unter der Zeichnung steht: ›Der erste Schlüssel – Nur mit der Feuerschlange Ring gelingt das wundersame Ding. Wenn er an deinem Finger steckt, Gevatter Tod dich nicht entdeckt.«

»Was soll das bedeuten?«

»Da kann ich nur raten: dass der Träger dieses Ringes niemals stirbt, vielleicht?«

»Was steht denn da noch? Sieht aus wie ein Vers oder ein Gedicht«, sagte Laura und wies auf eine Stelle etwas weiter unten.

Lukas schob seine Brille zurecht und blickte auf das Blatt. »Der zweite Schlüssel – dass seine Kräfte nie verrinnen, musst du der Herrin Opfer bringen. Und wie du find'st den Weg zu ihr, der Hexe Wort beschreibt es dir:



Du musst versteh'n,
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei lass gehen.
Und Drei mach gleich,
Nah ist ihr Reich.
Verlier die Vier
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex'.«

Lukas ließ das Blatt sinken und schaute Laura nachdenklich an. »Der Text bricht genau hier ab, aber ich glaube, dass der Vers noch weitergeht. Er klingt verdächtig nach einem Zauberspruch. Und außerdem...« Der Junge dachte nach.

»Was ist?« Sein Schweigen versetzte Laura in Unruhe.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Lukas. »Er kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Wirklich? Der ist doch mindestens fünfhundert Jahre alt.«

»Bestimmt! Aber trotzdem – mir ist, als hätte ich ihn schon mal gehört oder gelesen. Mir fällt aber nicht ein, wo.«

Lukas biss sich auf die Unterlippe. Laura wusste, dass ihr Bruder sich nicht eher zufrieden geben würde, bis er auf die Lösung gekommen war. Dabei stand gar nicht fest, ob dies etwas mit dem Schicksal ihrer Mutter zu tun hatte. Aber so war Lukas nun einmal. Für ihn waren Rätsel einfach dazu da, gelöst zu werden – egal, ob es wichtig war oder nicht. Selbst über die nebensächlichste Frage konnte er sich stundenlang den Kopfzerbrechen.

»Könnte es nicht sein, dass der Vers auf einer anderen Seite weitergeht und Dr. Wagner nur vergessen hat, uns diese zu geben?«, fragte Laura.

»Gut möglich, zumal auch von drei Schlüsseln die Rede ist, die dieser Hermes Trismegistos gelehrt haben soll. Und von dem dritten Schlüssel wird hier kein Wort erwähnt.«

Als Lukas in der Bibliothek anrief, meldete sich Dr. Wagner schon



nach zweimaligem Klingeln. Seine Auskunft allerdings war enttäuschend: Es gab keine weitere Seite. »Jedenfalls hat unser Institut nie eine solche besessen.« Er erklärte, dass schon andere danach gesucht hätten. »Diese Seite hat es sicherlich einmal gegeben. Sie wird im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sein.« Lukas blieb nichts anderes übrig, als sich bei dem freundlichen Bibliothekar zu bedanken und das Telefonat zu beenden.

»Und was machen wir jetzt?« Laura seufzte. »Ohne die fehlende Seite werden wir doch nie erfahren, was es mit diesem Ring auf sich hat.«

»Schon möglich«, gab der Junge zu. »Aber wir können trotzdem versuchen, herauszufinden, warum Mama sich das Dokument angesehen hat.«

»Und wie sollen wir das machen – ohne Anhaltspunkt?«

»Wir müssen einfach noch einmal alle Fakten durchgehen«, schlug Lukas vor. »Irgendetwas haben wir bestimmt übersehen. Also noch einmal ganz von vorne. Mama sollte ein Versprechen einlösen...«

Plötzlich fiel Laura etwas ein, und sie fiel ihrem Bruder ins Wort. »Stimmt! Aber Syrin hat gesagt, dass Mama ein Versprechen einlösen musste, das *ihre Mutter* der Feuerschlange gegeben hatte. Es geht also um Oma Lena!«

»Und was schließt du daraus?«

»Dass es eine Verbindung zwischen Oma Lena und dieser Feuerschlange geben muss! Und bevor wir nicht wissen, was das für eine Verbindung ist, ist es sinnlos, sich mit diesem komischen Ring und den Versen zu beschäftigen.«

Das Telefonat mit ihrem Vater half den Geschwistern diesmal nicht viel weiter. Ihre Oma war jung gestorben, einige Stunden nach Annas Geburt. Marius Leander hatte Lena nie persönlich kennen gelernt. Auch Michael Luzius, ihr Ehemann, war nicht sehr alt geworden. Als er unter mysteriösen Umständen ums Leben kam, war seine Tochter Anna erst vierzehn. Alles, was Marius seinen Kindern über Oma Lena zu berichten wusste, hatte er von Eva Luzius erfahren, Michaels jüngerer Schwester. Diese war nach dem allzu frühen Tod von Lena in das Haus des Bruders



gezogen, hatte ihm den Haushalt geführt und sich liebevoll um die kleine Anna gekümmert.

»Aber auch Eva konnte mir nicht viel über eure Oma erzählen«, erklärte der Vater. Laura hatte das Handy so laut wie möglich gestellt, damit Lukas mithören konnte. »Als Lena in Drachenthal auftauchte, wusste niemand so genau, wo sie herkam. Selbst ihrem Mann Michael, eurem Opa also, hat sie das niemals verraten.«

»Warum denn nicht? Hatte sie etwas zu verbergen?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte Marius Leander. »Eva hat mir allerdings ein paar Dinge erzählt, die mich auf eine ziemlich verrückte Idee gebracht haben. Ich vermute nämlich«, Marius zögerte einen Augenblick, »dass Oma Lena aus Aventerra stammte.«

»Was?« Laura glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. »Wie kommst du denn auf *die* Idee?«

»Ganz einfach: Damals, als Lena feststellte, dass sie mit Anna schwanger war, soll sie zu ihrem Mann etwas sehr Merkwürdiges gesagt haben: Er solle sich nicht wundern, wenn ihre Kinder und Kindeskinde später einmal von ihren Altersgenossen unterscheiden und über ungewöhnliche Fähigkeiten verfügen würden. Und auf Michaels Nachfrage hat sie dann erklärt, dass ihre Nachkommen möglicherweise Dinge sehen könnten, die gewöhnlichen Menschen verborgen bleiben.«

Lukas runzelte die Stirn. »Das würde erklären, warum ich diese merkwürdigen Schatten sehen kann.«

»Ja, das würde es«, bestätigte Marius. »Deshalb bin ich fast sicher, dass Oma Lena früher auf Aventerra gelebt hat.«

Bei diesen Worten musste Laura an ihre Erlebnisse im Reich der Mythen denken. In einem merkwürdigen Traum hatte sie geglaubt, ihre Mutter zu sehen, was aber von Salima, der Kammerzofe im Guldendländer Schloss, angezweifelt worden war. Diese hatte nach Lauras Beschreibung vermutet, dass es sich bei der Traumerscheinung um die Guldendländer Königstochter Analina gehandelt habe. Schon damals hatte Laura kurzzeitig den Verdacht gehabt, dass Analina und ihre Oma Lena ein und dieselbe Person sein könnten. Ein Verdacht, der durch die Erzäh-



lungen des unerschrockenen Riaanu noch verstärkt worden war. Riaanu, der sich bei Sonnenuntergang stets in den Rattenmenschen Aurian verwandelte, hatte der Königstochter viele Jahre lang treu gedient, bis diese angeblich den Freitod gewählt hatte. Der junge Aventerraner, der Analina so gut gekannt hatte wie kein Zweiter, zweifelte stark daran, dass seine Herrin sich das Leben genommen hatte. Die Erklärungen von Marius Leander bestärkten nun auch Lauras Verdacht. »Einen Beweis für Lenas Herkunft hast du aber nicht entdeckt?«, fragte sie mit vor Aufregung heftig pochendem Herzen.

»Das nicht«, erwiderte Marius. »Aber ich habe damals auch nicht danach gesucht, weil mir die Sache nicht weiter wichtig zu sein schien.« Er überlegte einen Moment lang. »Warum besucht ihr nicht einfach eure Großtante Eva?«, schlug er schließlich vor. »Es gibt niemanden, der euch mehr über Oma Lena erzählen könnte als sie. Vielleicht kann sie euch weiterhelfen.«

Albin Ellerking hatte seine Nachthalbenohren spitzen müssen, um die Unterhaltung durch den Kamin verfolgen zu können. Verdammt!, dachte er. Das hat uns gerade noch gefehlt! Er ballte die klobige Hand zur Faust und schlug damit wütend gegen das rohe Mauerwerk. Dass dieses dumme Gör auch niemals Ruhe geben konnte! Warum musste es in Dingen herumschnüffeln, über die längst Gras gewachsen war? Nicht auszudenken, wenn nach all den Jahren doch noch herauskam, was damals geschehen war!

Der Gärtner schloss die rostige Kaminkehrerklappe, die er stets öffnete, um die Unterhaltungen im Zimmer von Lukas Leander zu belauschen, und verließ eilig den Speicher. Er musste dringend den Großmeister informieren. Der sollte entscheiden, was man gegen diese beiden neugierigen Bälger unternahm!



Kapitel 14 Ein mysteriöses Erbe



Im nächsten Nachmittag, gleich nach Unterrichtschluss, radelten Laura und Lukas nach Drachenthal. Das Haus von Eva Luzius lag etwas abgelegen am Ortsrand, nicht weit entfernt von der Freilichtbühne und der Burgruine. Es war ein altes Bauernhaus. Ein hölzerner Balkon, geschmückt mit Hängegeranien und Petunien, zierte fast das gesamte Obergeschoss. Die Nebengebäude des Gehöfts waren bereits vor langer Zeit abgerissen worden und hatten einem großen Garten Platz gemacht, in dem nicht nur Blumen und andere Zierpflanzen wuchsen, sondern auch Gemüse, Beerensträucher und Obstbäume. Anstelle eines Rasens gab es eine Wiese, in der hier und da das kräftige Lila der Herbstzeitlosen leuchtete. Auch Astern, Margeriten, Anemonen und Dahlien standen noch in voller Blüte. Dabei war es bereits Ende Oktober, wie das kräftige Rot des Ahornbaums zeigte.

Als Laura und Lukas eintrafen, stand Eva Luzius gerade bei den Kletterrosen, die an einem Holzgerüst an der Hauswand emporrankten. Die kleine, zierliche Frau, die das längst ergraute Haar zu einem Knoten geschlungen hatte, war Mitte siebzig. Obwohl seit dem letzten Besuch von Laura und Lukas schon etliche Jahre vergangen waren, begrüßte Eva sie sehr herzlich. »Wie schön, euch endlich einmal wiederzusehen!«, rief sie erfreut und schloss die Geschwister in die Arme.

»Wir freuen uns auch«, antwortete Laura verlegen. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie sich so lange Zeit nicht mehr bei der alten Dame hatten sehen lassen. Dabei waren sie doch verwandt und lebten nicht weit voneinander entfernt!



Eva Luzius bat die beiden Besucher ins Haus und bewirtete sie mit heißer Schokolade, duftenden Waffeln und selbst gebackenem Apfelkuchen mit frischer Schlagsahne. Dies alles schmeckte so vorzüglich, dass selbst Lukas, der sich für gewöhnlich nichts aus Kuchen machte, gleich mehrere Male Zugriff.

Während die Geschwister sich über die Köstlichkeiten hermachten, beantwortete Eva Luzius bereitwillig alle Fragen. Allerdings wusste auch sie nichts über die Herkunft ihrer Schwägerin. »Nicht einmal meinem Bruder hat Lena das verraten«, sagte sie bedauernd. »Sie hat stets erklärt, sie wolle ihn nicht in Gefahr bringen. Und da Michael, euer Opa, sie über alles in der Welt liebte, hat er sich damit zufriedengegeben. Nur eines hat er nie verstanden – dass Lena keine Kinder haben wollte.«

»Wieso das denn nicht?«, fragte Laura.

Ihre Großtante seufzte. »Ich weiß es nicht. Aber dann ist Lena ja doch eines Tages schwanger geworden.« Sie starrte gedankenverloren in die Ferne. Es war so still im Zimmer, dass selbst das Brummen der Stubenfliegen zu hören war. Schließlich fuhr die alte Frau fort: »Michael hat mir erzählt, dass Lena sehr erschrocken war, als sie die Schwangerschaft bemerkt hat. Als ob sie geahnt hätte, was in der Nacht nach der Geburt geschehen sollte.« Eva Luzius seufzte. »Die Umstände ihres plötzlichen Todes werden wohl niemals aufgeklärt werden. Wie ihr wisst, wurde eure Mutter Anna am einunddreißigsten Oktober geboren. Am frühen Vormittag, um genauer zu sein. Damals waren Hausgeburten noch üblich – und auch Lena wollte ihr Baby zu Hause bekommen. Mutter und Kind hatten die Geburt gut überstanden und waren wohlauf, als die Hebamme das Haus verließ. Auch als Michael am Abend noch einmal nach den beiden geschaut hat, deutete nichts auf die Tragödie hin, die sich später abspielen sollte.«

»Was ist denn damals passiert?«, fragte Lukas.

»Das ist es ja!« Eva Luzius schüttelte betrübt den Kopf. »Bis heute kann das niemand mit Bestimmtheit sagen. Michael ist über seiner Arbeit am Schreibtisch eingeschlafen. Das war ihm noch nie passiert. Als er wieder aufwachte, war es schon nach Mitternacht. Er hörte ein leises



Klirren aus dem ersten Stock, als ob etwas auf die Holzdielen gefallen sei.« Eva zeigte zur Decke, um anzudeuten, dass das Schlafzimmer genau über dem Wohnraum lag. »Er ging hinauf – und fand seine Frau leblos im Wochenbett vor. Der Arzt, den er verständigte, konnte nur noch Lenas Tod feststellen. Er vermutete, dass die Todesursache Herzversagen war.«

Lukas runzelte die Stirn. »Komisch! Sie war doch noch so jung!«

»Du sagst es, mein Junge. Aber was noch viel merkwürdiger war – Lena sah aus, als wäre sie um Jahre gealtert. Ihr Gesicht hatte plötzlich Falten, und ihre Haare waren schneeweiß. Dabei war sie vorher immer wie das blühende Leben – als würde sie das Geheimnis ewiger Jugend kennen. In den mehr als zehn Jahren, die sie mit Michael zusammen war, schien sie nicht einen Tag älter geworden zu sein. Als mein Bruder an jenem Abend das letzte Mal nach ihr geschaut hatte, hatte sie noch ausgesehen wie immer.«

Laura lief ein eiskalter Schauer den Rücken hinab. Wie war das möglich?

»Aber um die Sache noch verrückter zu machen«, fuhr Eva Luzius fort, »hat der Arzt schließlich festgestellt, dass Lenas Herz kerngesund war. Er meinte, dass ihre Freude über das Neugeborene so groß gewesen sein muss, dass ihr Herz darüber einfach stehen geblieben ist. Oder dass sie ein entsetzliches Erlebnis gehabt hat, das selbst ein gesundes Herz nicht aushalten konnte. Das würde auch die weißen Haare erklären.«

»Und dieses Geräusch, das Opa Michael gehört hat«, meldete sich Laura zu Wort. »Was hatte es damit auf sich?«

Eva Luzius hob ratlos die Hände. »Auch das gehört zu den großen Rätseln dieser Nacht: Als Michael ins Schlafzimmer kam, entdeckte er neben Lenas Bett den Ring, den sie bis dahin ständig getragen hatte. Offensichtlich hat sie ihn unmittelbar vor ihrem Tod vom Finger gezogen und auf den Boden geworfen.«

Plötzlich hatte Laura einen Verdacht. »Wie sah dieser Ring denn aus?«

»Nun, ich weiß nicht, wie ich ihn beschreiben soll. Er war nämlich recht... recht seltsam.« Die alte Frau zögerte. »Da fällt mir was ein.«



Ohne weitere Erklärung erhob sie sich, eilte zum Wohnzimmerschrank und begann hastig darin zu kramen. Als sie wieder zum Tisch zurückkehrte, hielt sie ein Fotoalbum in der Hand. »Es gibt zwar nur wenige Aufnahmen von Lena«, erklärte sie aufgeregt. »Aber auf einer von ihnen ist der Ring bestimmt zu sehen.«

Laura und Lukas standen auf und kamen um den Tisch zu ihr herum. Sie sahen gespannt zu, wie ihre Großtante das Album durchblätterte.

Es enthielt in der Tat nur wenige Fotos ihrer Oma. Dennoch wurde Laura klar, dass es sich bei Lena und Analina um ein und dieselbe Person gehandelt haben musste. Die Ähnlichkeit war so verblüffend, dass jeder Zweifel ausgeschlossen war. Lena Luzius stammte also tatsächlich aus Aventerra! Das bedeutete, dass nicht nur in ihr selbst, sondern auch in Lukas das Blut eines Wesens aus dem Reich der Mythen floss! Dies erklärte die fantastischen Fähigkeiten, die Laura besaß. Und aus dem gleichen Grund verfügte auch Lukas, obwohl er selbst kein Wächter war, über eine übermenschliche Begabung.

Doch so aufregend die neue Erkenntnis auch war, erklärte sie dennoch nicht, welche Verbindung es zwischen Oma Lena und der Feuer- schlange gegeben hatte. Zu Lauras großer Enttäuschung war der Ring der Großmutter nämlich auf keinem der Fotos zu sehen.

»Seltsam«, wunderte sich Eva Luzius. »Ich bin mir ganz sicher, dass es so ein Bild gegeben hat.« Nachdenklich schüttelte sie den Kopf, bis ihr plötzlich etwas einfiel. »Vielleicht ist es ja auf dem Speicher? Euer Opa hat dort Lenas Sachen aufgehoben.« Sie blickte Laura und Lukas an. »Ihr findet doch alleine nach oben? Meine alten Knie wollen nicht mehr so, wie ich gerne möchte. Deshalb würde ich mir die Kletterei über die steile Stiege gern ersparen.«

Die Luft, die sich unter dem Spitzdach staute, war stickig. Die beiden Klappfenster waren geschlossen und von einem grauen Staubfilm überzogen, sodass nur wenig Licht eindringen konnte. Eine nackte Glühbirne baumelte vom höchsten Balken. Sie war so schwach, dass sie das trübe Dämmerlicht kaum aufzuhellen vermochte.

Der Schrank mit Oma Lenas Sachen, den Eva ihnen beschrieben hat-



te, erhob sich wie ein dunkles Ungetüm an der Giebelwand. Während Laura, gefolgt von ihrem Bruder, darauf zuing, stieg ihr der Geruch von Staub und Mottenpulver in die Nase. Spinnweben verfangen sich in ihren Haaren und fingerten über ihr Gesicht. Sie war gespannt auf den Nachlass ihrer Großmutter. Während sie die Holzterappe hinaufgestiegen waren, hatte sie sich daran erinnert, was Riaanu ihr auf Aventerra anvertraut hatte: Analina hatte ein Tagebuch geführt. Da dies nach ihrem Verschwinden aus Aventerra nicht aufgefunden worden war, hegte Laura die Hoffnung, es vielleicht in dem alten Schrank zu entdecken. Wenn Analina – oder besser Lena, wie sie sich später genannt hatte – auf der Erde ebenfalls ihre täglichen Erlebnisse notiert hatte, waren in ihren Notizen möglicherweise einige brauchbare Hinweise zu entdecken.

Hoffentlich fanden sie das Buch!

Zu Lauras großer Enttäuschung war die Schranktür fest verschlossen. Das Möbelstück war aus massivem Holz gezimmert, sodass auch heftiges Rütteln nichts ausrichten konnte.

»Eva hat gesagt, dass der Schlüssel steckt«, sagte Laura.

»Vielleicht ist er runtergefallen«, überlegte Lukas und ließ sich auf die Knie nieder.

Während der Bruder angestrengt unter den Schrank spähte, stellte Laura sich auf die Zehenspitzen und tastete mit der Hand über die Oberseite. Viele Leute bewahrten Schlüssel dort auf. Doch sie wurde ebenso wenig fündig wie ihr Bruder.

»Dann werden wir das gute Stück wohl aufbrechen müssen«, stellte Lukas fest und ließ den Blick auf der Suche nach einem passenden Werkzeug umherschweifen.

»Tatsächlich, du Super-Kiu?« Laura gab sich keine Mühe, ihr Grinsen zu verbergen. »Hast du schon vergessen, über welche Fähigkeiten deine Schwester verfügt?«

Ohne seine Antwort abzuwarten, stellte sie sich direkt vor den Schrank und schloss die Augen, um ihre Gedanken ausschließlich auf das Schloss zu konzentrieren. Unterwirf dich der Kraft des Lichts und füge dich meinem Willen!, wiederholte sie im Stillen immer wieder.



Nur wenig später zeigte sich, dass Laura ihre telekinetischen Gaben durch geduldiges und regelmäßiges Üben meisterhaft entwickelt hatte: Mit einem sanften Klicken sprang die Schranktür einen Spaltbreit auf.

Lukas murmelte etwas Unverständliches und wollte nach der Tür greifen, als diese ihm wie von Geisterhand bewegt entgegenschwang. Hastig wich er aus, damit sie ihn nicht am Kopf traf.

»Entschuldige«, sagte Laura immer noch grinsend. »Aber das kommt davon, wenn man so neugierig ist.«

Der Junge warf seiner Schwester einen Blick zu, der keiner Erklärung bedurfte.

Laura tat so, als würde sie seine Verärgerung nicht bemerken, und wandte sich dem Schrank zu, aus dem ihr ein angenehmer Duft entgegenströmte: leicht blumig, aber dennoch nicht zu süß und nicht zu herb. Er kam Laura merkwürdig bekannt vor.

Opa Michael hatte alle möglichen Sachen aufbewahrt: Hauptsächlich waren es Kleidungsstücke, die seine Frau einmal getragen hatte. Eines der Fächer enthielt Babysachen, die Lena offensichtlich für ihre Tochter Anna genäht und gestrickt hatte. Daneben gab es noch einige persönliche Dinge: einen Kamm und eine Bürste, einen Handspiegel, einen Haarreif und zwei Spangen sowie mehrere Tiegel, Töpfchen und Fläschchen, die offensichtlich allerlei Kosmetika und Duftwässer enthielten – jedenfalls verströmten sie immer noch einen leichten Parfumdüft. Darüber hinaus fanden die Kinder einen altertümlichen Federkiel, Briefpapier mit passenden Umschlägen – und einige Bücher.

Es waren fast alles Lexika und Sachbücher, wofür Laura schnell eine einleuchtende Erklärung fand: Da Oma Lena aus Aventerra stammte, besaß sie nur geringe Kenntnisse über das Leben auf der Erde, und so hatte sie ihre Wissenslücken offenbar durch fleißige Lektüre ausgeglichen. Von einem Tagebuch war allerdings keine Spur zu entdecken, ebenso wenig wie von weiteren Fotos. »Schade«, sagte Laura enttäuscht. »Der Krempel hier hilft uns wohl kaum weiter.«

»Stimmt«, erwiderte Lukas. »Eigentlich hätten wir uns das ja denken können.«



Laura sah den Bruder verwundert an.

»Überleg doch mal«, erklärte der. »Die beiden Pergamente, in denen die größten Geheimnisse der Drachen offenbart werden, haben wir damals auch im Drachendomuseum gefunden. Oma Lena hat größten Wert daraufgelegt, sie so gut wie möglich zu verbergen. Auf diese Weise hat sie sichergestellt, dass nur derjenige sie finden konnte, für den sie auch bestimmt waren.«

»Richtig«, antwortete Laura und musste unwillkürlich an ihr letztes Abenteuer denken, das sie nur deshalb erfolgreich bestanden hatte, weil Lukas Omas Pergamente gerade noch rechtzeitig aufgespürt hatte. »Denkst du, dass wir dort suchen sollten?«

»Ich meinte nur, dass Oma Lena mit Sicherheit dafür gesorgt hat, dass nicht jeder ihr Geheimnis entdeckt.«

Er hat Recht, dachte Laura. Schon wollte sie die Tür wieder schließen, als ihr Blick auf ein unscheinbares Päckchen fiel, das in der hintersten Ecke des obersten Fachs lag. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und fischte danach. Als sie es in der Hand hielt, fiel ihr auf, dass auch dieses Päckchen den seltsamen Blumenduft verströmte, der ihr beim Öffnen des Schrankes aufgefallen war.

Es war erstaunlich schwer. Laura öffnete die Verpackung – und ein dickes Buch kam zum Vorschein. Es trug keine Aufschrift, weder einen Autorennamen noch einen Titel.

Der Einband bestand aus glattem dunkelbraunem Leder, auf dem die Zeit Spuren hinterlassen hatte. Es schmiegte sich so in ihre Hand, dass es Laura beinahe vorkam, als sei das Buch lebendig. Neugierig schlug sie es auf, doch sie erblickte nichts als vergilbte leere Seiten aus einem Material, das sie noch nie gesehen hatte. Es ähnelte altem Papier oder Pergament, war aber mit Sicherheit keins von beidem. Ratlos reichte Laura ihrem Bruder das seltsame Buch. »Hier, Lukas. Kommt dir dieser Geruch nicht auch bekannt vor?«

Der Junge schnupperte daran. »Stimmt«, sagte er. »Ich weiß nur nicht, woher.« Dann rückte er seine Brille zurecht und nahm es von allen Seiten in Augenschein. Er inspizierte den Einband und blätterte das



Buch rasch durch. Doch auch Lukas fand nicht heraus, was es damit auf sich hatte. »Das ist ja komisch«, murmelte er. »Warum beschäftigt sich jemand mit einem völlig leeren Buch?«

»Wer sagt dir denn, dass sich jemand damit beschäftigt hat?«

»Ist das nicht offensichtlich, du Spar-Kiu?« Lukas hielt das Buch hoch und sah sie über den Rand seiner Brille hinweg vorwurfsvoll an. »Wie man deutlich sehen kann, ist der Einband ziemlich abgenutzt – was beweist, dass das Buch schon viele Male in die Hand genommen wurde.« Willkürlich schlug er eine Seite auf und deutete auf die obere Ecke. »Und hier oben ist das Material – worum es sich dabei auch immer handeln mag – etwas dünner. Als ob jemand regelmäßig darin geblättert hätte.«

Laura beugte sich vor, um die Seite zu betrachten – und stieß dabei gegen den Schrank. Durch die Erschütterung kam der Federkiel ins Trudeln und wäre mit Sicherheit zu Boden gefallen, wenn Lukas ihn nicht im letzten Moment aufgefangen hätte.

»Pass doch auf!«, schalt er seine Schwester. Er wollte das antike Schreibutensil eben in den Schrank zurücklegen – als sich die Welt um ihn herum verdunkelte. Er verharrte mitten in der Bewegung – denn es war ihm, als husche eine Feder über die Buchseite, die deutlich sichtbare Zeichen darauf hinterließ! »So was«, flüsterte der Junge verwirrt. Doch kaum hatte die Feder zur zweiten Zeile angesetzt, war die Vision auch schon wieder vorbei, und das Blatt war genauso leer wie zuvor. Alles war so schnell gegangen, dass Lukas nicht ein Wort hatte entziffern können.

»Sag schon, was ist los?«, bat Laura gespannt.

Der Junge erwachte aus seiner Erstarrung. »Die Seiten sind gar nicht so leer, wie es den Anschein hat«, sagte er. »Aber offensichtlich sind nur Schattenseher in der Lage, den Inhalt zu lesen!«

»Und was hast du gesehen?«

»Nichts, dafür war die Vision zu kurz. Aber offenbar enthält das Buch äußerst wichtige Informationen. Sonst hätte Oma Lena sich nicht die Mühe gemacht, sie zu verschlüsseln.«

»Klingt einleuchtend – vorausgesetzt, der Text stammt tatsächlich von



ihr!«

»Von wem denn sonst? Opa Michael hätte das Buch wohl kaum aufgehoben, wenn es nicht ihr gehört hätte.«

Laura spürte, wie ihr vor lauter Aufregung das Blut in die Wangen schoss. »Meinst du, du kannst es entziffern?«

»Ich kann es zumindest versuchen«, antwortete der Junge ernsthaft. »Ich muss mich nur in aller Ruhe damit beschäftigen.«

Sie schlossen die Schranktür und gingen zur Stiege. Als sie die Treppe beinahe erreicht hatten, vernahm Laura ein Geräusch. Verwundert blickte sie sich um, und es dauerte einen Moment, bis sie den Verursacher des Lauten entdeckt hatte. Durch die staubverschmierte Scheibe des kleinen Klappfensters schräg über ihr starrte sie ein unheimliches Augenpaar an: die flammend roten Augen der großen schwarzen Katze!

Als Laura aufschrie, verschwand die Spukgestalt. Die verwunderte Frage ihres Bruders, der das Biest nicht gesehen hatte, wehrte sie mit einem Kopfschütteln ab. Er würde ihr ja doch nicht glauben!

Eva Luzius hatte nichts dagegen einzuwenden, dass Laura und Lukas das alte Buch mitnahmen. Dass sie kein Foto gefunden hatten, das Oma Lena mit ihrem Ring zeigte, verwunderte Eva allerdings sehr. »Das ist merkwürdig«, murmelte sie.

Lukas holte sein Handy aus der Tasche und wählte eine der eingespeicherten Nummern. Es dauerte nicht lange, bis die Verbindung hergestellt war. »Hallo, Kaja«, sagte er zu Lauras Überraschung. »Ich bin's, Lukas. Könntest du mir einen Gefallen tun?« Kurz darauf trug er sein Anliegen vor: Kaja sollte in sein Zimmer gehen, mit ihrem Handy die Kopie des Dokuments auf seinem Schreibtisch fotografieren und ihm das Foto zusenden.

Eine geniale Idee!, musste Laura neidlos anerkennen. Warum bin ich nicht selbst daraufgekommen?

Nur einige Minuten später hielt Lukas der Großtante das Display seines Handys entgegen, auf dem die Zeichnung des Ringes zu erkennen war. »Sah Omas Ring vielleicht so aus?«

Eva Luzius kramte umständlich ihre Lesebrille aus einem Etui, setzte



sie auf und beugte sich dann über das Mobiltelefon. »Das ist gut möglich, mein Junge«, sagte sie nach einer Weile. »Ich bin mir natürlich nicht hundertprozentig sicher, aber der Ring hier sieht genauso aus wie der, den Lena immer getragen hat.«

Das war ja unglaublich!

Laura wurde vor Aufregung ganz schwindelig. Es hatte also tatsächlich eine Verbindung zwischen Lena Luzius und der Feuerschlange gegeben. Wenn dieses Schmuckstück wirklich so wertvoll war, wie in dem alten Schriftstück behauptet wurde, wie war ihre Oma dann in seinen Besitz gelangt? Und warum hatte sie den Ring in der Nacht nach Annas Geburt vom Finger gezogen? Und – vielleicht die wichtigste Frage überhaupt! – was geschah danach mit dem Ring?

Als hätte sie Lauras Gedanken gelesen, rief Eva Luzius mit einem Mal aus: »Jetzt weiß ich es wieder! Der Ring war auf dem großen Porträtfoto zu sehen, das lange Zeit auf Michaels Schreibtisch stand. In der Nacht, in der er ums Leben kam, ist es genauso verschwunden wie der Ring!«

»Was ist damals geschehen?«, fragte Lukas.

So wie es aussah, hatte Michael Luzius damals einen Einbrecher überrascht. Als seine Tochter Anna ihn am nächsten Morgen fand, war sein Arbeitszimmer durchwühlt gewesen. Doch der unbekannte Dieb hatte nur spärliche Beute gemacht: Außer dem Schmuck von Lena Luzius, den Michael zum Andenken aufbewahrt hatte, und ihrem Porträtfoto fehlte nichts.

»Warum stiehlt denn jemand ein Foto?«, wunderte sich Lukas.

Eva schüttelte ratlos den Kopf. »Selbst die Polizei konnte sich das nicht erklären.«

»Wie ist der Einbrecher denn ins Haus gekommen?«, fragte Laura.

»Das ist genauso rätselhaft wie alles andere.« Eva seufzte, als sie an den Todestag ihres Bruders dachte. »Die Polizei konnte keinerlei Einbruchsspuren entdecken. Sämtliche Türen waren abgeschlossen, und die Schlüssel steckten von innen. Auch die Fenster waren zu. Nur das in Michaels Arbeitszimmer war gekippt. Aber durch den schmalen Spalt hätte nicht mal ein Kind einsteigen können.«



»Und wie ist Opa gestorben?«, wollte Lukas wissen.

»Das weiß man nicht«, sagte Eva traurig. »Michael wies keinerlei äußere oder innere Verletzungen auf. Es gab auch keinerlei Hinweise auf Gewalteinwirkung.« Sie seufzte erneut. »Bei der Obduktion wurde festgestellt, dass er erstickt ist. Dabei hatte er keine Würgemale, nicht einmal eine Andeutung davon.«

»Hat man denn am Tatort überhaupt keine Spuren entdeckt?«, fragte Lukas ungläubig.

»Doch«, entgegnete Eva Luzius. »Aber das hat die Polizei vor ein noch größeres Rätsel gestellt. Auf dem Fenstersims wurden nämlich Haare gefunden. Schwarze Katzenhaare, um genauer zu sein. Dabei haben wir weder damals noch in den Jahren davor jemals eine Katze besessen. Michael war allergisch gegen diese Tiere.«

Laura spürte, wie sich die Haare in ihrem Nacken aufrichteten. Unwillkürlich spähte sie zum Fenster hinüber. Zum Glück war da nichts zu sehen. Weder eine schwarze Katze noch eine andere Spukgestalt. »Vorhin habe ich allerdings eine gesehen«, sagte sie dann zögernd. »Oben auf dem Speicher. Sie saß auf dem Dach und hat mich durchs Fenster angestarrt.«

»Das muss eine fremde gewesen sein. Oder eine Wildkatze«, erklärte die alte Frau entschieden. »Wir haben noch nie eine gehalten.«

Als die Geschwister sich kurze Zeit später von Eva Luzius verabschiedeten, fühlte Laura sich noch immer beklommen. Sie hatte gerade ihr Rad losgeschlossen, da stieg ihr ein bekannter Duft in die Nase – der gleiche, den der Schrank auf dem Speicher und auch das geheimnisvolle Buch verströmt hatten. Da er sich nun in ihrem Rucksack befand, vermutete sie die Duftquelle dort. Nur einen Moment später erkannte sie ihren Irrtum, denn ihr Blick fiel auf das Gewächs, dessen Triebe sich wie grüne Schlangen um eine Pergola rankten. Seine großen fleischigen Blätter waren fast unnatürlich grün. Die üppigen Blüten waren von einem auffallend kräftigen Rot, besaßen lange gelbe Staubfäden und verströmten einen überaus angenehmen Duft. Was Laura für eine Kletterrose gehalten hatte, war in Wirklichkeit...

»Eine *Alamania punicea miraculosa!*«, rief das Mädchen verblüfft aus.



»Deshalb kam mir dieser Geruch so bekannt vor.«

Auch Lukas hatte das seltsame Gewächs bemerkt. »Das ist einfach unglaublich! Ich dachte, die *Alamania punicea miraculosa* gäbe es nur auf der kleinen Insel im Drudensee.«

»Auf Aventerra habe ich sie auch schon mal gesehen!«, erinnerte Laura den Bruder und musste daran denken, dass sie vor vielen Monaten den Kelch der Erleuchtung nur deshalb hatte entdecken können, weil eine Blüte dieser seltenen Orchideenart ihr den entscheidenden Hinweis geliefert hatte.

Eva Luzius, die noch an der Gartenpforte stand, erklärte, dass Lena das Gewächs gepflanzt hatte, gleich nachdem sie zu Michael gezogen war. »Sie liebte diese Pflanze über alles. Sie hat sie nämlich aus ihrer Heimat mitgebracht. Allerdings hatte sie dafür eine andere Bezeichnung als ihr.« Sie lächelte, als sie daran dachte. »Lena hat sie ›Lichtrose‹ genannt und sie gehegt und gepflegt.« Die alte Frau ließ den Blick über die üppig wuchernden Ranken schweifen. »Angeblich soll die gesamte Pflanze, ihr Duft und insbesondere eine Essenz aus den Blütenblättern, vor dem Bösen schützen. Zumindest hat Lena das immer behauptet. Aber« – Tränen traten in Evas Augen – »geholfen hat es ihr offensichtlich nicht. Nur in einem hatte sie Recht: Die Pflanze besitzt eine merkwürdige Eigenart.«

»Wieso?«, fragte Laura verwirrt.

»Immer dann, wenn die Pergola besonders viele und auffallend üppige Blüten trug, hat uns ein tragischer Schicksalsschlag ereilt. Als Lena starb, war das so und später beim Tod meines Bruders ebenfalls. Auch als eure Mutter ums Leben kam, hat die Lichtrose besonders prächtig geblüht.« Eva Luzius musterte die Pflanze. »Ich weiß, es klingt verrückt, aber für mich hat es beinahe den Anschein, als könne die Pflanze uns vor drohendem Unheil warnen.«

Das wäre durchaus möglich, dachte Laura für sich. Zumal Lena sie aus Aventerra mitgebracht hat!

»Wenn meine Vermutung richtig ist«, fuhr die alte Frau mit bekümmertem Miene fort, »dann steht uns Schlimmes bevor. Denn so prächtig und üppig wie jetzt hat die Lichtrose noch nie geblüht!«





Kapitel 15 Die Feuerschlange

Laura war immer noch ganz in Gedanken. Bloß keine Panik!, ermunterte sie sich insgeheim selbst. Bleib bloß cool! Aber die Angst, die sie seit dem Anblick der blühenden Lichtrose gepackt hatte, nahm ihr den Atem. Deshalb überließ sie auf dem Rückweg Lukas die Führung. An der Drachenthaler Freilichtbühne bremste ihr Bruder plötzlich so scharf, dass der Hinterreifen einen schwarzen Strich auf den Asphalt zeichnete.

»Was soll das denn?« Laura konnte gerade noch eine Kollision vermeiden.

»Erinnerst du dich an diese alte Sage?«, fragte Lukas nur. »Von Sigbert dem Drachentöter?«

»Na klar! Schließlich wird sie jedes Jahr hier auf der Bühne nachgespielt. Außerdem hatte ich ziemlich viel Mühe, Hellenglanz, sein zerbrochenes Schwert, zu finden. Aber das weißt du doch genauso gut wie ich. Warum fragst du?«

»Weil mir gerade die Antwort auf eine Frage eingefallen ist, die mir schon seit einer Weile Kopfzerbrechen bereitet.«

»Und die wäre?«, fragte Laura schnippisch.

»Wir wissen noch immer nicht, warum die Dunklen Mama damals ausgerechnet am Nebensee aufgelauert ha-«

»Doch, das wissen wir«, fiel die Schwester ihm ungeduldig ins Wort. »Weil sie sicher sein konnten, dass Mama auf dem Weg ins Krankenhaus dort vorbeikommen würde.«

»Das stimmt natürlich«, erwiderte der Junge. »Wir haben aber nicht



bedacht, welche Rolle der See dabei gespielt haben könnte.«

»Was willst du damit sagen?«

»Seen gibt es jede Menge hier in der Gegend«, erklärte Lukas. »Aber ich glaube, dass es für den Plan der Dunklen besonders wichtig war, dass Mama den Unfall ausgerechnet am Nebelsee hatte.«

»Und warum?«

»Die Antwort darauf könnte in dieser alten Legende verborgen liegen.« Um die Schwester nicht länger auf die Folter zu spannen, erläuterte Lukas seine Theorie: Die Sage von Sigbert erzählte von einem schrecklichen Drachen, der einst in einer Höhle unweit von Drachenthal gehaust hatte. Dieser Drache, der Niflin genannt wurde, hatte in den Diensten der Schwarzmagierin Syrin gestanden, wie Laura bei einem früheren Abenteuer erfahren hatte. »Du hast doch selbst beobachtet, wie Gurgulus Mama nach dem Unfall zum Grund des Sees geschleppt hat.«

Laura nickte.

»Wie wir inzwischen rausgefunden haben, ging es den Dunklen gar nicht darum, Mama zu töten«, fuhr Lukas fort. »Auf dem Grund des Sees wäre sie aber unweigerlich ertrunken. Darum spielte der Nebelsee eine so große Rolle: Syrin wusste, dass es dort eine Drachenhöhle gibt, die vermutlich eine unterirdische Verbindung zum See hat. So haben sie Mama unbemerkt an Land geholt und sie an ihren jetzigen Aufenthaltsort verschleppt.«

»Könnte durchaus sein.«

»Bestimmt war es so!« Lukas war plötzlich ganz aufgeregt. »Überleg doch mal: Durch die frühere Vulkantätigkeit haben sich hier in der Erde doch zahllose Spalten und Gänge gebildet, die miteinander in Verbindung stehen könnten. Sie könnten überall hinführen – auch vom Nebelsee in die Drachenhöhle.

Wir sollten überprüfen, ob meine Vermutung stimmt, denn das bedeutet, dass Mama wahrscheinlich noch am Leben ist.«

Lukas' Vorschlag, die Höhle unverzüglich zu durchsuchen, lehnte Laura jedoch ab. »Das ist nicht nötig. Ich weiß auch so, dass Mama noch lebt. Ich fühle es nämlich – ganz tief hier drin!« Sie legte die rechte Hand



auf die Brust und blickte ihren Bruder beinahe feierlich an. »Auf dieses Gefühl vertraue ich stärker als auf jeden noch so überzeugenden Beweis.«

Lukas wagte nicht zu widersprechen. Schon oft hatte er erlebt, dass Laura etwas ahnte, zu dem er selbst keinen Zugang hatte. Und dieses Gespür hatte sie noch niemals getrogen. »In Ordnung, wir müssen die Drachenhöhle nicht durchsuchen«, gab er nach. »Was schlägst du stattdessen vor?«

»Wir müssen rausfinden, wo die Dunklen Mama hingebracht haben. Sie hat mir doch selbst erzählt, dass sie unsere Welt verlassen musste. Was bedeutet, dass sie sich nicht mehr auf der Erde befindet. Auf Aventerra aber hält sie sich mit Sicherheit auch nicht auf, sonst hätten die Krieger des Lichts es bestimmt erfahren.«

»Klingt logosibel. Aber wo könnte sie sonst sein?«

»Vielleicht... in einer Art Zwischenwelt, die irgendwo zwischen dem Menschenstern und dem Reich der Mythen verborgen liegt.«

»Du meinst so eine Art... Unterwelt?«

»Genau! Mama hat mir gegenüber erwähnt, dass von dem Ort, an dem sie sich aufhält, noch niemand lebend zurückgekehrt ist.«

»Hm.« Der Junge rieb sich das Kinn. »Das hört sich in der Tat nach einer Art Unterwelt an. Nach dem Hades der klassischen Sagen.«

»Alarik hat mir erzählt, dass man auch auf Aventerra ein Reich der Schatten kennt, in dem sich die Verstorbenen aufhalten.«

Lukas setzte eine düstere Miene auf. »Eben hast du noch behauptet, dass Mama gar nicht tot ist!«

»Das ist sie auch nicht!«, erwiderte Laura mit fester Stimme. »Aber es könnte trotzdem sein, dass sie sich dort aufhält.«

»Und wo sollen wir diese Unterwelt finden?«, fragte ihr Bruder missmutig.

»Wenn deine Vermutung stimmt, dann dürfte der Zugang zur Schattenwelt nicht weit vom See entfernt sein.«

Plötzlich verstand Lukas, worauf die Schwester hinauswollte. Ein Lächeln erhellte sein Gesicht. »Klaromaro!«, rief er aus. »Auch das würde erklären, warum die Dunklen ausgerechnet den Nebelsee ausgesucht



haben.«

»Sag ich doch!« Das Mädchen strahlte. »Und was befindet sich in seiner Nähe?«

»Die Teufelskuppe!«, riefen beide wie aus einem Mund.

»Auf der dieses unheimliche alte Haus steht«, fuhr Lukas aufgeregt fort. »Von dem man sich erzählt, dass dort der Teufel auf Opfer lauert, um sie in die Hölle zu verschleppen!«

»Wir brauchen dringend eure Hilfe!«, bat Laura Kaja und Mr. Cool.

Lukas, der auf Lauras Bett saß, nickte zustimmend und fügte hinzu: »Wir haben so viel zu erledigen, dass wir es alleine nicht schaffen.«

Ohne die Hintergründe ihres Anliegens zu nennen, erläuterte Laura Kaja und Philipp, was zu tun war: Die beiden sollten versuchen, möglichst viel über das alte Herrenhaus auf der Teufelskuppe herauszufinden, und sich außerdem mit den darum kreisenden Schauergeschichten beschäftigen. »Wie wir bei Sigbert dem Drachentöter gesehen haben«, sagte sie, »besitzen die meisten Legenden einen wahren Kern. Häufig gibt es irgendwelche historischen Ereignisse, auf die sie zurückzuführen sind. Und ich möchte gerne wissen, ob es sich bei dieser Sage vom Teufel, der in dem Haus auf der Teufelskuppe angeblich auf Opfer lauert, genauso verhält.«

Mr. Cool, der wie immer seine Strickmütze trug, schaute sie ungläubig an. »Das glaubst du doch nicht im Ernst, Laura?«

»Doch. Darum sollt ihr das ja überprüfen! Forscht nach, wann und wie die Geschichte entstanden ist. Wenn ihr dann auch noch herausfindet, wann und von wem dieses Haus gebaut worden ist und wer da seit Neuestem wohnt, wäre das obercool!«

»Haha!« Kaja war wenig begeistert. Seit die neue Mitschülerin sie zu einer Diät überredet hatte, war sie schlecht gelaunt. Saskia und sie schwärmten seit einigen Tagen für Tom, einen Mitschüler, der in die nächsthöhere Klasse ging – und er war der Grund für Kajas Wunsch, Pfunde zu verlieren. »Wie sollen wir das denn machen?«, fragte sie.

»Ganz einfach«, kam Lukas seiner Schwester zuvor. »Schaut im Internet nach und natürlich auch in der Chronik von Drachenthal – die Teu-



felskuppe gehört doch zum Gemeindegebiet. Auch im Drachendomuseum müssten Unterlagen darüber zu finden sein. Sicher gibt es dort reichlich Material über die Teufelssage.«

»Oh, nö!«, seufzte Kaja. »Das ist ja eine Mordsarbeit!« Sie blickte ihre Freunde vorwurfsvoll an. »Bei all dem Unterricht und den vielen Hausaufgaben bleibt uns doch sowieso nur wenig Zeit.«

»Ich weiß. Aber es ist sehr wichtig.« Laura flehte beinahe. »Und alleine schaffen wir das nie.«

»Ist doch Ehrensache, Kaja.« Mr. Cool knuffte das Mädchen in die Seite. »Wir tun, was wir können.«

»Okay«, willigte Kaja wenig begeistert ein. »Von mir aus.«

Laura lächelte Philipp an. »Danke.«

»Schon gut«, sagte der Junge und errötete leicht.

»Soll ich Saskia bitten, uns zu helfen?«, fragte Kaja.

»Saskia?«, erkundigte sich Lukas. »Wer ist das denn?«

»Saskia Burwieck, die neue Schülerin«, erklärte Laura ihrem Bruder, bevor sie sich wieder Kaja zuwandte. »Meinst du, die hat Lust dazu?«

»Keine Ahnung.« Ihre Freundin hob die Schultern. »Aber sie scheint ziemlich clever zu sein. Außerdem ist sie sehr nett.« Kaja machte eine vorwurfsvolle Miene. »Jedenfalls netter als du in letzter Zeit. Im Gegensatz zu Saskia hast du ja kaum noch Zeit für mich.«

Laura sah Kaja zerknirscht an. »Tut mir leid, ich war mit meinen Gedanken ganz woanders.« Sie dachte nach. »Dann habt ihr euch also angefreundet?«

Kaja nickte.

Eigentlich war es Laura gar nicht recht, eine Fremde ins Vertrauen zu ziehen. Andererseits würde die neue Mitschülerin nicht das Geringste über die geheimen Vorgänge erfahren, die sich hinter den Kulissen von Burg Ravenstein abspielten. Und Saskia schien in Ordnung zu sein – immerhin mochte Kaja sie. »Okay«, stimmte Laura schließlich zu. »Frag sie einfach.«

Kaja strahlte. »Saskia sagt bestimmt ja! – Aber warum seid ihr beide eigentlich so beschäftigt?«



Laura überlegte kurz, wie viel sie verraten sollte. »Es gibt eine ganze Menge zu tun. Lukas muss ein dickes Tagebuch lesen und außerdem ein paar ziemlich knifflige Rätsel lösen. Da kann er zeigen, ob er tatsächlich so ein Superhirn ist, wie er immer behauptet.«

Lukas verzog genervt das Gesicht.

»Und ich« – Laura lächelte geheimnisvoll – , »ich mache mal wieder einen Ausflug in meine Vergangenheit.« Als sie den verwunderten Blick von Mr. Cool bemerkte, fugte sie rasch hinzu: »Das ist natürlich nicht wörtlich gemeint.«

Der gleißende Lichtwirbel, der Laura in eine andere Zeit geleitet hatte, verblasste. Für einen Moment herrschte völlige Stille, und alles war schwarz. Dann spürte sie einen kalten Hauch, und die Dunkelheit vor ihren Augen lichtete sich. Das Mädchen erkannte die Umrisse eines Hauses. Es war das alte Bauernhaus am Ortsrand von Drachenthal.

Laura lächelte zufrieden. Ihre Traumreise hatte sie ans gewünschte Ziel geführt, so viel stand fest. Blieb nur noch zu hoffen, dass es auch der richtige Tag war: der einunddreißigste Oktober.

Der Tag, an dem ihre Mutter Anna geboren wurde.

Es war kalt, und Laura kuschelte sich tiefer in ihren dicken Steppanorak, den sie vor Antritt der fantastischen Reise übergezogen hatte. Durch einen schnellen Blick in die Archive des Wetterdienstes hatte Lukas herausgefunden, dass es in der Nacht von Annas Geburt Frost gegeben hatte, und er hatte seiner Schwester geraten, sich entsprechend zu kleiden. Ein Hinweis, für den Laura dem Bruder nun ausgesprochen dankbar war. Es war in der Tat lausig kalt. Laura fröstelte, als sie sich umsah. Sie stand direkt vor dem Gartenzaun des Bauernhauses. Im Haus war alles still. Nur in zwei Zimmern brannte noch Licht: in Michaels Arbeitszimmer im Erdgeschoss und im Schlafzimmer im ersten Stock.

Über dem Haus stand der Mond. Sein blasses Licht war kaum in der Lage, die Nacht zu erhellen. Gut so, dachte Laura. Dann werde ich nicht so leicht entdeckt! Zwischen den Obstbäumen und Beerensträuchern im Garten hingen schlierige Nebelschleier. Das Mädchen lächelte. Auch der



Nebel passt bestens in meinen Plan!

Langsam schlich Laura auf die Gartenpforte zu. Schon von Weitem stieg ihr der intensive Duft der Lichtrose in die Nase. Als sie den Eingang erreichte, erkannte sie trotz der Dunkelheit, dass die sich über den Pfad wölbende Pergola über und über mit Blüten bedeckt war. Eva Luzius hatte also die Wahrheit gesprochen: Der späten Jahreszeit zum Trotz stand die wundersame Pflanze vor Lenas Tod tatsächlich in voller Blüte!

Laura öffnete gerade die Gartenpforte, als die dumpfen Schläge der Kirchturmuh aus Drachenthal sie zusammenfahren ließen: Es war zwölf.

Mitternacht!

Sie musste sich beeilen, wenn sie herausfinden wollte, was sich in jener schicksalhaften Stunde im Schlafzimmer von Lena Luzius abgespielt hatte!

Rasch schritt Laura unter den Lichtrosen hindurch und begab sich dann auf die Rückseite des Hauses. Dort führte eine Treppe hinauf zum Balkon am Obergeschoss, wie Laura von früheren Besuchen wusste.

Am Fuß der Treppe hielt sie an. Der Mut drohte sie zu verlassen, doch dann dachte sie plötzlich an ihr großes Ziel: Wenn sie ihre Mutter retten wollte, dann musste sie das Geheimnis dieser Nacht ergründen – koste es, was es wolle! Dann kam ihr die Mahnung ihres Vaters in den Sinn: »Nur wer aufgibt, hat schon verloren!«

Laura fasste in die Tasche ihres Anoraks und holte ein unscheinbares Fläschchen aus grünem Glas hervor. Es war nicht sehr groß, und der schlanke Hals war durch einen Korken verschlossen. Das Mädchen lächelte, als es die Flasche öffnete.

Doch nichts geschah. Nur ein leises Schnarchen war zu hören.

Laura pochte mit dem Zeigefinger gegen das grüne Glas. »Hey! Aufwachen, du Schlafmütze«, flüsterte sie.

Ein herzhaftes Gähnen ertönte, dann ein Zischen – und schließlich stieg weißer Nebel aus dem Flaschenhals.

Immer mehr quoll daraus hervor, bis eine gut zwei Meter hohe Wolke vor dem Mädchen aufragte.

Laura schmunzelte zufrieden. »Wurde auch langsam Zeit, Rauen-



hauch!«

»Warum so ungeduldig, Herrin – so ungeduldig?«, tönte eine verschlafene Stimme aus dem Nebel, die merkwürdig gedämpft: klang und einen leichten Widerhall hatte. »Sagt mir lieber, welchen Wunsch Ihr habt, Herrin – Wunsch Ihr habt?«

»Einen ganz kleinen nur, der selbst einer Schlafmütze wie dir keine Probleme bereiten sollte«, raunte Laura.

Der Flüsternde Nebel antwortete nicht, aber Laura spürte deutlich, dass er beleidigt war.

»War doch nur Spaß«, beschwichtigte sie ihren fantastischen Helfer leise. »Hülle mich ein, damit niemand mich sehen kann!«

»Euer Wunsch mir Befehl ist, Herrin!« Rauenhauch klang tatsächlich verstimmt. »Mir Befehl ist!« Er tat wie geheißen: Der Nebel wirbelte um das Mädchen herum, bis es vollständig vom weißen Hauch eingehüllt war und niemand mehr hätte erkennen können, dass sich in diesem Nebelschleier ein Mensch verbarg.

Derart geschützt, stieg Laura die Treppe zum Balkon hinauf. Darauf bedacht, kein Geräusch zu machen, umrundete sie fast das gesamte Haus, bis sie schließlich zum Schlafzimmerfenster von Lena Luzius gelangte. Rauenhauchs tarnende Hülle erlaubte es ihr, direkt vor der Scheibe Position zu beziehen. Selbst wenn die Wöchnerin zum Fenster gesehen hätte, hätte sie dort nur Nebelschwaden entdeckt – nichts Ungewöhnliches für die Jahreszeit!

Doch die junge Mutter warf keinen Blick nach draußen. Den Rücken durch das Kopfkissen gestützt, saß Lena halb aufgerichtet im Bett. Die blonden Haare, denen der Schein der Nachttischlampe einen goldenen Schimmer verlieh, fielen ihr ins Gesicht, dem die Erschöpfung deutlich anzusehen war. Aber auch das grenzenlose Glück über die neugeborene Tochter war darin zu lesen. Lena hielt einen Gänsekiel in der Hand und schrieb damit eifrig in ein Buch, das vor ihr auf der Decke lag.

Laura erkannte es sofort: Es war das Buch, das ihr Bruder und sie im Schrank auf dem Speicher entdeckt hatten! Sie kniff die Augen zusammen und versuchte einige der Notizen zu entziffern, aber da klappte



Lena das Buch auch schon zu und legte die Feder zur Seite. Dann schaute sie zur Wiege, die neben ihrem Bett direkt unter dem Fenster stand. Laura musste unwillkürlich lächeln, als sie ihren Blick ebenfalls darauf richtete. Darin lag, eingehüllt in wärmende Decken, ein winziger Säugling. Sein Gesicht war rosig, die Augen fest geschlossen. Ein dunkler Haarflaum bedeckte das Köpfchen. Die winzigen Finger, die aus den Ärmeln der rosafarbenen Babyjacke ragten, waren zu kleinen Fäusten geballt und bewegten sich im Schlaf.

Wie süß Mama als Baby gewesen ist!

Lena hatte offensichtlich ähnliche Gefühle, denn sie lächelte selig. Sie richtete sich auf, beugte sich über die Wiege und streichelte ihr Kind. »Anna«, murmelte sie. »Meine kleine Anna.«

Jetzt erst konnte Laura den Ring erkennen, den sie an der rechten Hand trug. Kein Zweifel – es war der gleiche Ring, der auf dem alten Schriftstück abgebildet war.

Der Ring der Feuerschlange!

Als die Wöchnerin sich wieder ins Kissen sinken ließ, verspürte Laura plötzlich einen derart frostigen Hauch, dass sie erschrocken zusammenzuckte. Die Kälte legte sich auf ihre Brust und griff mit eisiger Hand nach ihrem Herzen, als wollte sie es augenblicklich erstarren lassen.

Auch Lena Luzius schien etwas bemerkt zu haben. Maßloses Entsetzen spiegelte sich auf ihrem Gesicht. Sie fasste sich an die Kehle und richtete sich in ihrem Bett auf. Was dann geschah, war so grauenvoll, dass Laura es in ihrem ganzen Leben nie mehr vergessen sollte.

Entmutigt schlug Lukas das dicke Buch mit den leeren Seiten zu und schob es von sich. Eine halbe Ewigkeit mühte er sich jetzt schon damit ab, dem Buch sein Geheimnis zu entlocken. Doch so lange er auch auf die blanken Seiten gestarrt und so sehr er sich auch konzentriert hatte – er hatte nichts erreicht. Nur für einen kurzen Augenblick hatte er ein Bild seiner Oma erhaschen können, die über das Buch gebeugt saß und mit einem Federkiel hineinschrieb. Kein Zweifel, das geheimnisvolle Werk enthielt Lenas Notizen, und er hatte bisher kein einziges Wort lesen können! Dabei barg dieses Buch mit Sicherheit wichtige Informati-



onen!

Es war einfach zum Verzweifeln!

Plötzlich schreckte Lukas aus seinem Missmut auf und blickte zu seiner Schwester, die auf dem Bett ruhte, während sie in ihrer Traumgestalt auf Reisen war.

Hatte Laura nicht eben gestöhnt?

War sie nicht ängstlich zusammengezuckt?

Vielleicht hatte er sich das nur eingebildet. Lukas erhob sich vom Schreibtischstuhl, trat dicht an das Bett heran und musterte seine Schwester, die in tiefer Trance dalag.

Luras Gesicht war maskenhaft starr. Nichts rührte sich darin, sie zuckte nicht mal mit der Wimper. Auch ihr Körper war völlig reglos. Nichts deutete darauf hin, dass Luras Traumreise durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall gefährdet sein könnte. Dennoch – sie machte einen leblosen Eindruck auf ihn, und ihm wurde ganz mulmig.

Ob Laura sich in Gefahr befand? Schon bei mehreren Traumreisen hatte er auf ihre in der Gegenwart zurückgebliebene Körperhülle angepasst und dabei erkannt, dass der Körper in der Gegenwart durchaus auf das reagierte, was Laura während ihrer fantastischen Ausflüge widerfuhr. Schon einmal hatte sie ihm bittere Vorwürfe gemacht, weil er sie nicht rechtzeitig geweckt hatte. Damals hatte sie um ihr Leben fürchten müssen.

Möglicherweise befand sie sich jetzt in einer vergleichbaren Situation? War es nicht besser, wenn er sie zurückholte? Oder stand Laura kurz vor einer wichtigen Entdeckung? Dann würde er durch übereiltes Handeln alles zunichte machen.

Lukas wiegte unschlüssig den Kopf – und entschied dann, den Dingen einfach ihren Lauf zu lassen. Laura hatte inzwischen so viel Erfahrung gesammelt, dass sie jedes Problem bewältigen konnte – nun ja, fast jedes. Der Junge begab sich wieder an den Schreibtisch zurück und nahm sich das Schriftstück vor, das neben dem mysteriösen Buch lag. Sein Blick schweifte über das Gedichtfragment:



»Du musst versteh'n,
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei lass gehen.
Und Drei mach gleich,
Nah ist ihr Reich.
Verlier die Vier
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex'«.«

Was konnte das nur bedeuten? Und weshalb kam ihm dieser Reim so bekannt vor?

Lukas starrte grimmig auf das Schriftstück. Es handelte sich sicher um eine Art Code. Einen Code, der den richtigen Weg zur Feuerschlange wies, wie die Zeilen weiter oben verrieten. Wenn Lauras Vermutung zutraf, stammte dieses Geschöpf aus der Unterwelt, in der ihre Mutter gefangen gehalten wurde. Und offensichtlich konnte man mit Hilfe dieses Gedichts den Zugang zu dieser Welt finden, der ganz in der Nähe des Nebelse-

Lukas hatte das Wort noch gar nicht vollständig gedacht, als ihn eine große Unruhe ergriff. Das Blut pochte in seinen Adern, und seine Hände und Füße begannen zu kribbeln. Er hatte das Gefühl, kurz vor einer wichtigen Entdeckung zu stehen. Weshalb hatte man den Vers ausgerechnet im Nachlass von Doktor Faust entde-

Plötzlich wusste Lukas, woher er den Reim kannte. »Ich Spar-Kiu!«, schalt er sich selbst. »Warum bin ich da nicht gleich drauf gekommen?«

Maßloses Grauen hatte Laura erfasst – und dennoch war sie unfähig, den Blick von den unglaublichen Geschehnissen abzuwenden, die sich in Lenas Schlafzimmer abspielten: Aus der gegenüberliegenden Wand des Zimmers hatte sich eine Schrecken erregende Gestalt gelöst.

Sie wies Ähnlichkeit mit der Gestaltwandlerin Syrin auf. Allerdings trug sie kein smaragdgrünes Kleid. Das Gewand, das sich wie die Haut einer Schlange an den schlanken Frauenkörper schmiegte, sah aus wie



tausend züngelnde Flammen. Das menschenähnliche Scheusal war wie eingehüllt von Feuer. Auf seinem Haupt schien ebenfalls ein Feuer zu lodern, denn das Haar war eine üppige feuerrote Lockenpracht.

Die gelben Reptilienaugen waren weit Furcht einflößender als die der Schwarzmagierin. Anstelle einer Nase klafften nur zwei Löcher. Sie befanden sich dicht über einem lippenlosen Mund. Als sie ihn öffnete und eine schmale gespaltene Zunge daraus hervorzüngelte, sah Laura spitze Zähne, die mit Sicherheit ein tödliches Gift enthielten.

Die Feuerschlange!

Der Anblick war so bedrohlich, dass selbst Rauenhauch ein heiseres »Weh, o weh!« flüsterte.

Aus Lena Luzius' Gesicht war alle Farbe gewichen. Sie starrte wie gebannt auf das Wesen, das sich ihrem Bett näherte. »Ryгани«, stammelte sie. »Ihr?«

Die Angesprochene lächelte böse und züngelte geräuschvoll. »Sssshhh! Sei mir gegrüßt, Analina. Mit mir hast du wohl nicht gerechnet, wassshhh?«

Lena erwachte aus ihrer Erstarrung, wandte den Blick zur Tür und schrie in Todesangst: »Hilfe! Hilf mir, Michael!«

»Du Närrin«, zischte die Schlange. »Glaubst du, ich bin so töricht? Ich habe dafür gesorgt, dass dieser Mensch uns nicht hören kann!«

Lenas Augen weiteten sich in Panik. »Ihr habt ihm doch nichts angeboten?«

»Keine Angst, er wird den Schlaftrunk überleben, den ich ihm verabreicht habe.« Die Feuerschlange lachte leise. »Du hast wohl geglaubt, dass meine Macht sich nur auf Aventerra beschränkt – sssshhh!«, fuhr sie fort, während ihr schlanker Flammenkörper angriffsbereit hin und her tanzte. »Dabei hast du übersehen, dass es eine ganz besondere Nacht gibt. Eine Nacht, in der der Schleier zwischen der Welt der Lebenden und dem Reich der Schatten sich lichtet und durchlässig wird. Eine Nacht, in der selbst die Feuerschlange Zutritt zum Menschenstern erhält – und diese Nacht ist heute bei Sonnenuntergang angebrochen.« Erneut lächelte sie böse. »Welch wunderbare Fügung, dass du deine Tochter ausgerechnet



heute geboren hast!«

»Fügung?« Fassungslos schlug Lena die Hände vors Gesicht. »Das war keine Fügung! Ihr habt mit Euren unheimlichen Kräften dafür gesorgt, dass es ausgerechnet in dieser Nacht geschah.«

»Wie klug du doch bist!« Rygani legte den Kopf in den Nacken und stieß ein heiseres Gelächter aus. Dann wurde sie wieder ernst. »Ssshhh! Du hast mir ein Versprechen gegeben, Analina. Du hast versprochen, mir dein Neugeborenes zur Ausbildung zu überlassen.«

»Aber nur, weil Ihr mich getäuscht habt«, rief Lena verbittert. »Ihr seid mir doch in der Gestalt der Heilerin von Hellunyat gegenübergetreten, bevor Ihr Eure wahre Natur offenbart habt.«

»Das tut doch nichts zur Sache!« Ryganis Reptilienaugen funkelten wütend. »Versprochen ist versprochen. Ich habe meinen Teil des Versprechens gehalten und dich vor dem Zorn der Drachen bewahrt.« Sie streckte ihre rechte Klaue aus, die den Krallen von Syrin glich, und deutete mit einem knöchigen Finger auf Lenas Hand. »Du trägst noch immer meinen Ring. Seine große Macht hat Gurgulius davon abgehalten, dich zu töten. Jetzt bin ich gekommen, um den vereinbarten Lohn von dir zu fordern.«

»Nein, ich bitte Euch«, flehte Lena Luzius. »Das könnt Ihr nicht verlangen. Entbindet mich von meinem Versprechen!«

»Niemals!« Mit einem wütenden Zischen schoss die gespaltene Zunge aus Ryganis Schlangenmaul hervor, dessen Giftzähne sichtbar wurden. »Niemand, niemand kann mir meinen Lohn verweigern – auch du nicht, Analina!« So hell loderten Ryganis Flammenkleid und ihr Haar auf, dass Laura die Augen abwenden musste. Als sie wieder ins Zimmer sah, war die Frauengestalt verschwunden. An ihrer Stelle jedoch wiegte sich am Fuß des Bettes eine riesige feurige Schlange mit drei Köpfen, aus deren Mäulern zuckende Flammen loderten! »Gib mir deine Tochter! Ssshhh!«, schnarrte es aus allen drei Mäulern gleichzeitig. »Sie gehört mir! Mir ganz allein!«

»Nein!« Lena wand sich in großer Qual auf dem Bett. »Niemals!«

»Dann hole ich sie mir eben selbst!« Der Flammenleib der Schlange



loderte auf, nur um wieder die ursprüngliche Frauengestalt anzunehmen. Rygani ging mit geschmeidigen Bewegungen auf die Wiege unter dem Fenster zu.

»Nein!«, schrie Lena. »Bitte nicht! Nicht meine Tochter! Bitte nehmt mich an ihrer Stelle, ich flehe Euch an!«

Doch die Feuerschlange lachte nur hämisch. »Was soll ich mit dir? Ich brauche ein Kind! Ein unschuldiges Wesen!« Damit streckte Rygani beide Hände nach Anna aus. »Und niemand wird mich daran hindern, sie mit in mein Reich zu nehmen.«

Laura spürte einen stechenden Schmerz in der Brust, der ihr den Atem nahm. Ihr Herz schien stillzustehen. Sie war wie gelähmt. Dabei schrie alles in ihr danach, durchs Fenster zu springen und der Mutter zu Hilfe zu eilen – auch wenn das den eigenen Tod bedeutet hätte. Da fiel ihr ein, dass Anna Leander das Geschehen überlebt hatte. Wenn nicht, dann wäre ich kaum hier!, dachte Laura.

Laura beobachtete, wie Lena Luzius ein Fläschchen unter dem Kopfkissen hervorzog, es öffnete und den Inhalt mit einer blitzschnellen Bewegung über das Kind in der Wiege goss – und noch im gleichen Augenblick formte sich eine schützende Hülle aus hellem Licht um das Neugeborene!

Die Feuerschlange schrie wütend auf. Ihre Krallenhände, die das Baby fast schon gepackt hatten, zuckten zurück. »Verflucht sollst du sein! Die Macht der Lichtrose wird dein Kind nicht ewig vor mir beschützen können!«

»Ewig nicht!«, entgegnete Lena mit bebender Stimme. »Aber lange genug, bis diese Nacht zu Ende geht und du in das Reich der Schatten zurückkehren musst.«

Die Feuerschlange trat auf sie zu und zischte sie wie von Sinnen an. »Das wird dir nichts nützen, du Närrin! Dein Versprechen kannst du niemals wieder rückgängig machen, nicht einmal durch deinen Tod. Deine Schuld wird auf deine Kinder und Kindeskinde übergehen, bis sie getilgt ist und ein Kind aus deiner Familie mir in meinem Reich Gesellschaft leistet!«



Oh, nein!

Laura erschrak so heftig, dass sie um ein Haar gegen die Fensterscheibe gestoßen wäre. Deshalb also hatten die Dunklen Anna Leander verschleppt! Weil ihre eigene Mutter sie der Feuerschlange versprochen hatte. Das bedeutete, dass Anna sich tatsächlich im Reich der Schatten aufhielt!

Wie grauenhaft!

Auch Lena Luzius schien die Tragweite ihres Handelns erst in diesem Moment bewusst zu werden. Sie wurde noch blasser, was die Feuerschlange zu einem teuflischen Grinsen veranlasste.

»Ssshh!«, zischte sie. »Von nun an werden dich meine Helfer ständig beobachten. Du wirst ihnen nicht entkommen und deine Tochter auch nicht! Ssshhh!« Damit ging Rygani auf die Wand zu, aus der sie aufgetaucht war. Lena griff sich ans Herz, und ihr Gesicht drückte maßloses Entsetzen aus.

Laura starrte fassungslos hinter der Feuerschlange her – und verlor das Gleichgewicht. Blitzschnell Halt suchend, streckte sie die Hand vor und berührte dabei unsanft die Scheibe.

Wwwummm!

Die Feuerschlange fuhr herum und starrte zum Fenster. Ihre Reptilienaugen schienen in der Lage zu sein, die schützende Hülle des Flüsternden Nebels zu durchdringen, denn Rygani warf den Kopf in den Nacken und ließ ein wütendes Zischen hören – *Sssbhh!* Dann glitt sie wie eine angreifende Viper auf das Fenster zu und streckte die Arme nach Laura aus. Mühelos drangen die Krallenhände durch die Scheibe, als wäre diese gar nicht vorhanden.

Selbst Rauenhauch schien sich zu fürchten, denn der Flüsternde Nebel zog sich blitzschnell in das Fläschchen in Lauras Anoraktasche zurück.

Laura aber erstarrte. Sie war zu keiner Bewegung mehr fähig, während die knöchigen Finger der Feuerschlange nach ihrer Kehle griffen.





Kapitel 16 Der Wolkentänzer

ercy Valiant blickte erstaunt vom Schreibtisch auf, als Lukas das Arbeitszimmer betrat, das der Sportlehrer sich mit Marius Leander teilte. »*Quelle surprise!* Solltest du niischt längst im Bett liegen? Was treibt diisch denn zu dieser nachtschlafenden Zeit 'ier'er?«

»Faust.« Lukas grinste.

»Faust?« Der blonde Mann blickte verwirrt auf die Hand des Jungen. »lisch verste'e niischt...?«

»Der von Goethe – nicht die zum Boxen!« Damit ging Lukas zielstrebig auf das Bücherregal hinter dem Arbeitsplatz seines Vaters zu und holte ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch aus dem Regal. Goldene Lettern glänzten auf der Vorderseite: »Johann Wolfgang von Goethe – Dramen«.

Der Junge legte den Wälzer auf den Schreibtisch und blätterte zielstrebig darin. Es dauerte nicht lange, bis er das Gesuchte gefunden hatte. »Tatsächlich – da ist es.«

»Was 'at das zu bedeuten, Lukas?« Percy erhob sich, trat zu dem Jungen und beugte sich über seine Schulter. »lisch bin zwar kein Deutsche'rer, aber soweit mir bekannt ist, stet dieses Schauspiel in deiner Ja'rgangstufe mitniischten auf dem Le'rplan, *n'est-ce pas?*«

Lukas verzog das Gesicht. »Zum Glück hab ich es trotzdem schon gelesen. Sonst wäre mir die Ähnlichkeit doch nie aufgefallen.«

»Worum ge't es über'aupt?« Der Lehrer blickte Lukas neugierig an. »Der Sinn deiner Worte will siisch mir leider ganz und gar niischt erschließen.«



»Hier.« Lukas deutete auf eine Stelle im Text. »Faust, der Tragödie erster Teil. Hexenküche.«

Percy schien nun überhaupt nichts mehr zu verstehen. Kopfschüttelnd beugte er sich über das Buch und las:

»Du musst verste'n,
Aus Eins mach' Ze'n,
Und Zwei lass ge'n,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die 'ex.
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Ze'n ist keins.
Das ist das 'exen-Einmaleins.«

Der Sportlehrer richtete sich auf und schaute den Jungen fragend an. »Welsche Bewandnis 'at es mit diesem Vers?«

Anstelle einer Antwort drückte Lukas ihm die Kopie des alten Schriftstücks in die Hand. »Lesen Sie selbst.«

Nachdem Percy es überflogen hatte, staunte er nicht schlecht: »*Parbleu!* Diese Reime weisen tatsächlich eine frappierende Ähnlichkeit auf, selbst wenn sie sich geringfügig voneinander unterscheiden.«

»Genau dieser Unterschied ist interessant!« Lukas' Wangen waren vor Eifer gerötet. »Bei Goethe lautet die fünfte Zeile: ›dann bist du reich, während es in dieser Version hier ›Nah ist ihr Reich‹ heißt.«

»Fürwar, du 'ast Rescht! Und was folgert ein derart kluges Köpfschen wie du daraus?«

Lukas erklärte Percy hastig, wo und unter welchen Umständen Laura



und er das alte Dokument entdeckt hatten. »Mir ist vorhin der Gedanke gekommen, dass dieses Gedicht hier« – er hob die Kopie – »einen Hinweis auf den Aufenthaltsort unserer Mutter enthalten könnte.«

»Welscher Gestalt sollte dieser ‘inweis denn sein?«

»Das weiß ich eben nicht! Zumal der Vers nicht vollständig ist. Aber die verblüffende Ähnlichkeit zu Goethes Hexen-Einmaleins hat mich auf eine Idee gebracht.«

Percy sah den Jungen fragend an.

»Möglicherweise hat dieser Goethe ja das Originaldokument gekannt und sich davon zu diesem Hexen-Einmaleins inspirieren lassen.«

»Das ‘alte iisch durschau für mögliisch.«

»Schließlich hat der historische Faust ihm doch als Vorbild für sein Drama gedient. Er hat sich mit Sicherheit intensiv mit dessen Leben beschäftigt.«

»Darauf würde iisch meinen Kopf verwetten, wenn iisch i’n niischt noch bräuschte!«

»Vielleicht besaß Goethe Informationen, von denen wir nichts wissen. Wenn wir die Stellen in seinem Werk entdecken, an denen er sie eingeflochten hat, könnten die uns vielleicht weiterhelfen.«

»Misch dünkt, deine Worte ergeben durschau Sinn.« Percy Valiant nickte. »Doch zu meiner großen Schande muss iisch geste‘en, dass iisch schleschterdings so gut wie gar keine A‘nung von diesem Werk eures großen Dischterfürsten besitze.«

Lukas grinste. »Hätte mich auch gewundert.«

Der Sportlehrer überhörte die vorlaute Bemerkung. »Warum wendest du diisch niischt mit der Bitte um Rat an unsere ‘ochvere‘rte Miss Mary? Die ist in der Literatur doch bestens bewandert, auch in der deines ‘eimatlandes. Sie würde siisch bestimmt freuen, dir mit den entsprechenden Auskünften be‘ilfliisch sein zu können.«

»Gar keine dumme Idee.«

»Leider pflegt die ‘olde Maid um diese Stunde des Tages bereits im tiefsten Schlummer zu liegen – und so wirst du diisch wo‘l oder übel bis zum morgiischen Tage gedulden müssen, *mon cher*.«



Während die Krallenfinger sich immer fester um Lauras Hals schlossen, schob sich die Flammengestalt der Feuerschlange langsam durch die Scheibe. Ryganis gespaltene Zunge schlängelte auf das Mädchen zu, als plötzlich etwas hinter Laura aufleuchtete.

Ryganis Griff wurde schwächer, und Laura konnte den Kopf drehen. Sie erblickte ein geflügeltes Wesen mit mächtigen weißen Schwingen. Das gleiche Wesen, das sie am Nebensee vor Syrin gerettet hatte!

Der Geflügelte streckte gebieterisch die rechte Hand aus. »Im Namen des Lichts befehle ich Euch, von ihr abzulassen, Rygani!« Seine Stimme war fest und klar. »Auch Ihr unterliegt den uralten Gesetzen und besitzt nicht das Recht, Euch an Menschenkindern zu vergreifen!«

Das Gesicht der Feuerschlange verzog sich zu einer wütenden Fratze. »Ssshhh!«, zischte sie, während sie zurückwich. »Was geht das dich an, verfluchter Wolkentänzer! Verschwinde, sonst werde ich dich genauso töten wie deine Herrin!«

Das leuchtende Wesen wich nicht eine Handbreit zurück. »Das geschah zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort und wird sich nicht wiederholen, das verspreche ich Euch! Weicht von ihr, Ihr Ausgeburt des Bösen – oder muss ich zu anderen Mitteln greifen?« Er berührte das Heft des Schwertes, das um seine Hüften gegürtet war.

»Das wirst du noch bereuen, du Hund!«, zischte Rygani außer sich vor Wut. Nur Augenblicke später war die Feuerschlange verschwunden.

Laura sah das Wesen, das sie nun schon zum zweiten Mal vor dem Zugriff der Feinde bewahrt hatte, erleichtert an. »Danke«, hauchte sie. »Vielen Dank, dass Ihr mich gerettet habt.«

»Gern geschehen, Laura.« Ein sanftes Lächeln ging über die ebenmäßigen Gesichtszüge des Geflügelten. »Aus diesem Grund bin ich doch hier! Ich soll dich vor den Übergriffen der Dunklen Mächte bewahren, die sich nicht den uralten Gesetzen beugen wollen.«

In diesem Moment war ein Klirren aus dem Zimmer zu hören, als ob ein metallener Gegenstand zu Boden gefallen wäre. Laura blickte durchs Fenster, konnte die Ursache für das Geräusch jedoch nicht entdecken.



Sie wandte sich wieder ihrem Retter zu. »Wie heißt Ihr?«, fragte das Mädchen. »Und wieso hat die Feuerschlange Euch Wolkentänzer genannt?«

»Mein Name ist Auriel.« Das engelsgleiche Wesen nickte dem Mädchen freundlich zu. »Ich gehöre zum Volk der Wolkentänzer, das die kleinen Inseln im Sternenmeer bewohnt. Schon seit Anbeginn der Zeit werden wir so genannt, weil unsere Schwingen es uns erlauben, uns hoch in die Lüfte zu erheben und mit dem Wind und den Wolken zu tanzen.«

Laura staunte den Geflügelten an. Sie wollte gerade etwas sagen, als Auriel ihr gebot zu schweigen.

»Nur Geduld«, sagte er. »Du wirst schon bald verstehen! Jetzt ist es an der Zeit, dass ich mich zurückziehe. Und auch du solltest schleunigst von hier verschwinden, Laura. Gegen Ryganis teuflischen Helfer kann ich wenig ausrichten. Es ist ein seelenloses Wesen, das nicht aus meiner Welt stammt!« Damit deutete er zu dem großen Nussbaum mitten im Garten. Auf einem der fast kahlen Äste kauerte eine unheimliche Schattengestalt – die große schwarze Katze! Die glühenden Augen auf das Mädchen gerichtet, stieß das Tier heißen Feueratem aus dem geöffneten Maul.

Während Auriel die leuchtenden Engelsflügel ausbreitete, um dem pechschwarzen Biest den Weg zu versperrern, warf das Mädchen rasch einen Blick durchs Fenster.

Im Schlafzimmer wurde eben die Tür aufgerissen. Michael Luzius betrat hastig den Raum und blieb stehen. Fassungslos starrte er auf die im Bett liegende Frau.

Lena rührte sich nicht. Ihre Augen waren gebrochen, ihre ehemals blonden Haare grau geworden.

»Rasch, Laura«, mahnte der Wolkentänzer. »Beeile dich!«

Schon hetzte das unheimliche Katzenvieh mit langen Sätzen auf das Haus zu. Laura schloss die Augen, um sich in Trance zu versetzen.

Das Biest hatte bereits die Hintertreppe erreicht und jagte dann über den Balkon zu Lenas Schlafzimmer. Es war kaum noch fünf Meter von Laura entfernt, als es absprang und mit einem gewaltigen Satz auf das Mädchen zuschnellte. Schon sah es so aus, als würden die scharfen Kral-



len des Ungeheuers Lauras Wangen zerfetzen, da löste sich das Mädchen in Luft auf wie ein zarter Wolkenschleier, der im Wind verweht. Als die Katze gegen die Hauswand prallte und aus ihrer Kehle erneut der gequälte Schmerzensschrei eines Menschen drang, befand sich Laura längst in dem Wirbel aus gleißendem Licht, der sie in ihre Zeit zurückführte.

Auf dem mächtigen Rücken des Sturmdrachen durchmaß Alienor die Lüfte von Aventerra. Seit Tagen schon waren sie unterwegs, und noch immer war ihr Ziel, das große Sternenmeer, nicht in Sicht. Auf einer der vielen kleinen Inseln, die im nachtblauen Ozean weit im Norden von Aventerra lagen, waren die Blitzlinge und Donnerwommer zu Hause, wie der Drache Silberschwinge dem Mädchen anvertraut hatte. Obwohl sie ziemlich klein von Gestalt waren – von der Spitze ihres kurzen Schwanzes bis zum gezackten Kamm auf ihrem Kopf maßen sie kaum mehr als eine Elle –, zählten die geflügelten Wesen zu den engsten Verwandten der Drachen. Deshalb standen sie unter dem Schutz des silbrig schimmernden Sturmdrachen, der nicht nur über die Winde und Stürme gebot, sondern auch über alle Wesen, die in den Lüften heimisch waren.

Als das Mädchen einige Zeit später nach vorn spähte, bemerkte es in weiter Ferne eine schimmernde tiefblaue Ebene, die von zahllosen goldenen Tupfern durchwirkt zu sein schien.

War das das große Sternenmeer?

Im gleichen Moment wandte Silberschwinge ihm den linken Drachenkopf zu, während der rechte die Flugbahn im Auge behielt. »Sieh nur, Alienor«, rief er durch das Rauschen des Windes. »Dort unten!«

Alienor blickte in die angezeigte Richtung und entdeckte ein halbes Dutzend Flugsinnen. Auf den Rücken der haarigen Monster, die die Vorderbeine mit den Flughäuten kraftvoll auf und ab bewegten, saßen schwarz gekleidete Krieger. Trotz der Entfernung bemerkte das Mädchen die großen Netze, die unter den Spinnen hingen. Darin bewegte sich etwas, auch wenn Alienor nicht erkennen konnte, was es war.

Silberschwinge schien schärfere Augen zu haben. »Diese verdammten Knechte Borborons!«, fluchte der Drache. »Sie waren wohl wieder auf



Beutejagd! – Na warte, die sollen mich kennen lernen!« Damit legte er die Schwingen dicht an den Drachenkörper und setzte zum Sturzflug an.

Alienor musste sich mit aller Kraft festhalten, um nicht von seinem Rücken zu fallen.

»Du siehst müde aus, Laura.« Aurelius Morgenstern sah die Schülerin besorgt an. »Hast du letzte Nacht nicht gut geschlafen?«

»Doch«, erwiderte das Mädchen rasch. »Es ist alles in Ordnung. – Warum fragen Sie?« Obwohl Laura dem Kreis der Wächter nun fast schon ein Jahr angehörte, wollte ihr bei Professor Morgenstern das vertrauliche »Du«, mit dem sie die anderen ansprach, einfach nicht über die Lippen kommen.

»Nur so«, erwiderte der alte Mann. Sein Blick verriet jedoch, dass er ihren Beteuerungen keinen Glauben schenkte.

»Warum haben Sie mich rufen lassen?«, wollte Laura wissen. Da der Direktor sie in sein Büro gebeten hatte, vermutete sie, dass es um eine schulische Angelegenheit ging. Die Belange der Wächter pflegte der Professor dagegen im Wohnzimmer seines Häuschens zu besprechen, das hinter hohen Hecken versteckt im weitläufigen Park der Burg lag.

Morgensterns Antwort bestätigte Lauras Vermutung. »Ich möchte dich um einen Gefallen bitten. Die Sache ist für das Internat von größter Wichtigkeit. Deshalb möchte ich damit nur jemanden betrauen, auf den ich mich voll und ganz verlassen kann.« In knappen Worten informierte der Professor Laura über den Besuch von Herrn Sephem und dessen großzügiges Angebot.

»Das ist ja echt super!«, rief das Mädchen erfreut aus. »Etwas Besseres konnte uns doch gar nicht passieren, oder?«

»Du sagst es.« Die Begeisterung der Schülerin ließ Morgenstern schmunzeln. »Wenn Herr Sephem sein Versprechen wahr macht, sind wir unsere finanziellen Sorgen los und hätten noch einen weiteren Grund, zu unserem Jubiläum ein fröhliches Fest zu feiern. Das wäre in der Tat »echt super«, wie du es ausdrückst!« Aurelius war seine Erleichterung deutlich anzumerken, und das freute Laura. Bis zum Auftauchen



des maurischen Besuchers war das Schicksal von Ravenstein ungewiss gewesen. Es hatte beinahe so ausgesehen, als könnte das Internat die herben Rückschläge der letzten Monate nicht verkraften. Durch das Auftauchen des Fremden hatte sich das Blatt zum Guten gewendet.

Den Mächten des Lichts sei Dank!

Oder vielmehr – Maximilian Longolius sei Dank.

Bei dem Gedanken beschlich Laura ein ungutes Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte. »Ich hätte nie damit gerechnet, dass Herr Longolius sich so für das Internat einsetzen würde. Ich dachte, das hätte er nur gesagt, um uns für ihn einzunehmen«, gestand sie dem Professor. »Mister L – so nennt Lukas ihn immer – hat uns neulich in sein Penthouse eingeladen. Bei der Gelegenheit hat er eine große Überraschung angekündigt, über die sich alle Ravensteiner freuen würden.«

»Da hat er nicht zu viel versprochen!« Der Professor lächelte zufrieden. »Herr Sephem hat mir gesagt, dass der Verleger ihn auf die Idee mit Ravenstein gebracht hat. Zudem wird sich Herr Longolius auch an den Kosten der Instandhaltung beteiligen.«

»Merkwürdig.« Laura runzelte die Stirn. »Und dabei hätte ich jede Wette gehalten, dass Mister L mit unseren Feinden unter einer Decke steckt.« Ratlos blickte sie Aurelius an. »Kann es denn sein, dass wir uns so gründlich in ihm getäuscht haben?«

»Nun«, sagte der Professor nachdenklich. »Es kommt gelegentlich vor, dass wir andere Menschen falsch einschätzen. Insbesondere dann, wenn wir unser Urteil unter falschen Voraussetzungen fällen. Was euch und Herrn Longolius betrifft: Wahrscheinlich habt ihr ihm verübelt, dass er eurer Stiefmutter freundschaftlich verbunden ist. Und da ihr Sayelle nun einmal nicht leiden könnt, habt ihr vermutlich automatisch auch eine Abneigung gegen ihn verspürt.«

Laura war nicht gerade wohl in ihrer Haut. »Dann glauben Sie also, dass wir Mister L vertrauen können?«

»Das habe ich nicht gesagt.« Morgenstern wiegte bedächtig den Kopf. »Dafür kenne ich ihn zu wenig. Mir jedenfalls hat Herr Longolius noch keinen Grund gegeben, ihm zu misstrauen. Allerdings kann man einen



Menschen nur dann richtig beurteilen, wenn man seine Absichten kennt. Und diese sind meist nur sehr schwer zu durchschauen.«

Laura schwieg. Möglicherweise hatte der Professor Recht. Tatsächlich hatten Lukas und sie Maximilian Longolius von Anfang an abgelehnt. Kein Wunder, dass sie ihm schlechte Absichten unterstellt hatten, wahrscheinlich vollkommen ohne Grund! Denn eines war offensichtlich: Wenn Herr Longolius tatsächlich zu den Feinden der Wächter zählen würde, dann hätte er doch nicht das geringste Interesse am Fortbestand von Ravenstein! Warum hätte er Herrn Sephem dann auf das Internat aufmerksam machen und sich selbst finanziell an dessen Projekt beteiligen sollen?

Das ergäbe doch keinen Sinn!

»Wir sind vom Thema abgekommen, Laura«, sagte der Professor und unterbrach damit ihre Gedanken. »Herr Sephem sucht jemanden, der ihm in den nächsten Wochen ein wenig zur Hand geht. Er will das Burggebäude vom Keller bis zum Speicher unter die Lupe nehmen. Er möchte es neu vermessen und jede Ecke und jeden Winkel fotografieren. Er könnte jemanden gebrauchen, der seine Notizen und Unterlagen ordnet und auf dem aktuellen Stand hält. Ich wollte dich bitten, diese Aufgabe zu übernehmen. Sie erfordert nicht viel Einsatz, höchstens ein bis zwei Stunden am Tag, und wird außerdem großzügig entlohnt, wie unser Gönner angedeutet hat.«

»Es tut mir leid, Herr Professor«, erwiderte Laura und schüttelte den Kopf. »Aber ich habe so viel Unterrichtsstoff nachzuholen, dass ich mir das leider gar nicht leisten kann.«

Außerdem hatte sie Wichtigeres zu tun!

»Tja...« Der Professor überlegte einen Moment. »Vielleicht sollte ich Kaja fragen?«

Nein! Bloß das nicht!

Die Freundin war mit den Recherchen über das Haus auf der Teufelskuppe mehr als genug eingespannt. Und auch Lukas und Philipp waren beschäftigt.

»Warum fragen Sie nicht einfach...« – Laura überlegte fieberhaft –



»... Magda Schneider... oder Saskia Burwieck, die Neue? Kaja meint, sie wäre klug und außerdem vertrauenswürdig.«

»Saskia Burwieck?«, antwortete Morgenstern gedehnt und fuhr sich mit der Hand über die graue Schläfe. »Das ist gar keine schlechte Idee. Es würde ihr zeigen, dass wir ihr Vertrauen entgegenbringen, und ihr helfen, sich bei uns einzuleben.«

»Saskia wird sich bestimmt freuen, wenn Sie ihr diese verantwortungsvolle Aufgabe übertragen.« Sie zögerte einen Moment, denn sie war sich nicht sicher, ob sie Aurelius Morgenstern die Frage stellen sollte, die ihr schon die ganze Zeit auf den Lippen brannte. Der Direktor hatte mit den Vorbereitungen für das Jubiläumsfest doch bestimmt mehr als genug zu tun. Er hatte sicherlich keine Muße, sich auch noch mit ihren Problemen zu beschäftigen. Andererseits hütete Morgenstern das gesamte Wissen der Wächter und konnte ihr deshalb vielleicht weiterhelfen. Und so gab Laura sich einen Ruck. »Wissen Sie vielleicht«, fragte sie, »was es mit dem Ring der Feuerschlange auf sich hat?«

Aurelius Morgenstern wurde blass. »Warum fragst du?«

»Weil zwischen diesem Ring und dem Schicksal meiner Mutter möglicherweise ein Zusammenhang besteht.«

Der Professor seufzte tief. »Ich kann nur hoffen, dass du dich täuschst.«

»Was ist denn so schrecklich an diesem Ring?«, fragte Laura beklommen.

»Um ehrlich zu sein – mein Wissen über diesen Ring ist sehr begrenzt«, erklärte der Direktor bekümmert. »Ich bin nicht einmal sicher, dass er überhaupt existiert, denn ich habe es bislang vermieden, mich näher mit ihm zu beschäftigen.«

»Vermieden? Warum das denn?«

»Weil dieses mysteriöse Schmuckstück die Kräfte des Bösen bündelt – das sagt jedenfalls die Legende.« Der Professor sah sie eindringlich an. »Und du weißt doch: Wer sich allzu lange mit den Dunklen Mächten beschäftigt, gerät immer mehr unter ihren Einfluss, bis er ihnen eines Tages ganz unterliegt.«

Laura verstand die Warnung, die in den Worten des Professors lag.



Doch sie musste wissen, was es mit dem geheimnisvollen Ring auf sich hatte. »Was erzählt diese Legende denn?«

Aurelius Morgenstern zögerte, als wisse er nicht genau, wie viel er preisgeben dürfe. »Diese Ringe – angeblich gibt es drei davon – besitzen unheimliche Kräfte. Sie sind nicht von unserer Welt, und ihre Macht ist mit dem menschlichen Verstand nicht zu erfassen. Selbst wir Wächter sind dazu nicht in der Lage.«

»Wenn sie nicht von der Erde sind, kommen diese Ringe denn dann aus Aventerra?«, fragte Laura.

»Nein«, entgegnete der Professor, und seine Stimme hatte einen ehrfürchtigen Klang. »Sie wurden vor langer Zeit von Taranos, dem Herrn der Unterwelt, geschmiedet. Taranos, so jedenfalls will es die Legende, wacht über die Toten und sorgt dafür, dass sie nicht mehr in die Welt der Lebenden zurückkehren. Sein Reich der Schatten ist in ewige Dunkelheit gehüllt, und so ist es verständlich, dass er über Jahrhunderte hinweg vergeblich nach einer Gefährtin gesucht hat. Aus diesem Grund hat er seinen Auserwählten später einen kostbaren Ring zum Geschenk gemacht, den Ring der Feuerschlange. Er hoffte, sie so dazu bewegen zu können, ihm in die Unterwelt zu folgen.«

»Hat der Herr der Unterwelt damit Erfolg gehabt?«, fragte das Mädchen.

»Nein, Laura.« Aurelius schüttelte den Kopf. »Zumindest nicht auf Dauer. Der Ring der Feuerschlange bringt seinem Träger nur vorübergehend Glück, weil seine Kräfte sich mit der Zeit erschöpfen. Deshalb stürzt er seinen Besitzer am Ende ins Unglück und bringt ihm Tod und Verderben.«

Laura schauderte es. Was der Professor erzählt hatte, deckte sich mit der Geschichte ihrer Großmutter. Auch Lena und Michael hatten sterben müssen...

Aurelius Morgenstern hatte Lauras Entsetzen nicht bemerkt. »Wie man mir gesagt hat«, fuhr er fort, »soll einer dieser Ringe bereits vor Jahrhunderten in unsere Welt gelangt sein. Er hat großes Unheil über die Menschen gebracht und viele das Leben gekostet.« Der Professor beugte



sich vor und blickte das Mädchen eindringlich an. »Ich kann dich nur warnen, Laura. Hüte dich vor dem Ring der Feuerschlange – sonst begibst du dich in größte Gefahr! Nur wenige beherrschen seine unheimlichen Kräfte. Und am Ende wird der Ring auch ihnen den Tod bringen.«

Wie ein plötzliches Unwetter brach Silberschwinge über die Flugspinnen und ihre Reiter herein. »Wie könnt ihr es wagen, meine Schützlinge anzurühren!«, schrie er ihnen in rasendem Flug entgegen. Dann fauchte er und spie aus beiden Mäulern helle Flammen.

Die schwarzen Flugmonster kreischten erbärmlich und ergriffen augenblicklich die Flucht. Der Sturmdrache setzte ihnen nach. Obwohl die dunklen Reiter, die dem schwarzen Heer Borborons angehörten, ihn mit einem dichten Pfeilhagel eindeckten, ließ er sich nicht abschütteln. Die Gegenwehr entfachte die Wut des Drachen sogar noch mehr. Immer wieder spie er den Flüchtenden Feuer nach, und als er endlich nahe genug an die Spinnen herangekommen war, fegte er gleich zwei der Reiter mit einem mächtigen Schwingenschlag in den Abgrund.

Während die Krieger schreiend in die Tiefe stürzten, verständigten sich ihre Kumpane mit hastigen Rufen, zogen die Schwerter und kappten die Halteseile der Netze unter den Flügeltieren.

»Endlich!«, rief der Sturmdrache den Flüchtenden grimmig hinterher. »Das wollte ich euch auch geraten haben!«

Alienor dagegen konnte ihren Blick nicht von den Netzen lösen, in denen es wild zappelte, während sie nach unten fielen. »Aber Silberschwinge«, rief sie entsetzt, »sie werden sich zu Tode stürzen!«

»Beruhige dich, Mädchen!« Der Sturmdrache klang belustigt. »Es wird ihnen nicht das Geringste geschehen. Wir sollten lieber darauf hoffen, dass sie niemanden treffen. Das würde dem Armen nämlich gar nicht gut bekommen!«

Silberschwinge hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Alienor einen gleißenden Feuerball auf dem Boden unter sich bemerkte, dann noch einen und noch einen.

Was hatte das bloß zu bedeuten?





Kapitel 17

Geisterstunde

einst du, dass Saskia die Aufgabe übernimmt?«, fragte Lukas neugierig, nachdem seine Schwester ihm von dem Gespräch mit dem Professor erzählt hatte. Die beiden beratschlagten in Lukas' Zimmer, was zu tun sei.

Laura verzog das Gesicht. »Ich hoffe es. Dann müssten wir uns nämlich nicht mit ihr rumplagen.« Sie seufzte. »Ich habe Kajas Vorschlag doch nur zugestimmt, weil ich sie nicht vor den Kopfstoßen wollte.«

»Das habe ich gemerkt«, sagte Lukas.

»Oho, dann bist du ja doch feinfühlicher, als ich gedacht hatte«, neckte Laura ihren Bruder. »Aber lass uns mal weitermachen!« Sie setzte sich auf das Bett, zog die Beine an die Brust und schlang die Arme darum. »Am besten, wir schreiben alles auf, was wir wissen.«

»Du meinst, ich schreibe es auf«, sagte Lukas missmutig.

»Du bist ja schließlich das Superhirn!«, frotzelte Laura.

Lukas startete das Schreibprogramm seines Computers und öffnete ein neues Dokument, dem er die Überschrift »Operation Feuerschlange« gab. Er fügte eine Tabelle ein, deren linke Spalte er mit »Facts« überschrieb. Der rechten Spalte gab er den Titel »Indizien und Vermutungen«. »Hab ich neulich in einem Fernsehkrimi gesehen«, erklärte er überheblich. »Die haben das genauso gemacht. Die klare Unterscheidung zwischen gesicherten Fakten und bloßen Mutmaßungen ist wahnsinnig wichtig, hat jedenfalls der Oberkommissar behauptet.«

»Klar – so ein Fernsehheini muss es ja wissen«, spottete Laura. »Aber vielleicht ist ja was dran. Außerdem sollten wir unbedingt versuchen, den richtigen zeitlichen Ablauf zu rekonstruieren. Damit wir zwischen Ursache und Wirkung unterscheiden können.«

»Das versteht sich doch von selbst«, erwiderte der Junge lässig. »Also –



womit hat alles begonnen? Damit, dass Analina, die verstoßene Königstochter des Güldenlandes, aus Aventerra auf die Erde geflohen ist?»

»Nein, es fing schon vorher an«, erklärte Laura entschieden. »Als Analina diese unheimliche Feuerschlange gebeten hat, ihr zu helfen und sie vor den Drachen zu beschützen. Das jedenfalls ging aus dem Gespräch der beiden hervor, das ich auf meiner letzten Traumreise belauscht habe.« Was auf jener Reise geschehen war, hatte Laura ihrem Bruder bereits erzählt. Unmittelbar nach dem Abenteuer war sie allerdings so erschöpft gewesen, dass sie auf Lukas' Bett eingeschlafen war. Ihr Bruder hatte es sich nicht nur auf dem Fußboden bequem machen müssen, sondern er hatte auch bis nach dem Unterrichtschluss am nächsten Tag warten müssen, um zu erfahren, was Laura erlebt hatte.

»Dann wollen wir mal hoffen, dass du dich nicht verhöhrt hast«, erwiderte der Bruder spitz, hielt das Ereignis aber unter »Facts« fest: »Analina/Lena bittet Feuerschlange um Hilfe.«

»Und weiter?«, fragte er dann.

Laura rieb sich die Schläfen, als helfe das ihrer Erinnerung auf die Sprünge. »Die Feuerschlange, die Rygani genannt wird, sagt ihre Hilfe zu und verlangt dafür das noch ungeborene Kind von Lena.«

Lukas gab den entsprechenden Satz sofort in den Computer ein.

»Als Gegenleistung gibt die Feuerschlange Analina den Ring«, fuhr Laura fort. »Der besitzt offensichtlich nicht nur unheimliche Kräfte, sondern zeigt auch jedem, dass sein Träger unter dem Schutz der Feuerschlange steht.«

»Klaromaro.« Lukas nickte. »Und was passiert weiter?«

»Analina gelangt wohlbehalten auf die Erde und heiratet Michael Luzius, dem sie ihre Herkunft verschweigt. Außerdem behauptet sie, Lena zu heißen. Vermutlich hat sie gehofft, dadurch Verfolger in die Irre zu führen.« Laura machte eine kleine Pause, um ihre Gedanken zu ordnen. »Jetzt verstehe ich auch, warum sie keine Kinder haben wollte«, sagte sie dann. »Sie wollte nicht, dass ihre Nachkommen in die Gewalt der Feuerschlange geraten!«

»Welch ein unerträglicher Gedanke«, murmelte Lukas betroffen. »Un-



sere Oma muss ziemlich verzweifelt gewesen sein, wenn sie ein solches Versprechen abgelegt hat.«

»Das kann ich gut nach vollziehen«, erwiderte Laura. »Wenn du Gurgulius einmal leibhaftig gegenübergestanden hättest, würdest du verstehen, wie sie sich gefühlt haben muss!« Sie legte den Kopf schief. »Was mir allerdings noch immer nicht ganz klar ist: Wozu brauchte Rygani das Kind? Was hatte sie mit ihm vor?«

»Das wissen wir nicht, jedenfalls noch nicht.« Lukas notierte die Frage in der Spalte »Vermutungen«.

»Auf alle Fälle muss dieses Baby eine ganz besondere Bedeutung für sie gehabt haben«, fuhr Laura fort. »Sonst wäre die Feuerschlange nicht in der Nacht von Mamas Geburt aufgetaucht.«

»Womit wir wieder bei den Fakten wären.« Lukas schrieb den Wortlaut seiner Aufzählung mit. »Erstens: Die Feuerschlange kann die Erde nur während einer einzigen Nacht betreten – nämlich in der Nacht vom einunddreißigsten Oktober auf den ersten November –«

»Am Vorabend von Allerheiligen, also an Halloween, das bald wieder gefeiert wird.«

»– und zweitens: Eine Essenz aus den Blüten der Lichtrose schützt vor dem Zugriff der Schlange. Vielleicht sogar vor dem Bösen überhaupt, wenn das stimmt, was Eva Luzius gesagt hat.«

»Natürlich!« Laura warf dem Bruder einen fragenden Blick zu. »Warum sollte sie lügen?«

»Das behaupte ich doch gar nicht.« Der Junge runzelte die Stirn. »Es geht mir lediglich darum, klar zwischen Fakten und Vermutungen zu unterscheiden. Dass diese Essenz Mama vor der Feuerschlange beschützt hat, hast du selbst beobachtet – und damit ist das ein Fakt. Ob das Elixer auch gegen die anderen Geschöpfe des Bösen hilft, das können wir im Moment nur vermuten.«

»Ach! Das ist doch Haarspalterei«, erwiderte Laura ungeduldig.

»Nenn es, wie du willst«, beharrte der Junge. »Aber ich bleibe dabei.« Er warf einen Blick auf den Monitor. »Hm. Also weiter: Das Auftauchen der Feuerschlange hat Lena so in Panik versetzt, dass sie unmittelbar



darauf gestorben ist. Offensichtlich wusste sie ganz genau, welches Schicksal Mama drohte, und davor hatte sie große Angst.«

Laura nickte. »Lena war klar, dass Rygani das Baby in das Reich der Schatten verschleppen würde.«

»Kein Wunder, dass ihr Herz das nicht verkraftet hat«, sagte Lukas. »Professor Morgenstern hat doch erzählt, dass Taranos dort über die Toten herrscht. Für Lebende muss der Aufenthalt in Ryganis Welt deshalb die reine Hölle sein!«

»Du hast Recht«, entgegnete Laura leise. »Deshalb müssen wir alles tun, um Mama schnellstens daraus zu erlösen!«

Lukas ging nicht auf die Bemerkung der Schwester ein. »Bevor Oma Lena starb«, fuhr er fort, »hat sie sich noch den Ring vom Finger gezogen...« Lukas dachte nach.

»Was ist los?«, fragte Laura ungeduldig. »Jetzt sag schon, du Superhirn!«

»Ich überlege«, antwortete der Junge gedehnt, »ob es da vielleicht einen Zusammenhang geben könnte.«

Laura hatte keine Ahnung, worauf er anspielte. »Einen Zusammenhang?«

»Genau! Zwischen dem plötzlichen Alterungsprozess, den Oma durchgemacht hat, und dem Abziehen des Rings.«

»Du glaubst, der Ring der Feuerschlange verhindert, dass man altert?«, fragte Laura erstaunt. »In dem alten Schriftstück wird doch nur erwähnt, dass sein Träger nicht stirbt.«

»Das eine schließt das andere doch nicht aus«, antwortete Lukas aufgeregt. »Zumindest deutet einiges darauf hin! Eva hat doch erzählt, dass Oma Lena immer wie das blühende Leben ausgesehen hätte – als würde sie ›das Geheimnis der ewigen Jugend kennen‹, wie sie sich ausgedrückt hat.«

»Stimmt«, gab Laura zu. »Das würde die plötzlichen Falten und die weißen Haare erklären. Und trotzdem...« Sie hob den Kopf. »Bis jetzt ist das nur eine Vermutung – und gehört deshalb auf die rechte Seite!«

»Sehr wohl, Frau Oberkommissarin!«, antwortete Lukas ironisch und



tippte, so schnell er konnte. »Wie ging es dann weiter?« Er sah die Schwester fragend an. »Damit, dass die Dunklen Mama und dich in eine Falle gelockt haben?«

»Nein!« Energisch schüttelte das Mädchen den Kopf. »Wir dürfen Opa nicht vergessen, Michael Luzius! Der wurde einige Jahre nach Omas Tod von einem Einbrecher ermordet –«

»Was ebenfalls nicht erwiesen ist«, warf der Junge ein.

»Jedenfalls ist der Ring in jener Nacht verschwunden, und mit ihm auch das einzige Foto von Oma, auf dem das Schmuckstück zu sehen war.« Laura überlegte. »Was folgern wir daraus?«

»Gute Frage. Möglicherweise hat jemand Wind davon bekommen, dass der Ring sich in Opas Besitz befand. Vermutlich wusste er über die besonderen Kräfte des Schmuckstücks Bescheid und hat es deshalb geklaut.«

»Aber warum hat er dann das Foto mitgenommen?«, fragte Laura.

»Vielleicht wollte er damit die Spur des Ringes verwischen und verhindern, dass sich jemand näher damit beschäftigt. Oma und Opa waren ja tot, und nur Eva wusste noch von dem Ring. Allerdings hat sie ihm keine größere Bedeutung beigemessen.«

»Du hast Mama vergessen«, widersprach Laura. »Die hat den Ring zwar nie am Finger ihrer Mutter gesehen, aber das Foto im Arbeitszimmer hat sie wahrscheinlich gekannt.«

Auf Lukas' Stirn bildete sich eine steile Falte. »Das konnte der Dieb nicht verhindern. Und er konnte nicht wissen, dass sie viele Jahre später rein zufällig auf eine Zeichnung stoßen und sich daran erinnern würde, dass ihre Mutter den gleichen Ring getragen hat.«

»Jetzt verstehe ich auch, warum Mama das Blatt kopiert hat«, sagte Laura. »Sie wollte es Eva zeigen, um sicherzugehen, dass sie sich nicht getäuscht hat.« Der Gedanke, der urplötzlich in ihr aufstieg, ließ sie innehalten. »Ob sie vielleicht deswegen verschleppt wurde? Weil sie zufällig diese Zeichnung gefunden hat?«

»Das glaube ich nicht«, widersprach er. »Man hat Mama in eine Falle gelockt, damit das Versprechen, das Oma Lena Rygani gegeben hatte,



endlich erfüllt wurde.«

»Aber eines verstehe ich nicht«, gestand Laura. »Was hatten die Dunklen davon, Rygani zu helfen?«

»Dafür könnte es gleich mehrere Gründe geben«, mutmaßte Lukas. »Erstens: Deine Feinde waren doch von Anfang an darauf aus, dir so viel Schaden wie möglich zuzufügen. Und dass Mamas Verschwinden oder sogar ihr Tod dir einen schweren Schlag versetzen würde, ist doch logisibel.«

»Klar.«

»Zweitens: Syrin wollte dich damals ebenfalls ausschalten - nur dieser geheimnisvolle Wolkentänzer hat das verhindert. Die Dunklen haben also durchaus eigene Interessen verfolgt.«

Laura nickte. »Und weiter?«

»Drittens hat Professor Morgenstern dir gesagt, dass die Feuerschlange seit jeher auf der Seite der Dunklen Mächte steht und wahrscheinlich eine enge Verbündete von Borboron ist. Darum ist es nicht weiter verwunderlich, dass Dr. Schwartz und seine finsternen Freunde ihr geholfen haben.«

»Ja«, gab Laura zu, »das klingt alles ziemlich einleuchtend!«

»Klaromaro.« Lukas grinste hämisch. »Oder glaubst du, mein Superhirn würde Unsinn produzieren?«

Laura ärgerte sich darüber, dass ihr Bruder so tat, als wäre er der einzige Mensch mit brauchbaren Einfällen. Dennoch ersparte sie sich eine Erwiderung. Sie war schließlich auf seine Hilfe angewiesen. »Trotzdem sind das nichts als Vermutungen«, entgegnete sie, bemüht, sich möglichst unbeeindruckt zu geben. »Lass uns also schleunigst wieder zu den Fakten zurückkehren.« Das Mädchen erhob sich vom Bett, trat vor den Monitor und überflog das Geschriebene. »Das sieht schon ganz gut aus«, sagte Laura zufrieden. »Haben wir noch was vergessen?«

»Ja, klar – das Wichtigste überhaupt!« Lukas blickte die Schwester über den Rand seiner Brille an, die auf die Nasenspitze gerutscht war. »Es steht doch zweifelsfrei fest, dass Mama verschleppt und nicht getötet wurde, sonst hätte der Drache sie nicht in die Höhle gebracht.«



»Aber wir wissen noch gar nicht genau, wohin man sie verschleppt hat.«

»In Ryganis Welt natürlich, ins Reich der Schatten. Und ich weiß inzwischen auch, wie man dorthin gelangt. Sieh mal, was ich entdeckt habe.« Lukas wandte sich wieder dem Computer zu. Seine Finger huschten über die Tastatur, als er eine Internetseite aufrief. »Hier – lies mal!«

»Der Name »Vulkan« stammt von den alten Römern«, murmelte Laura halblaut vor sich hin. »Er ist abgeleitet von »Vulcanus«, dem römischen Gott des Feuers und der Schmiedekunst. Die Römer glaubten, dass seine Werkstatt sich im Inneren von Feuer speienden Bergen befindet, wo er mit Hilfe einäugiger Riesen, auch Zyklopen genannt, die Waffen und Rüstungen der Götter herstellte. Der Sage nach waren die Vulkane die Rauchabzüge seiner unterirdischen Feuerstelle. Das laute Poltern und die schweren Erdstöße interpretierte man als die Hammerschläge des Vulcanus. Wenn er wütend wurde, schleuderte er glühende Steine und Feuer aus diesen Schloten. Aber nicht nur bei den Römern, sondern auch in vielen anderen Kulturen betrachtete man die Vulkane als Zugänge zu einer unterirdischen Götterwelt.« Laura nickte. »Ich verstehe: Da es sich bei der Teufelskuppe um einen ehemaligen Vulkan handelt –«

»– könnte er gleichzeitig auch den Zugang zu Ryganis Reich darstellen!«, bekräftigte der Junge. »Genau das meine ich, Laura! So ein Vulkankrater führt doch ganz tief hinunter in die Erde – und warum sollte es dort keine Verbindung zum Reich der Schatten geben? Außerdem habe ich noch etwas anderes herausgefunden.«

»Jetzt spann mich doch nicht auf die Folter!« Laura stieß den Bruder in die Seite. »Sag schon!«

»Es stimmt tatsächlich, was Bauer Dietrich erzählt hat: Anna Dübel ist beileibe nicht die Einzige, die in der Nähe der Teufelskuppe verschwunden ist. Schon in früheren Jahrhunderten wurden dort mehrere Menschen vermisst, die nie wieder aufgetaucht sind. In den Chroniken wird immer erwähnt, dass es fast so aussah, als habe der Erdboden die Unglücklichen verschluckt. Was ist, wenn das tatsächlich der Fall war,



und diese Menschen, ähnlich wie Mama, ebenfalls ins Reich der Schatten verschleppt wurden?»

»Aber sie hatten doch nichts mit der Feuerschlange zu tun, oder?«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Lukas. »Dass wir den Zusammenhang nicht kennen, muss noch lange nicht bedeuten, dass es keinen gibt!« Dann fügte er hinzu: »Ich habe noch was entdeckt. Weißt du, was sich in dem ehemaligen Vulkankrater befindet?«

Laura schüttelte den Kopf.

»Ein altes Mausoleum!«, erklärte der Junge. »Es gehört zu dem Herrenhaus. Überleg doch mal: Eigentlich ist eine Grabstätte doch nichts anderes als eine Art Zugang zur Unterwelt.«

Laura brütete stumm vor sich hin. »Wir sollten nachprüfen, ob du Recht hast«, sagte sie schließlich.

»Du meinst, in dem alten Grabmal?« Lukas riss die Augen auf. »Du... Du willst doch nicht etwa dort herumschnüffeln?«

»Doch!« Das Mädchen blickte ihn herausfordernd an. »Wer sollte uns daran hindern?«

Lukas wirkte mit einem Mal gar nicht mehr so selbstsicher wie sonst. »Erinnerst du dich nicht mehr an die Warnung von Professor Morgentern? Der Ring der Feuerschlange bringt Tod und Verderben, hat er gesagt, und wer sich damit beschäftigt, begibt sich in größte Gefahr.«

»Das mag schon sein«, entgegnete Laura ernst. »Aber hier geht es gar nicht um den Ring, sondern nur um den Eingang zum Reich der Schatten.«

»Was auf das Gleiche hinausläuft«, protestierte Lukas.

»Wenn wir Mama daraus befreien wollen, müssen wir zuerst den Zugang entdecken. Deshalb bleibt uns gar keine andere Wahl, als dieses Mausoleum unter die Lupe zu nehmen.«

»Du bist gut!« Lukas war sichtlich blasser geworden. »Hast du schon vergessen, dass dort seit Neuestem jemand wohnt?«

»Und wenn schon«, meinte Laura schulterzuckend. »Der Kerl muss mit Sicherheit auch mal schlafen. In zwei Tagen ist Neumond, dann ist es viel dunkler als sonst. Da kann man uns nicht so leicht entdecken.«



»Was?« Der Junge starrte die Schwester an, als hätte sie den Verstand verloren. »Du willst mitten in der Nacht dorthin? In ein Mausoleum, das zu einem Spukhaus gehört?«

»Seit wann bist du denn so ein Angsthase? Hast du vielleicht einen besseren Vorschlag?« Laura tat gelassen, dabei war ihr bei dem Gedanken an den nächtlichen Ausflug selbst ziemlich mulmig zumute. Ihr Wunsch, sich endlich Klarheit über das Schicksal ihrer Mutter zu verschaffen, war allerdings so übermächtig, dass daneben alle Bedenken verblassten. »Also, abgemacht?«, fragte sie den Bruder.

»Okay«, antwortete Lukas widerwillig. »Ich bin dabei.«

»Toll!« Laura lächelte und holte mit einem raschen Tastendruck die beiden Listen wieder auf den Bildschirm. Sie las sich das, was sie zusammengetragen hatten, noch einmal durch. »Da fehlt noch einiges, glaube ich. Aber jetzt gibt es Abendessen, und ausnahmsweise habe ich mal richtig Hunger.«

Sie erhob sich, um zum Speisesaal zu gehen, als ihr noch etwas einfiel. »Was ist denn mit dem Buch, das wir auf dem Speicher gefunden haben? Konntest du was entziffern?«

»Nee. Kein einziges Wort.«

»Das verstehe ich nicht. Oma hat bestimmt etwas hineingeschrieben, das habe ich selbst gesehen. Kurz bevor Rygani bei ihr aufgetaucht ist, saß sie im Bett und hatte diese Feder in der Hand...«

»Die Feder? Die Feder aus dem Schrank, die ich aufgefangen und wieder reingelegt habe?«

»Das wird sie wahrscheinlich gewesen sein. Warum fragst du?«

Lukas grinste. »Weil das möglicherweise erklärt, warum ich auf dem Dachboden einige Worte sehen konnte und hier nicht.«

Eva Luzius wunderte sich sehr, als Laura und Lukas sie am Nachmittag des folgenden Tages erneut besuchten. »Erst sehen wir uns Jahre nicht – und dann gleich zwei Mal in kürzester Zeit«, begrüßte sie die Geschwister.

Laura und Lukas baten darum, noch einmal auf den Speicher hinaufsteigen zu dürfen. Eva hatte nichts dagegen einzuwenden.



Die Feder, ein Gänsekiel vermutlich, lag noch am gleichen Platz, an dem Lukas sie zurückgelassen hatte. Er nahm das altertümliche Utensil aus dem Schrank und betrachtete es eingehend. »Merkwürdig«, murmelte er. »An der Spitze sind keinerlei Tintenspuren zu erkennen. Hast du ein Tintenfass an Omas Bett gesehen, Laura?«

Das Mädchen versuchte sich zu erinnern. »Nicht, dass ich wüsste.«

Lukas nahm die Feder in die rechte und das mitgebrachte Buch in die linke Hand, schlug es an einer beliebigen Stelle auf und konzentrierte sich auf die leeren Seiten. Schon nach kürzester Zeit zeigte sich, dass er richtig vermutet hatte: Die Umgebung wurde undeutlich, und der Junge sah nur noch die Seiten des Buches. Lautlos glitt die Feder darüber und hinterließ deutlich lesbare Worte. »Mein armer Michael«, las Lukas leise vor. »Er ahnt immer noch nichts von meinem Geheimnis. Aber ich werde nicht umhinkommen, ihn einzuweihen. Unheimliches ist im Gange, das fühle ich genau. Schon seit einiger Zeit werde ich beobachtet, und ständig schleicht diese schwarze Katze ums Haus herum...«

»Die schwarze Katze«, wiederholte Laura aufgeregt. »Oma Lena hat sie also auch gesehen.«

Lukas hörte auf zu lesen und schlug das Buch zu. »Jedenfalls wissen wir jetzt, was es mit dem Wälzer auf sich hat. Es wird eine Weile dauern, bis ich alle Seiten entziffert und aufgeschrieben habe.«

Laura wollte den Schrank schließen, als ihr ein Fläschchen auffiel, das sich von den bunten Parfümflakons und den anderen Kosmetika unterschied. Es trug im Unterschied zu diesen weder ein Etikett noch eine andere Aufschrift. Aus schmucklosem Glas gefertigt, war es höchstens fünf Zentimeter hoch und enthielt eine klare Flüssigkeit. Ein Korken verschloss den schlanken Hals.

Laura nahm das unscheinbare Behältnis an sich, öffnete den Verschluss und schnupperte an dem Fläschchen. Kein Zweifel – es enthielt eine Essenz aus den Blättern der Lichtrose! In der hintersten Ecke des Faches stand noch eine größere Flasche, in der sich schätzungsweise ein weiterer halber Liter der kostbaren Flüssigkeit befand.

»Nimm beides mit!«, forderte der Bruder sie auf. »Vielleicht kannst du



es ja brauchen.«

Eva Luzius hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden. »Ich kann sowieso nichts damit anfangen«, erklärte sie. »Ich würde ja gerne noch mehr von der Tinktur ansetzen. Die Lichtrose blüht doch so üppig wie nie zuvor. Aber leider kenne ich die Rezeptur nicht. Lena hat ihr Wissen mit ins Grab genommen.«

»Schade, aber vielleicht kann ich sie ja noch irgendwo entdecken.« Lukas warf einen vielsagenden Blick auf das Buch.

Im Gegensatz zu Eva verstand die Schwester den Hinweis sofort.

Die alte Dame war sichtlich enttäuscht, dass die Geschwister ihre Einladung zu Kaffee und Kuchen ausschlugen. »Ich habe Pflaumenkuchen gebacken. Außerdem gibt es frische Schlagsahne und nicht dieses künstliche Zeug aus der Dose! Eure Mama konnte nie genug davon kriegen.«

Obwohl Laura das Wasser im Mund zusammenlief, blieb sie standhaft. Schließlich hatten sie noch viel zu tun!

Als Eva Luzius die beiden an der Gartenpforte verabschiedete, kam ihr noch etwas in den Sinn. »Nach eurem Besuch neulich«, sagte sie, »habe ich noch ein bisschen über diesen Ring und den Einbruch nachgedacht – und da ist es mir plötzlich wieder eingefallen.«

Laura wurde hellhörig. »Was denn?«

»Das, was in der Woche vor Michaels Tod passiert ist. Er hat nicht besonders viel verdient, müsst ihr wissen, und so war das Geld damals wieder einmal ziemlich knapp. Er hat sich deshalb mit dem Gedanken getragen, den Ring zu verkaufen.«

Lukas runzelte die Stirn. »Ja, und?«

»Er hat einen Juwelier aufgesucht und den Mann gebeten, das Schmuckstück zu schätzen. Zu Michaels großer Überraschung konnte der nicht einmal feststellen, aus welchem Metall der Ring gefertigt war. Es war ihm völlig unbekannt – und so konnte er natürlich auch nicht sagen, wie viel der Ring wert war.«

Die Geschwister tauschten einen verstohlenen Blick. Kein Juwelier der Welt wäre in der Lage gewesen, den Wert eines von Taranos geschmiedeten Rings zu schätzen!



»Ein Kunde, der zufällig im Laden war, erklärte sich aber trotzdem bereit, Michael den Ring abzukaufen«, fuhr Eva fort. »Er hat ihm eine stattliche Summe dafür geboten.«

»Und wie hat Opa reagiert?«, fragte Laura.

»Er hat gesagt, dass er die Sache gerne in Ruhe überdenken und eine Nacht darüber schlafen würde. Dann hat er dem Mann seine Telefonnummer gegeben und ihn gebeten, am nächsten Tag wieder anzurufen.«

»Und weiter?«

»Nun – wie das Schicksal manchmal so spielt.« Die alte Dame lächelte. »Am nächsten Morgen erhielt Michael mit der Post den Bescheid über eine erkleckliche Steuererstattung. Seine finanziellen Nöte waren damit fürs Erste behoben. Deshalb hat er das Kaufangebot abgelehnt, als der Mann wenig später angerufen hat. Wer weiß: Wenn das Telefon nur eine Viertelstunde früher geklingelt hätte, dann wäre vielleicht alles ganz anders gekommen.«

Während sich Laura Evas letzten Satz noch durch den Kopf gehen ließ, hakte Lukas nach. »Wer war denn der Mann, der den Ring kaufen wollte?«

Eva seufzte. »Wie ich neulich schon gesagt habe: Leider lässt mich mein Gedächtnis immer öfter im Stich. An den Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Ich bin nicht einmal sicher, ob Michael ihn überhaupt erwähnt hat.«

Die Geschwister verabschiedeten sich von ihrer Großtante und versprachen, ein andermal vorbeizuschauen und sich Evas Kuchen schmecken zu lassen.

»Schade, dass sie den Namen des Käufers nicht wusste«, meinte Lukas enttäuscht, als sie wenig später nebeneinander zum Internat zurückradelten.

»Warum denn?«, wollte die Schwester wissen. »Das ist doch nicht weiter wichtig, oder?«

»Vielleicht doch«, beharrte der Junge. »Vielleicht war er so versessen auf den Ring, dass er ihn unter allen Umständen haben wollte. Deshalb ist er dann bei Opa eingebrochen – oder er hat den Diebstahl in Auftrag



gegeben.«

»Meinst du wirklich?«, fragte Laura zögernd. »Dann hätte er doch wissen müssen, was es mit dem Ring auf sich hat.«

»Eben!«, sagte Lukas bedeutungsvoll. »Das ist der springende Punkt!«

Das flackernde Licht der Fackeln erhellte den unterirdischen Raum nur spärlich. Irrlichternde Schatten tanzten, ruhelosen Nachtgeistern gleich, über die aus grob behauenen Sandstein gefügten Mauern, die mit Moosen und Flechten überzogen waren. In jeder der fünf Wände war eine eiserne Tür eingelassen. Trotz der modrig feuchten Luft erfüllte ein Geruch nach Feuer und Schwefel die Kammer. Der hochgewachsene Mann, der, umringt von einer Schar dunkler Gestalten, in der Mitte des Raumes stand, war in einen purpurnen Samtumfang gehüllt, der ebenso wie die samtene Kappe auf seinem Kopf mit geheimnisvollen Zeichen bestickt war. Er ließ den Blick langsam vom einen zum anderen schweifen. »Ihr Diener der Finsternis, hört mir zu«, beschwor er sie mit eindringlicher Stimme. »Habt ihr verstanden, was zu tun ist?«

»Ja, Meister!« Unter den schwarzen Kapuzen der Gesellen verbargen sich bleiche Totenschädel, und die Stimmen klangen dumpf, als kämen sie aus einem Grab. In den leeren Augenhöhlen glühte es gespenstisch rot auf. Krallenartige Skeletthände ragten aus den weiten Öffnungen der Ärmel hervor und umklammerten den Schaft der mächtigen Sense, mit der jeder der fünf Knochenmänner bewaffnet war. »Wir werden darüber wachen, dass kein Sterblicher die Pforte durchschreitet, die ins dunkle Reich unserer Herrin führt!«

»Und niemand darf ihr Reich gegen ihren Willen verlassen, hört ihr?«, mahnte der Mann eindringlich. »Jetzt nehmt eure Plätze wieder ein und erfüllt den Auftrag, den ihr zu Beginn der Zeiten bekommen habt.«

»Wie Ihr befiehlt, Meister!« Mit diesen Worten begab sich jede der unheimlichen Gestalten zu einem der Sockel neben den fünf eisernen Türen. Die Knochen verursachten ein scharrendes Geräusch auf dem Steinfußboden, als jeder der Sensenmänner den Platz einnahm, der ihm schon vor einer Ewigkeit zugewiesen worden war – zu jener Zeit, als der



Tod seine Herrschaft über das Leben angetreten hatte. Nur die messerscharfen Sensenblätter blitzten im flackernden Licht auf.

Noch einmal blickte der Meister in die Runde. Dann machte er eine kreisförmige Bewegung mit der Hand – und ein Knochenmann nach dem anderen erstarrte, bis alle fünf die Form steinerner Statuen angenommen hatten. Niemand wäre auf die Idee gekommen, dass sie sich noch Sekunden zuvor gerührt hatten. Der Mann im Samtumhang lächelte zufrieden, bevor er sich zur Treppe wandte und die steinernen Stufen emporstieg.

Als er aus dem Gebäude trat, das inmitten eines weitläufigen Parks stand, blieb er einen kurzen Moment stehen und atmete die kühle Nachtluft ein. Am nächtlichen Himmel trieben dunkle Wolkenfetzen dahin. Der Mond war nicht zu sehen, und die Umgebung war nur schemenhaft zu erkennen. Der Wind frischte auf und fuhr in das Blattwerk der kahler werdenden Bäume, die das Gemäuer wie ein Ring stummer Wächter umstanden. Der Kies auf dem Gehweg knirschte unter den Stiefeln des Mannes, als dieser sich auf den Weg machte. Der großen Steinfigur, an der er vorüberkam, schenkte er keinen Blick. Mit raschen Schritten eilte er auf das imposante Haus zu, dessen dunkle Silhouette nur schwer auszumachen war.

Kaum war der Mann in dem Gebäude verschwunden, als der Wind noch stärker wurde. Er wirbelte das Herbstlaub auf und ließ die Zweige der Bäume rascheln. Fast hörte es sich so an, als würden sich in ihrem Geäst unsichtbare Wesen düstere Geheimnisse zuflüstern. Die Marmorstatue begann mit einem Mal von innen heraus zu leuchten.

Es war ein Engel mit dem Gesicht eines edlen Jünglings. Seine langfedrigen Schwingen glichen denen eines Schwans. Sein schlanker Körper war in ein schlichtes, fast bodenlanges Gewand gehüllt. Um die Hüften hatte er ein mächtiges Schwert gegürtet. Das Standbild schimmerte immer heller, bevor die Gestalt aus kaltem Stein lebendig wurde. Ganz sachte bewegte der Engel die Flügel, als wolle er sich vergewissern, dass sie ihm noch gehorchten. Schließlich wandte er den Kopf und blickte hinüber zu dem alten Haus.



Nahezu reglos stand der Engel da und betrachtete das düstere Gebäude. Sein Gesicht wirkte ungewöhnlich besorgt.

In diesem Moment erklangen aus der Ferne die dumpfen Schläge einer Kirchturmuh.

Es war Mitternacht.

Der Beginn der Geisterstunde.





Kapitel 18 Die Krypta

Laura und Lukas schlichen im Schutz der Dunkelheit durch das Burgportal und eilten die große Freitreppe hinab, die in den Hof führte. Bei den geflügelten Steinlöwen, die das untere Ende der Treppe wie zwei grimmige Wächter flankierten, hielten die Geschwister an. »Am besten, du nimmst den rechten«, ordnete Laura an. »Vielleicht erinnert sich Latus ja nach unserem letzten gemeinsamen Ausflug noch an dich. Und denk dran: Nicht nach unten schauen!«

Lukas schwieg betreten. Er litt unter extremer Flugangst, und ihm wurde beim Fliegen meistens schlecht. Schon der Gedanke daran verursachte ihm ein flaues Gefühl.

»Du brauchst nicht mitzukommen«, versicherte Laura ihm deshalb rasch. »Ich finde mich auch alleine zurecht.«

»Nein, nein«, entgegnete der Junge hastig. »Es ist alles in Ordnung – ehrlich!«

Laura musterte ihn besorgt. Obwohl sie nur ein Jahr älter war als Lukas, fühlte sie sich in solchen Situationen für ihn verantwortlich. Nicht auszudenken, wenn ihm während des Fluges so schlecht wurde, dass er den Halt verlor und vom Rücken des geflügelten Löwen stürzte! »Bist du sicher?«, fragte sie deshalb nach.

»Klaromaro!«

»Dann kann's ja losgehen.« Laura klang allerdings alles andere als überzeugt. Sie trat näher an die imposante Figur auf der linken Seite der Treppe heran und wollte gerade die Hand ausstrecken, um das Fabeltier mitsamt seinem Bruder aus dem steinernen Schlaf zu wecken, als ihr



Blick auf die große Säule in Gestalt eines Riesen fiel, die das Dach der Treppe stützte. Die Gesichtszüge des Hünen waren in der Dunkelheit nur undeutlich zu erkennen. Hat Portak nicht gerade geblinzelt?, fragte sich Laura. Will er mir was mitteilen?

»Einen Moment noch«, bat sie Lukas leise, huschte einige Stufen empor und kniete am mächtigen Sockel der Säule nieder. Dort holte sie tief Luft und zwang sich zur Ruhe. Dann endlich rieb sie dreimal mit der Hand kreisförmig über den rauen Stein.

Dumpfes Grollen und Knirschen waren zu hören. Die Säule begann zunächst kaum merklich, dann immer heftiger zu beben, während Leben in den steinernen Giganten kam. Er ruckte und zuckte, und seine Glieder bewegten sich. Der Riese ächzte, und seine Hände lösten sich vom Vordach. Er verlor an Größe und hatte sich nur wenig später in einen rund zwei Meter hohen Koloss verwandelt, der auch als Boxer oder Wrestler eine beeindruckende Figur abgegeben hätte. »Ich hoffe, du hast mir etwas Wichtiges mitzuteilen, Portak«, sprach Laura ihn an. »Ich hab's nämlich eilig.«

Bevor der steinerne Hüne antwortete, streckte er die Arme zum Himmel und reckte sich ausgiebig, wobei er herzhaft gähnte. Dann zog ein freundliches Lächeln über sein graues Gesicht. Er stieg vom Sockel, verbeugte sich tief vor Laura und begann zu sprechen. Seine Stimme war überraschend sanft und hatte einen melodischen Klang. »Es wird nicht Euer Schaden sein, dass Ihr mich weckt aus kühlem Stein«, reimte Portak und machte eine weitere Verbeugung. »Ich will euch nämlich schnell erzählen, welch' Sorgen mich seit Tagen quälen. Erblickt ich hier doch einen Mann, den's eigentlich nicht geben kann. Vor langer Zeit, so wird berichtet, hat er hier Stein auf Stein geschichtet. Weshalb er längst in seiner Kiste in Grabes Tiefe ruhen müsste. Versteht Ihr nun, dass ich erschreckt', als jüngst den Kerl ich hier entdeckt'? Das wollte ich Euch wissen lassen und Euren Bruder auch, den blassen. Seid auf der Hut und stets bereit und vor der Bösen List gefeit! Damit Ihr auch die Nacht erlebt, von der im Buch geschrieben steht, dass ganz allein an Euch es liegt, ob's Gute oder Böse siegt.« Portak lächelte das Mädchen wehmütig an.



So etwas!

Laura schwirrte der Kopf. So viel hatte der reimende Riese doch noch nie geredet! Er schien sich ernsthaft Sorgen zu machen. Allerdings völlig grundlos, wie es Laura schien. Offensichtlich verwechselte Portak Herrn Sephem, der Ravenstein seit zwei Tagen unter die Lupe nahm, mit dessen Vorfahren, der die Burg im zwölften Jahrhundert erbaut hatte. Laura hatte den maurischen Besucher am Vortag erstmals zu Gesicht bekommen, als er in Saskias Begleitung durch die Burganlage gestreift war, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen. »Vielen Dank für die Warnung«, sagte sie deshalb rasch. »Aber es besteht absolut kein Grund zur Sorge, Portak. Der Mann ist nicht der Baumeister, sondern einer seiner Nachkommen, der ihm offensichtlich sehr ähnlich sieht. Außerdem will er uns gewiss nichts Böses. Im Gegenteil: Er ist uns eine sehr willkommene Hilfe! Aber jetzt entschuldige mich bitte, ich habe noch zu tun.«

Der steinerne Hüne hob die Hand und rieb sich das Kinn. »Verzeiht mir, dass ich armer Tor, mit falschem Rat mich wagte vor. Und doch bedenkt der Worte mein, sie könnten Euch behilflich sein. Wenn Ihr mal nicht mehr weiterwisst und fremde Hilfe Ihr vermisst, besinnt Euch was zu später Nacht, der alte Portak hat gesagt.« Damit verbeugte sich der reimende Riese ein letztes Mal, erklimm den Sockel und begann wieder zu wachsen. Nur Augenblicke später stand er erneut als vollkommen reglose Steinfigur da.

Laura warf ihm noch einen dankbaren Blick zu und lief dann zu dem geflügelten Löwen am Fuß der Treppe zurück.

»Eigenartig, dass Portak sich von sich aus zu Wort gemeldet hat. Das ist doch noch nie vorgekommen.« Lukas klang höchst besorgt.

»Einmal ist immer das erste Mal«, antwortete Laura kurz angebunden. »Und jetzt steig endlich auf! Wir haben nicht ewig Zeit.« Damit erklimm sie den Rücken des linken Löwen und hob gebieterisch die Hand. »Hört zu, ihr Löwen Rechts und Links, die ihr die Brüder seid der Sphinx, in dieser Stunde großer Not, auch ihr gehorcht des Lichts Gebot und löst euch nun aus totem Stein, damit ihr könnt behilflich sein!«

Das letzte Wort war kaum verklungen, als Laura kräftige Muskeln un-



ter sich spürte. Auch die geflügelte Figur, die Lukas bestiegen hatte, erwachte aus ihrer Erstarrung. Fast gleichzeitig drang ein Grollen aus der Tiefe der Löwenkehlen.

»Psst!«, mahnte Laura rasch. »Seid bitte leise! Es braucht niemand zu wissen, was wir vorhaben.«

»Verzeihung, *Madame*«, antwortete Lauras Löwe. »Aber mein Bruder Latus und ich fühlen uns überaus geehrt, dass Ihr endlich wieder auf unsere Hilfe zurückgreift. Es fällt uns deshalb sehr schwer, unsere Freude zu zähmen. Wohin soll es diesmal gehen?«

»Zur Teufelskuppe«, wisperte Laura ihm ins Ohr. »Kennt ihr den Weg?«

»Wollt Ihr uns beleidigen, *Madame!*« Lateris war verstimmt. »Wir haben hier doch bereits den Wind durchmessen, da war an Euch noch lange nicht zu denken. Jeder Ort, ja, jeder noch so kleine Flecken der Umgebung ist uns bestens vertraut, das solltet Ihr wissen.«

Laura musste schmunzeln. Lateris hatte sich überhaupt nicht verändert. Er benahm sich noch immer wie eine Primadonna. Und sein Bruder Latus mit Sicherheit auch. »Verzeiht mir!«, sagte sie deshalb rasch, beugte sich vor und kraulte das Flugtier ganz sanft hinter dem linken Ohr. »Ihr mut'gen Löwen macht geschwind, schwingt euch empor in Luft und Wind, tragt uns beide von hier fort, schnell, schnell an diesen Teufelsort!«

Die Fabelwesen breiteten die mächtigen Schwingen aus, hoben mit kräftigen Schlägen ab und schraubten sich rasend schnell in die Höhe. Die Gebäude der Burg unter ihnen wurden immer kleiner, bis sie ganz verschwanden. Eine Böe fuhr in das blonde Haar des Mädchens und zerzauste es, während die geflügelten Löwen den nächtlichen Himmel durchmaßten und mühelos mit dem Wind dahinflogen. Die Last auf ihren Rücken schienen sie gar nicht zu spüren. Während Laura sich an der Mähne des Löwen festhielt, schaute sie besorgt zur Seite. Lukas hockte schief auf dem Rücken von Latus und krallte sich mit aller Kraft fest. Wie Laura ihm geraten hatte, vermied er jeden Blick in die Tiefe, und so hielt er sich viel besser als beim letzten Flug. Er war zwar verdächtig



blass, aber wenigstens musste er sich diesmal nicht übergeben. Dennoch schien Lukas heilfroh zu sein, als endlich die dunklen Konturen des alten Hauses am Horizont auftauchten und die Fabeltiere zur Landung ansetzten.

Das Mausoleum lag gut fünfzig Meter vom Haus entfernt auf der Spitze der Teufelskuppe. Efeu und Knöterich rankten sich am abblätternenden Putz empor. Laura konnte erkennen, dass im Kuppeldach große Löcher klafften, die ihr wie die toten Augen eines Urzeitungeheuers entgegenstarrten. Die Grabstätte war von Bäumen und Büschen umgeben, die es vor neugierigen Blicken schützten. Dennoch erschien es Laura zu riskant, Latus und Lateris vor dem Gebäude warten zu lassen. Die Gefahr, dass der Bewohner des Hauses die geflügelten Löwen zufällig entdeckte und damit auch auf Lukas und Laura aufmerksam wurde, war einfach zu groß. Sie trug den Fabeltieren deshalb auf, sich außerhalb des Grundstücks versteckt zu halten, bis sie gerufen wurden.

»Aber wieso denn, *Madame?*«, protestierte Lateris. »Wir können doch genauso gut hier warten und uns hinter den Pappeln dort drüben verstecken.«

»Nicht hinter den Pappeln«, widersprach sein Bruder augenblicklich. »Die Hecken auf der anderen Seite bieten ein viel besseres Versteck. Oder auch die Weiden dane-«

»So ein Unsinn!«, fiel Lateris ihm ins Wort. »Die Weiden sind viel zu licht, sodass man uns leicht sehen könnte. Die Pappeln wären genau richtig!«

»Welch törichtes Geschwätz!«, fuhr Latus ihn an. »Die Pappeln doch nicht, sondern nur die He-«

»Schluss jetzt!« In energischem Ton setzte Laura der Diskussion ein Ende. »Ihr fliegt über den Zaun, und wartet dort auf uns. Und ich wäre euch sehr verbunden, wenn ihr nicht einschlafen würdet. Sonst dauert es ewig, bis ihr unser Rufen hört. »Aber, Madame!«, sagte Latus beleidigt. »Was denkt Ihr von uns! Wir geflügelten Löwen sind doch immer zur Stelle, wenn man uns braucht!«



Die Eingangstür hing windschief in den Angeln und quietschte, als Laura sie vorsichtig aufstieß und ins Innere schlüpfte. Lukas folgte ihr auf dem Fuß und zog die Pforte hinter sich zu. Dann erst schaltete das Mädchen die Taschenlampe ein und ließ den starken Lichtstrahl durch den kreisrunden Raum schweifen. Der Lichtkegel geisterte über die kahlen Wände aus grob behauenen Sandstein, die von fünf hohen Fenstern durchbrochen waren. Das Rot der Scheiben war kaum zu erkennen, denn sie waren von einer dicken Staubschicht überzogen.

Laura bemerkte einen unverkennbaren Geruch nach Feuer und Schwefel. Ihr Puls beschleunigte sich, und das Herz pochte wie wild – sie waren auf der richtigen Spur! »Riechst du das? Genauso hat es gerochen, als die Katze mich angegriffen hat.«

»Kein Wunder«, antwortete Lukas gelassen. »Das Mausoleum steht doch direkt in dem ehemaligen Vulkankrater, schon vergessen? Das ist wahrscheinlich vollkommen normal.«

Laura erwiderte nichts, ließ den Lichtstrahl allerdings rasch noch einmal durch den Raum schweifen, um sich zu vergewissern, dass die Katze nicht doch irgendwo lauerte. Erst danach war sie beruhigt.

»Solange es sich nur um Schwefel handelt, kann uns nichts passieren«, setzte der Bruder hinzu.

Laura leuchtete ihn an. »Wie meinst du das?«

»Es gibt viel gefährlichere Vulkangase! Kohlendioxid zum Beispiel. Es ist geruchlos – und absolut tödlich. Da es schwerer als Luft ist, breitet es sich zuerst auf dem Boden aus und steigt dann immer höher. In geschlossenen Räumen ist das lebensgefährlich. Wer Kohlendioxid einatmet, verliert das Bewusstsein und erstickt.«

»Das ist ja schrecklich«, sagte Laura beklommen.

»Andere Vulkangase oder Gasgemische sind hingegen hochexplosiv. Ein kleiner Funke genügt – und schon ist die Katastrophe da. Aber genau davon, ich will dir keine Angst machen.«

Laura richtete den Strahl der Lampe auf eine Steinplatte, die gegenüber dem Eingang nahe der Wand in den Boden eingelassen war. Darauf war das Porträt eines Mannes eingemeißelt, der Laura seltsam bekannt



vorkam. Seine Gesichtszüge erinnerten das Mädchen an... Herrn Sephem, den neuen Gönner von Ravenstein!

Erst als sie die in Stein gehauenen Zeilen unter dem Bildnis entdeckte, wurde ihr klar, dass es sich um seinen Ahnen handeln musste: »Hier fand Philetos Sephem Einlass in eine andere Welt. Er liegt dir zu Füßen, damit du den rechten Weg beschreiten kannst, um das Geheimnis des ewigen Lebens zu erfahren. Alle anderen sind der Verdammnis preisgegeben.«

Was für eine Überraschung!

Sie standen am Grab des Mannes, der Burg Ravenstein erbaut hatte! Die Ähnlichkeit mit seinem Nachfahren war wirklich verblüffend. Kein Wunder, dass Portak auf falsche Gedanken gekommen war! »Wusstest du, dass dieser maurische Baumeister hier begraben liegt?«, fragte sie den Bruder.

»Nein. In der Chronik von Ravenstein wird das nirgendwo erwähnt. Auch nicht in einem der anderen Dokumente, die ich über die Geschichte der Burg gelesen habe. Und das waren eine ganze Menge, das kann ich dir sagen.« Lukas überlegte einen Moment. »Allerdings steht gar nicht fest, dass der Kerl hier begraben wurde«, gab er zu bedenken.

»Aber das ist doch offensichtlich!«, erwiderte Laura. »Hier ist doch zu lesen, dass er in eine andere Welt gekommen ist und uns zu Füßen liegt.«

»In der Regel sind auf Grabmälern die Lebensdaten des Verstorbenen zu finden«, beharrte Lukas, »und hier fehlen sie. Außerdem heißt es in dem Spruch, dass man durch diesen Philetos Sephem den richtigen Weg zum ewigen Leben findet.«

»Und was sollte das hier sonst sein, wenn es kein Grab ist?«

»Ein Hinweis«, sagte Lukas voller Überzeugung. »Offensichtlich soll der Spruch den Eingeweihten helfen, den Eingang in eine andere Welt zu finden – in das Reich der Schatten!«

Laura nickte. »Genau, wie wir vermutet haben. Aber das würde bedeuten, dass dieser Philetos schon damals um das Geheimnis der Feuer-
schlange gewusst hat. Und vielleicht sogar um ihren Ring.«

»Nicht unbedingt«, widersprach Lukas. »Sein Name könnte auch oh-



ne sein Wissen benutzt worden sein – obwohl das eher unwahrscheinlich ist.«

Laura schwieg und sah ihn aufmerksam an.

»Andererseits ist es ziemlich naheliegend, dass dieser Baumeister auf der Seite der Dunklen Mächte stand. Denk doch nur an die Geheimgänge und Fallgruben, die er in die Burg eingebaut hat. Oder an die Todesfalle in der alten Gruft, die Kaja und dich beinahe das Leben gekostet hätte.«

»Er war wahrscheinlich ebenso ein Dunkler wie der Burgherr, Reimar von Ravenstein«, überlegte Laura. »Es würde mich deshalb nicht wundern, wenn er auch mit dem Ring der Feuerschlange vertraut gewesen wäre.« Sie richtete den Strahl der Taschenlampe auf die Grabplatte und betrachtete die Inschrift. »Aber wie sollen wir den Eingang finden – wir gehören doch nicht zu den Eingeweihten?«

Auf Lukas' Stirn erschien eine tiefe Falte. »Ich vermute, man muss den Spruch wörtlich nehmen«, sagte er dann. »Hier fand Philetos Einlass in die andere Welt – also muss der Eingang unter der Grabplatte verborgen sein.«

Die Geschwister versuchten die Steinplatte zu verschieben, doch alle Anstrengung war umsonst. Sie bewegte sich keinen Millimeter.

Laura trat einen Schritt zurück. »Er liegt dir zu Füßen«, wiederholte sie die Worte, die auf der Steinplatte standen.

»Wenn dieser Philetos hier *nicht* begraben liegt, dann macht der Ausdruck ›er liegt dir zu Füßen‹ doch eigentlich keinen Sinn«, sagte Lukas langsam.

Die Geschwister blickten sich an.

»Das ist es!«, flüsterte Laura aufgeregt. Sie stieg auf die Grabplatte und stellte sich mit beiden Füßen genau auf das eingemeißelte Porträt. »Jetzt liegt sein Bild – und damit auch er – mir genau zu Füßen!«

Im selben Augenblick war ein dumpfes Poltern zu hören, das aus dem Keller zu kommen schien. Es wurde immer lauter – und mit einem Mal glitt ein Stück Wand am Kopf der Grabplatte zur Seite, wie von unsichtbarer Hand bewegt. Eine dunkle Öffnung gähnte den Geschwistern



entgegen, aus der ein intensiver Schwefelgeruch drang.

Einen Moment lang standen Laura und Lukas fassungslos da. Dann richtete das Mädchen die Taschenlampe auf das Loch in der Wand – und sie erblickten eine steinerne Treppe, die in die schwarze Tiefe führte.

Mit einer tiefen Verbeugung trat der Anführer der Schwarzen Garde auf seinen Gebieter zu, der mit mürrischer Miene auf seinem Thronsessel saß.

»Wie konnte das nur passieren, Aslan?«, fuhr Borboron ihn an. »Ihr hattet die Beute doch schon sicher im Netz? Warum also habt ihr die Blitzlinge und Donnerwommer wieder entkommen lassen? Ihr wisst doch, dass sie eine bedeutende Rolle in unserem Schlachtplan spielen!« Damit wandte er sich dem Fhurhur zu, der neben dem Thronsessel stand.

»Sehr wohl, Herr«, versicherte das Männchen rasch. »Wenn man der Prophezeiung trauen kann, dann werden die Gaben der Drachen tatsächlich über Sieg und Niederlage entscheiden.«

»Da hörst du es, Aslan!« Erbost sah der Schwarze Fürst seinen obersten Krieger an. »Und deine Männer lassen sie entkommen!«

»Ich habe sie für ihr Versagen bereits zur Rechenschaft gezogen.« Mit einem bösen Lächeln fuhr Aslan sich mit dem Zeigefinger quer über die Kehle. »Dennoch – der Wut des Sturmdrachen hätte wohl niemand standgehalten. Seit Gurgulius zu seiner wahren Bestimmung zurückgefunden hat, dient er den Mächten des Lichts mit großem Eifer!«

»Er wird es sich schon noch anders überlegen«, erwiderte Borboron und starrte düster vor sich hin. »Mit den Schattenkriegern geht es hoffentlich besser voran?«, fragte er nach einer Weile.

»Aber natürlich, Herr«, erwiderte Aslan eilig. »Die Feuerschlange scheint Wort zu halten, denn mit jedem Tag treffen neue Krieger ein.«

»Das höre ich gern«, sagte Borboron. Dann aber bemerkte er die gefurchte Stirn seines Anführers. »Was ist? Stimmt etwas nicht?«

»Sie sind prächtige Kämpfer und fiebern der Schlacht entgegen. Und dennoch...« Aslan seufzte.



»Sprich!«

»Sie sind schwer zu führen. Außer dem Kämpfen, so scheint es, haben sie alles verlernt. Anfangs töteten sie alle ihre Übungsgegner. Sie kennen nicht einmal mehr die selbstverständlichsten Dinge. Sie fragen, was es mit den Wolken auf sich hat. Oder dem Wind und dem Regen. Und selbst Sonne und Mond sind ihnen kein Begri-«

»Warum wundert dich das, du Narr?«, fiel ihm der Fhurhur ins Wort. »Du weißt doch, dass sie das Wasser des Helet getrunken haben. Und das lässt sie alles vergessen, was sie vor ihrem Tod gewusst haben.«

Aslan seufzte erneut. »Kann man die Wirkung des Wassers nicht aufheben?«

»Gewiss!«, zischte der Schwarzmagier. »Du musst nur Taranos darum bitten. Aber dann würden die Schattenkrieger zu Staub zerfallen und wären uns keine Hilfe mehr!«

»Da siehst du es, Aslan!«, rief der Schwarze Fürst. »Also beklage dich nicht. Die Hauptsache ist, dass die Schattenkrieger das Kämpfen nicht verlernt haben.«

»Wie ich schon sagte, Herr – sie sind mutiger und blutgieriger als je zuvor!«

Am Fuß der Treppe blieben Laura und Lukas stehen. Der Gestank nach Feuer und Schwefel wurde unerträglich. Die Krypta, die sich ihren Blicken darbot, war nicht kreisrund wie der dar überliegende Raum, sondern fünfeckig. An allen Wänden waren Fackeln angebracht, die den Raum jedoch nur wenig erhellten. In jede Wand war eine Tür aus Metall eingelassen, die rund zwei Meter hoch und einen Meter breit war. Daneben, direkt unter den Fackeln, standen auf kleinen Sockeln fünf mannshohe Steinstatuen. Als Laura genauer hinblickte, lief es ihr eiskalt über den Rücken. Beklommen stieß sie den Bruder an. »Der Sensenmann – und gleich fünf Mal!«

Unter den bodenlangen Umhängen war kaum etwas von den Skeletten zu erkennen. Nur die Knochen der Hände und Füße sowie die Totenschädel waren sichtbar. Die scharfen Blätter der Sensen, deren Schäfte



die Standbilder in den Knochenhänden hielten, wölbten sich über die Türöffnungen und waren beeindruckend groß. »Sieht fast so aus, als würden sie die Eingänge bewachen«, meinte der Junge leise.

Laura nickte mit ernstem Gesicht. »Stimmt. Fragt sich nur, ob sie verhindern sollen, dass jemand Ryganis Reich betritt oder verlässt.«

»Ist doch eigentlich egal«, antwortete der Junge. »Solange sie nicht zum Leben erwachen. Komm – wir schauen sie uns mal näher an.«

Zögerlich folgte Laura dem Bruder, der auf die Statue zuschritt, die ihm am nächsten stand. Erst unmittelbar davor erkannte das Mädchen mit einem Schaudern, dass die Fackel darüber von einer Skeletthand gehalten wurde, die aus der Wand ragte.

Lukas warf ihr einen abschätzigen Blick zu: totes Gebein – weiter nichts!, sollte der wohl bedeuten. Dann trat er näher an die Tür heran.

»Halt!«, schrie Laura ängstlich. »Nicht aufmachen!«

»Ich bin doch nicht lebensmüde!« Der Junge verzog empört das Gesicht. »Ich habe den Spruch auf der Grabplatte schon verstanden: ›Er liegt dir zu Füßen, damit du den rechten Weg beschreiten kannst«, zitierte Lukas, »alle anderen sind der Verdammnis preisgegeben«. Das heißt, nur eine der Türen führt auf den richtigen Weg. Die anderen führen zur ›Verdammnis‹, womit wahrscheinlich nichts anderes als der Tod gemeint ist.«

»Hast du auch schon eine Idee, wie wir die richtige Tür finden sollen?«

Lukas schüttelte den Kopf. »Wir müssen sie uns genauer ansehen. Vielleicht entdecken wir noch einen Hinweis.« Er wandte sich erneut dem Portal zu.

Es sah ziemlich massiv aus und war zudem durch metallene Beschläge verstärkt, die von dicken Eisennieten gehalten wurden. Auf der linken Seite befand sich ein großer Knauf. Darunter war allerdings kein Schlüsseloch zu sehen, sondern nur ein kreisrundes Muster, das offensichtlich eingeprägt worden war.

Als Laura die Taschenlampe darauf richtete, erkannte sie auf Anhieb, worum es sich handelte – es war das gleiche Motiv wie auf dem Ring der



Feuerschlange: das von der Schlange umgebene Pentagramm mit den fünf eigentümlichen Zeichen. Und dennoch: Irgendetwas war anders. Irgendetwas stimmte nicht.

Nur – was?

Lukas stieß einen Pfiff aus. »Es ist zwar das gleiche Muster wie auf dem Ring – allerdings negativ! Als ob es sich um die Prägeform handeln würde.«

Laura verstand sofort, was der Bruder meinte: In weichem Wachs, zum Beispiel, würde Ryganis Ring den gleichen Abdruck hinterlassen, wie er unter dem Türknauf zu sehen war. Was nur bedeuten konnte, dass... »Vielleicht dient der Ring als eine Art Schlüssel«, überlegte Laura. »Die Tür öffnet sich wahrscheinlich nur dann, wenn man den Ring in die Form presst – aber dazu muss man ihn erst einmal besitzen.«

»Du hast Recht!« Lukas lief zur nächsten Tür.

Sie sah genauso aus wie die erste. Sie bestand aus Metall und besaß einen Türknauf, unter dem der Abdruck des Ringes zu erkennen war. Auch mit den übrigen drei Türen verhielt es sich so. Sie unterschieden sich in keinem noch so kleinen Detail voneinander. »Das verstehe ich nicht«, sagte Lukas verwundert. »Es muss doch irgendetwas geben, woran man die richtige Tür erkennt.« Doch obwohl er sämtliche Pforten ein zweites Mal in Augenschein nahm, konnte er nichts entdecken.

Sie waren vollkommen identisch!

Dennoch holte er sein Fotohandy aus der Tasche und fotografierte alle Eingänge – sicher war sicher! Vielleicht hatte er ja später einen Geistesblitz.

Auch Laura war enttäuscht. Sie hatte zwar nicht erwartet, ungehindert ins Reich der Schatten hineinspazieren zu können, aber so kompliziert hatte sie es sich dann doch nicht vorgestellt! Vielleicht hatten sie den Ausflug zum Mausoleum ganz umsonst gemacht. »Ob sich der Eingang zu Ryganis Reich ganz woanders befindet?«, überlegte sie.

»Bestimmt nicht!«, antwortete Lukas entschieden. »Das Muster des Rings ist doch auf den Türen. Und schau doch mal auf den Boden!«

Tatsächlich: Erst jetzt bemerkte Laura das Muster, das in die Stein-



platten eingeritzt war. Es war das gleiche wie auf dem Ring und den Metalltüren: ein Pentagramm mit fünf Zeichen, um das sich die Flammenschlange ringelte, die sich in den eigenen Schwanz biss.

»Glaub mir, Laura, das hier ist der richtige Ort. Und die passende Tür werden wir auch noch finden. Es würde uns ohnehin nicht viel nützen, wenn wir wüssten, welche die richtige ist. Ohne den Ring der Feuer-
schlange könnten wir sie doch nicht öffnen.«

»Stimmt«, gab Laura zu. Sie blickte sich noch einmal um. »Also gut«, sagte sie schließlich und unterdrückte nur mühsam ein Gähnen. »Lass uns von hier verschwinden. Wenn Latus und Lateris sich beeilen, können wir vielleicht noch drei, vier Stunden schlafen.«

Lukas steckte das Handy ein und folgte seiner Schwester, die müde und niedergeschlagen wirkte, zur Treppe.

Laura hatte den Fuß gerade auf die unterste Stufe gesetzt, als sie hinter sich einen Laut hörte. Es war ein schabendes Geräusch, als ob etwas über den Steinfußboden schleifen würde. Sie drehte sich um – und erstarrte.

Die fünf Sensenmänner waren von den Podesten gestiegen und kamen, einen Skelettfuß vorsichtig vor den anderen setzend, langsam näher. In den Augenhöhlen glimmte es rot. Die scharfen Sensenblätter blitzten im Licht der Fackeln auf. Ihr Anführer stieß mit dem Schaft: seiner Sense auf den Boden. »Nur wer den Ring unserer Herrin trägt, darf sich ihrem Reich nähern. Alle anderen sind des Todes – auch du, Laura!«





Kapitel 19 Der magische Zaun

ie schon so oft in den vergangenen Wochen fand Aurelius Morgenstern in dieser Nacht keinen Schlaf. Die Gedanken, die wie irrwitzige Plagegeister durch seinen Kopf wirbelten, ließen ihn einfach nicht ruhen. Seufzend richtete der greise Mann sich auf und blickte zur Uhr.

Kurz nach eins.

Noch knapp fünf Stunden, bis der Wecker klingelte.

Der Professor fühlte sich wie gerädert. Seine Glieder schmerzten, und er verspürte ein seltsames Taubheitsgefühl im Rücken. Er seufzte unwillkürlich und schüttelte den Kopf. Es war allerdings nicht das Alter, das ihm zu schaffen machte. Dabei war er gewiss nicht mehr der Jüngste, und es wurde allmählich Zeit, sich Gedanken über einen Nachfolger zu machen.

Oder eine Nachfolgerin?

Unwillkürlich musste er lächeln. In jenen längst vergangenen Tagen, als er selbst zum Anführer der Wächter von Burg Ravenstein auserwählt worden war, wäre niemand auf den Gedanken gekommen, eine Frau mit dieser Aufgabe zu betrauen. Nicht, weil die Wächter es ihr nicht zugetraut hätten, das verantwortungsvolle Amt genauso gut zu bekleiden wie ein Mann. Nein – es lag daran, dass die Nichteingeweihten einer Frau so viel Misstrauen und Ablehnung entgegengebracht hätten, dass es ihr vermutlich unmöglich gewesen wäre, sich auf ihren Auftrag zu konzentrieren. Und der bestand darin, wachsam zu sein und im Verbund mit den anderen Wächtern dafür zu sorgen, dass die Mächte des Bösen nicht



eines Tages die Oberhand gewannen. Denn damit wäre der Untergang der Welten besiegelt, und die Herrschaft des Ewigen Nichts würde anbrechen.

Und das durfte nicht geschehen.

Niemals!

Dieses Schreckensszenario raubte Aurelius Morgenstern seit einiger Zeit den Schlaf. Der Tag, der über das weitere Schicksal der Welten entschied, rückte unaufhaltsam näher, und noch immer hatte er das Geheimnis nicht ergründet, das damit verbunden war. Und er konnte nicht einmal das »Buch der Sieben« zu Rate ziehen! Dieses Werk, das über Jahrhunderte in der Geheimen Bibliothek aufbewahrt worden war, enthielt das gesamte Wissen ihres Bundes, das die sieben Urväter der Wächter niedergeschrieben hatten. Aurelius hatte darin früher oft nach Antworten gesucht. Doch ausgerechnet das Kapitel über diesen schicksalhaften Tag hatte er nur flüchtig gelesen, weil er glaubte, noch ausreichend Zeit zu haben. Seine Feinde aber hatten ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie hatten das Buch entwendet und es der Polizei zugespielt – als angebliches Beweisstück für einen Mord, den er nicht begangen hatte! Und solange es sich im Besitz der Polizei befand, hatte er keinen Zugriff darauf und konnte sich nicht auf den Tag vorbereiten, an dem sich das Schicksal der Welten entscheiden sollte. Und so quälte ihn seit langem die Furcht, dass dieser alles entscheidende Tag mit einer Niederlage für ElySION und die Krieger des Lichts enden würde. Und damit wäre alle Hoffnung für ihn selbst und die anderen Wächter verloren.

Aurelius Morgenstern erhob sich, schlüpfte in seine Filzpantoffeln und schlurfte schwerfällig zum Fenster. Er schob den Vorhang zur Seite und starrte hinaus in die Nacht.

Laura und Lukas rannten um ihr Leben. Mit knapper Not war es ihnen gelungen, aus der Krypta zu entkommen und das Mausoleum zu verlassen, doch die Verfolger waren ihnen dicht auf den Fersen.

»Latus! Lateris!«, schrie Laura aus Leibeskräften. »Hierher, schnell, holt uns hier raus!«



Ihre Schreie verhallen ungehört in der Nacht. Die Fluglöwen ließen sich nicht blicken.

Schon waren die Totenwächter so nah, dass ihre Rufe, mit denen sie sich verständigten, den Geschwistern eisige Schauer über den Rücken jagten. Die Sensenmänner versuchten Laura und Lukas einzukreisen, und sie waren ungemein schnell, wie Laura mit einem Blick über die Schulter zu ihrem Entsetzen feststellte. Die Gerippe schwingen ihre Sensen, als könnten sie es gar nicht erwarten, ihren Opfern endlich den Garaus zu machen.

In Lauras Augen stand blanke Panik. »Schneller, Lukas, lauf schneller!«, schrie sie dem Bruder zu, dessen Gesicht vor Angst verzerrt war. »Pass auf, eine Baumwurzel!«

In letzter Sekunde rettete Lukas sich mit einem mächtigen Satz darüber hinweg, sonst wäre er mit Sicherheit gestolpert.

Der Sensenmann dicht hinter ihm hatte weniger Glück. Er blieb an der Wurzel hängen und wurde zu Boden gerissen. Der Aufprall war so heftig, dass Lukas das hohle Knacken seiner Knochen hörte. Als er sich kurz umdrehte, sah er, dass das Skelett in zahllose Einzelteile zerschmettert worden war. Schon wollte der Junge triumphierend aufschreien, als sich die Rippen und Knochen wie von Geisterhand wieder zusammenfügten. Nur Sekunden später hetzte der unheimliche Verfolger erneut hinter ihnen her, als wäre nichts geschehen.

Der Zaun war nicht mehr weit. Heftig keuchend hielt Laura an und musterte die Metallstäbe, die mit Spitzen bewehrt waren.

Das schaffen wir nie!, schoss es ihr durch den Kopf. Das ist viel zu hoch! Trotzdem – es blieb kein anderer Ausweg. »Latus! Lateris!« Ihre verzweifelten Schreie gellten durch die Nacht. Noch immer war keine Spur von den geflügelten Löwen zu entdecken.

»Los, Lukas – wir müssen über den Zaun klettern!«, rief sie und umklammerte mit jeder Hand einen Metallstab. Obwohl für den späten Oktober noch immer überraschend milde Temperaturen herrschten, waren die Stäbe so eisig kalt, dass Laura für einen Moment fürchtete, ihre Hände würden daran festfrieren.



Auch der Bruder, der so dicht neben ihr war, dass sie seinen keuchenden Atem vernehmen konnte, ließ einen überraschten Schmerzenslaut hören.

Beide begannen zu klettern. Vielleicht war es die Todesangst, die sie beflügelte, oder die Mächte des Lichts kamen ihnen zu Hilfe, denn Laura und Lukas erklommen den Zaun so gewandt und geschwind, wie sie es selbst nie für möglich gehalten hätten. Schnell waren sie außerhalb der Reichweite der Verfolger, die ihre Enttäuschung wütend in die Nacht hinaus schrien.

Ihr schauriges Heulen mischte sich mit dem Gebrüll der geflügelten Löwen. Latus und Lateris hatten die Hilferufe endlich vernommen und rauschten durch den Wind heran.

»Ja!«, rief Laura unendlich erleichtert, als das Entsetzliche geschah: Plötzlich kam Leben in die Metallstäbe! Sie regten sich, wurden lang und länger und griffen blitzschnell nach dem Mädchen, um sich wie die Tentakel eines beutegierigen Kraken um dessen Arme und Beine zu schlingen.

Ein verzweifelter Hilfeschrei drang aus Lauras Kehle, während sie sich mit aller Gewalt loszureißen versuchte. Doch so sehr sie auch zerrte und um sich trat – die Schlingen zogen sich nur noch fester um sie.

Auch Lukas hielten die eisernen Fesseln unerbittlich fest.

Die Skelette in den schwarzen Umhängen ließen ein Triumphgeschrei hören. Das Feuer in ihren Augenhöhlen schien aufzulodern. Schließlich hob der Anführer – er war an dem großen Loch zu erkennen, das in seinem Wangenknochen klaffte – die bleiche Totenhand und gab zweien seiner Kumpane den Befehl zum Angriff. Diese schlossen die Skelettfinger fester um die Stiele der Sensen, erhoben ihre Mordinstrumente und marschierten auf die hilflos zappelnden Geschwister los.

In diesem Moment stürzten sich Latus und Lateris mit einem Furcht erregenden Brüllen auf die Angreifer und fegten sie hinweg, als seien sie nichts als harmlose Strohpuppen. Doch während die beiden Sensenmänner durch die Luft wirbelten und auf dem Boden in ihre Einzelteile zerschmettert wurden, nur um sich wieder von Neuem zusammenzufügen,



attackierten die übrigen drei. Den Fabeltieren gelang es erst im allerletzten Moment, auch diesen Angriff durch die Schläge ihrer Schwingen abzuwehren. Doch schon stürmten die beiden ersten Skelette wieder heran – und das tödliche Spiel begann von Neuem.

Wir haben keine Chance!, dachte Laura, starr vor Entsetzen. Diese Kerle sind unverwundbar! Bald werden die Kräfte von Latus und Lateris erschöpft sein – und dann ist es um uns geschehen!

»Verzeih mir, Lukas«, flüsterte Laura mit erstickter Stimme, während ihr Tränen über die Wangen flossen. »Ich hätte dich nicht mit hineinziehen dürfen.«

»Was redest du denn da?« Lukas klang aufgebracht. »Anna ist doch auch meine Mutter – nicht nur deine. Ihr Schicksal geht mich genauso viel an wie dich – auch wenn ich kein Wächter bin.«

Laura war plötzlich wie betäubt.

Natürlich!

Dass sie nicht eher daran gedacht hatte! Vielleicht gab es doch eine Chance, den unheimlichen Gesellen der Finsternis zu entkommen.

Noch immer starrte Aurelius gedankenverloren hinaus in die Nacht. Nur die Parklaternen erhellten die Dunkelheit ein wenig. Wolkenfetzen rasten über den Himmel, als wollten sie Thor und seiner wilden Jagd Konkurrenz machen. Der Wind war stärker geworden, fuhr ungestüm durch das Geäst der Bäume und wirbelte welke Blätter und morsche Zweige auf. Kein Ravensteiner außer dem Direktor schien etwas von dem nächtlichen Brausen zu bemerken. Hinter den Fenstern der Wohntrakte, die Aurelius von seinem Schlafzimmerfenster aus sehen konnte, war es dunkel. Auch im Lehrerhaus brannte kein Licht.

Gut so, dachte Aurelius Morgenstern für sich. Es reicht, wenn einer nicht schlafen kann!

Schließlich hatte er seine Lage selbst verschuldet. Allzu lange hatte er die Zeichen übersehen – dabei waren sie so offensichtlich gewesen! Angefangen hatte es in der Nacht nach Anna Leanders Unfall, als er im Traum ein mächtiges Feuer erblickt hatte, um das gesichtslose Gestalten einen wilden Reigen getanzt hatten, bis sich schließlich Dunkelheit über



die Welt gesenkt und eine riesige Schlange ihr flammendes Haupt erhoben hatte, als wolle sie alles verschlingen. In genau diesem Augenblick war Aurelius aus dem Albtraum aufgewacht. Schon damals hätte er die wahren Zusammenhänge erkennen oder zumindest ahnen müssen, was ihnen bevorstand. In all der Zeit, die seither vergangen war, hatte er seinen Verdacht für sich behalten. Nicht einmal Marius Leander hatte er offenbart, welches Schicksal seine Tochter aller Voraussicht nach erwartete. In all den Jahren hatte er gehofft, dass Laura diese große Prüfung vielleicht doch erspart bleiben würde.

Er wusste nun, dass diese Hoffnung vergeblich war!

Wenn er die Zeichen richtig deutete, dann war das Mädchen fest entschlossen, das Geheimnis um den Unfall von Anna Leander zu lösen. Niemand würde Laura davon abhalten können. Weder ihr Vater noch ihr Bruder und schon gar nicht er selbst. Lauras Liebe zu ihrer Mutter war so groß, dass sie nicht einmal ihm, dem Anführer der Wächter, gehorchen würde.

Bei diesem Gedanken seufzte der alte Mann. Alles deutete daraufhin, dass Laura es schon bald mit einem Gegner zu tun bekommen würde, den bislang noch niemand besiegt hatte.

Kein Wächter und kein Krieger des Lichts.

Nicht einmal ElySION, der mächtige Hüter des Lichts, hatte es je gewagt, ihm die Stirn zu bieten. Was kaum verwunderlich war, denn wer war schon stärker als der Tod?

In diesem Augenblick vernahm Aurelius Morgenstern einen Schrei. Wie der verzweifelte Ruf eines mächtigen Ungeheuers erklang er aus weiter Ferne, aus einer Welt jenseits von Raum und Zeit. Da wusste der Professor, dass etwas Grauens geschehen würde. Erneut seufzte der greise Mann. In seinem langen Leben hatte er stets den Glauben an die Kraft des Lichts bewahrt. Jetzt aber verspürte er zum ersten Mal das nagende Gefühl des Zweifels in seinem Herzen. Die Stunde war nicht mehr fern, in der sich Lauras Schicksal erfüllen würde. Und mit ihm war das Schicksal der ganzen Welt verwoben. Aber was das Schlimme daran war – Laura würde ganz auf sich allein gestellt sein. Weder er noch die



anderen Wächter würden ihr eine große Hilfe sein können. Sie konnten nur dafür sorgen, dass Quintus Schwartz und seine dunkle Brut ihr nicht allzu viele Probleme bereiteten.

Mit diesem Gedanken legte Professor Morgenstern sich wieder ins Bett. Nach einiger Zeit übermannte ihn die Müdigkeit, und er schlief tief und traumlos. Noch ahnte er nicht, dass Laura Leander ausgerechnet durch seine Schuld in allergrößte Lebensgefahr geraten sollte.

Laura schloss die Augen und bemühte sich, die furchtbare Szenerie auszublenden: die grässlichen Schreie der Skelette und das unheilvolle Zischen der Sensenblätter, die sie stets nur um Millimeter verfehlten; das schaurige Geräusch der Knochen, wenn die Ausgeburten der Finsternis zerschmettert wurden; das Gebrüll von Latus und Lateris, die sich den Angreifern todesmutig in den Weg stellten; das Rauschen der Schwingen und das wütende Peitschen der Löwenschwänze – all das musste sie ignorieren, wenn sie Lukas und sich selbst retten wollte.

Laura konzentrierte sich, bis nur noch ein Gedanke in ihrem Kopf Platz hatte – der Gedanke an das unscheinbare Fläschchen in ihrer Anoraktasche, in dem sich die Essenz aus den Blättern der Lichtrose befand. Beuge dich meinem Willen, füge dich der Kraft des Lichts!, beschwor sie es. Sei mir Untertan, und löse dich aus meiner Tasche!

Nach einer Weile regte sich etwas in ihrem Anorak, ganz leicht nur, aber deutlich spürbar. Schließlich glitt das Fläschchen aus der Tasche heraus, um dann, geleitet durch die Kraft ihres Willens, frei in der Luft vor ihr zu schweben.

Das Mädchen unterdrückte jedes Gefühl der Freude, denn noch war das Werk nicht vollbracht. Eindringlich starrte es das Behältnis an, dessen Korken sich, wie von unsichtbarer Hand bewegt, langsam aus dem Flaschenhals löste. Kaum besprengte das Fläschchen die Geschwister mit einigen Tropfen der Lichtrosen-Essenz, da legte sich eine schützende Hülle aus hellem Licht um sie. Gleichzeitig löste sich der eiserne Griff der Stäbe. Laura meinte ein wütendes Zischen zu hören, als sie ihre Gefangenen freigab. Hastig ergriff Laura das Fläschchen und besprengte auch die Sensenmänner mit dem wundersamen Elixier. Diese heulten



auf, als wären sie tödlich verwundet, und ergriffen augenblicklich die Flucht. Mit ungelenkten Sprüngen hetzten sie den Hügel hinauf und verschwanden im Mausoleum.

»Das war ja oberklasse, Laura, dass du auf die Idee gekommen bist. Mann, war das knapp!« Lukas' Stimme krächzte. Er hatte sich von dem Schrecken noch nicht erholt.

Laura war zu erschöpft, um zu antworten. Die Angst war plötzlich von ihr abgefallen und hatte einer bleiernen Müdigkeit Platz gemacht. Doch als Latus und Lateris Anstalten machten, die Diener der Finsternis zu verfolgen, nahm sie ihre Kräfte zusammen und rief herrisch: »Hiergeblieben! Ist auf euch denn gar kein Verlass?«

»Aber natürlich, *Madame!*«, entgegnete Lateris verwundert. »Das ist es wohl – und zwar jederzeit.«

»Na, das habe ich gemerkt!« Vorwurfsvoll sah Laura die Fabeltiere an. »Von wegen ›Wir sind immer zur Stelle, wenn man uns braucht!‹. Wir haben uns die Lungen aus dem Hals geschrien, und trotzdem habt ihr uns nicht gehört. Ihr seid bestimmt eingeschlafen, obwohl ihr uns versprochen hattet, wach zu bleiben!«

»Wie könnt Ihr nur so etwas denken, *Madame!*« Lateris klang beleidigt. »Wir haben uns keineswegs dem Schlummer ergeben, sondern mussten uns selbst unserer Haut erwehren. Wir wurden nämlich ebenfalls angegriffen!«

»Von wem denn?«, fragte Laura erstaunt.

»Von einem unheimlichen Tier!«, erwiderte der geflügelte Löwe. »Es sah aus wie eine schwarze Katze. Allerdings war sie außergewöhnlich groß und hat ganz entsetzlich nach Feuer und Schwefel gestunken.«

»So entsetzlich nun auch wieder nicht«, ergriff nun Latus das Wort. »Wir hatten uns kaum hinter den Zaun zurückgezogen und uns ein Plätzchen zum Lagern gesucht, da ist dieses freche Biest aufgetaucht und hat uns immer wieder attackiert. Bis es uns schließlich zu bunt wurde und wir uns zur Wehr gesetzt haben.«

»Was heißt hier *wir?*«, unterbrach ihn Lateris. »Ich war's, der ihm einen Hieb mit der Schwinge verpasst hat! Und prompt hat diese feige



Kreatur Reißaus genommen. Wir sind ihr hinterhergejagt, weil wir ihr eine Lektion erteilen wollten! Aber leider hat Latus sie entwischen lassen.«

»Aber das stimmt doch gar nicht!«, entrüstete sich sein Löwenbruder.
»Es war ganz allein deine Schuld, dass sie uns entkommen ist.«

»Lächerlich! Wenn du dich nicht so tölpelha-«

»Schluss jetzt! Es reicht!« Damit setzte Laura dem Streit ein Ende. »Es ist doch egal, wer sie hat entkommen lassen. Es gibt schließlich eine wichtigere Frage.«

Lukas, der den Streit der Fabeltiere amüsiert verfolgt hatte, blickte sie neugierig an. »Welche denn?«

»Die Frage nämlich, ob die Katze Latus und Lateris rein zufällig entdeckt oder ob sie sich auf die Lauer gelegt hat, um die beiden anzugreifen.«

»Dann hätte die Katze ja wissen müssen, dass wir heute Nacht hier sind. Aber wir haben doch niemandem davon erzählt!«

»Eben!« Laura sah den Bruder eindringlich an. »Und darum würde mich die Antwort wirklich brennend interessieren!«

Am nächsten Abend, kurz vor dem Essen, überstürzten sich die Ereignisse. Nachdem Lukas über eine Stunde lang die Ausdrücke der Handybilder angestarrt hatte, auf denen die Eingänge in der Krypta zu sehen waren, gab er auf. »Ich kann machen, was ich will, aber mir fällt einfach nichts ein.« Seine Augen schimmerten verdächtig feucht, so groß war seine Enttäuschung. »Es ist wie verhext. Die Türen sind vollkommen gleich, ich kann nicht den winzigsten Unterschied entdecken. Aber das ist unmöglich! Irgendwie muss man die richtige Tür doch erkennen können!«

Laura legte ihm die Hand auf die Schulter. »Mach dir keine Sorgen«, versuchte sie ihm Mut zuzusprechen. »Manchmal dauert es eben ein bisschen länger, bis einem der zündende Gedanke kommt.«

»Ja, ja«, seufzte der Bruder niedergeschlagen. »Und manchmal kommt er eben nie.«

»Hey!« Das Mädchen versetzte ihm einen aufmunternden Stups.



»Schon vergessen? ›Nur wer aufgibt, hat schon verloren!‹ Auch wenn du Papas Spruch vielleicht nicht mehr hören kannst – er stimmt immer noch!«

Der Hinweis rang dem Jungen doch ein Lächeln ab, auch wenn es reichlich gequält ausfiel. »Du hast ja Recht, Laura. Vielleicht kann ich dieses Rätsel ja knacken, wenn ich erst mal den kompletten Vers aus den Aufzeichnungen von Johannes Faust kenne. Nur weiß ich leider immer noch nicht, wo ich nach der fehlenden Seite suchen soll.«

»Du hast auch so genug zu tun. Nimm dir einfach das Buch von Oma Lena vor. Vielleicht bringt es dich auf andere Gedanken.«

In diesem Moment erschienen Kaja und Mr. Cool. Sie hatten den Nachmittag im Drachendom verbracht, wie Laura wusste. Ihren strahlenden Gesichtern nach zu urteilen, mussten sie etwas Aufregendes entdeckt haben.

Philipp warf Kaja einen kurzen Blick zu. »Wer fängt an – du oder ich?«

»Ich natürlich!«, antwortete Kaja, der anzusehen war, dass sie ihre Neuigkeiten unbedingt loswerden wollte.

Lukas zog die Schreibtischschublade auf, holte ein Päckchen Schokoriegel daraus hervor und reichte sie Kaja. »Bitte schön – alles für dich!«

Sie lehnte ab. »Nein danke, ich möchte nicht.«

»Was ist denn mit dir los?«, fragte Lukas erstaunt. »Sonst zierst du dich doch auch nicht!«

Beleidigt wandte Kaja den Kopf ab. »Das geht dich gar nichts an.« Sie musste ja nicht jedem gleich von ihrer Diät erzählen – vor allem den Grund dafür mochte sie nicht preisgeben. Ein Grund, der ihr heute Morgen so freundlich zugelächelt hatte, das Kaja rot geworden war, Saskia untergehakt und gemeinsam mit ihr schnell das Klassenzimmer aufgesucht hatte.

Hastig versuchte sie ihre Verlegenheit zu verbergen und schaute Laura und Lukas vielsagend an. »Wisst ihr eigentlich, wer dieses Haus auf der Teufelskuppe erbaut hat?«

Bevor sie weitersprechen konnte, platzten die Geschwister heraus:



»Philetos Sephem, der Baumeister von Burg Ravenstein!«

»Wieso lasst ihr mich das recherchieren, wenn ihr es sowieso schon wisst?«, schmolte Kaja.

»War nur eine Vermutung«, entgegnete Laura. »Sprich weiter!«

Die Freundin holte einen Schmierzettel mit ihren Notizen aus der Tasche und warf einen schnellen Blick darauf. »Der Grausame Ritter muss seinen Baumeister großzügig entlohnt haben«, fuhr sie fort. »Philetos hat das riesige Grundstück auf der Teufelskuppe selbst erworben –« Sie blickte erneut auf ihren Zettel. »Übrigens hieß der Hügel damals noch ganz anders.«

Laura sah sie neugierig an. »Wie denn?«

»Ryganisberg«, antwortete Kaja und hob die Schultern. »Fragt mich bitte nicht, warum. Ich hab nirgendwo eine Erklärung dafür finden können.«

Während Laura und Lukas sich vielsagende Blicke zuwarfen, sah Kaja erneut auf ihren Spickzettel. »Aber zurück zu diesem Mauren: Er hat auf dem Gelände nicht nur das Haus gebaut, sondern auch ein Mausoleum.«

»Ist dieser Sephem dort auch begraben worden?«, hakte Lukas nach.

»Keine Ahnung. Auch darüber habe ich nichts gefunden. In der Chronik steht sowieso nicht viel über ihn – außer dass er das Haus gebaut und darin auch gelebt hat. Interessant ist nur noch eine einzige Begebenheit, die allerdings recht merkwürdig ist. Aber wahrscheinlich wisst ihr darüber auch schon Bescheid.«

Laura schüttelte den Kopf. »Nein, erzähl schon!«

»Eine Bauersfrau aus dem Weiler Ravenstein hat sich bei ihrem Lehnsherrn, dem Grausamen Ritter, über Sephem beklagt – oder vielmehr über seine Katze –«

Laura fuhr zusammen. »Was? Philetos besaß eine Katze?«

»Genau. Laut Chronik war sie pechschwarz und ungewöhnlich groß. Diese Bauersfrau hat behauptet, das Tier habe ihr neugeborenes Baby aus der Wiege gestohlen – und der Baumeister hätte sie dazu abgerichtet!«

»Das gibt es doch nicht!«, staunte Lukas. »Und wie ist die Sache ausgegangen?«



»Nicht gut, wie ihr euch denken könnt.« Kaja machte eine betroffene Miene. »Reimar von Ravenstein hat die arme Frau nicht nur des Rufmords bezichtigt, sondern sie auch noch beschuldigt, ihr Kind, das tatsächlich verschwunden war, selbst getötet zu haben. Deshalb hat er sie kurzerhand seinem Henker übergeben, den man den Roten Tod nannte.«

Wie schrecklich!

Laura seufzte. Welch entsetzliches Unrecht Reimar und sein Henker damals begangen hatten! Doch damit nicht genug – selbst heute, Hunderte von Jahren später, trieben beide immer noch ihr Unwesen und brachten Unheil über die Welt. Das Böse, so schien es, war offensichtlich niemals auszurotten.

»Hast du noch was über diesen Philetos herausgefunden?«, wollte Lukas wissen.

»Nein.« Kaja schüttelte den Kopf. »Das ist alles.«

»Und wem das Anwesen heute gehört, weißt du auch nicht?«

»Dazu hätte ich doch aufs Grundbuchamt gemusst«, maulte Kaja, »und das ist nun wirklich zu viel verlangt!«

»War doch nur eine Frage«, beschwichtigte Lukas sie und wandte sich an Mr. Cool. »Was ist mit dir?«

»Wie gewünscht, hab ich mich um diesen Faust gekümmert«, erklärte Philipp und rückte die verrutschte Strickmütze zurecht. »Das meiste habt ihr ja schon selbst herausgefunden. Aber was ihr sicherlich noch nicht wisst« – sein Blick wanderte von Lukas zu Laura –, »Johannes Faust hat ebenfalls in diesem Haus auf der Teufelskuppe gewohnt, allerdings rund dreihundert Jahre später als der Erbauer.«

Lukas wirkte überrascht. »Ich fasse es nicht! Das würde ja bedeuten, dass diese Teufelssage –«

»– auf Johannes Faust zurückgeht«, nahm Mr. Cool seine Worte auf und nickte. »Genauso ist es. Die Chronik jedenfalls berichtet, dass es Faust gelungen sein soll, aus Blei Gold zu machen. Dadurch hat er es zu großem Reichtum gebracht und konnte das stattliche Anwesen auf der Teufelskuppe erwerben. Doch schon bald entstanden die ersten Gerüch-



te, dass er mit dem Teufel im Bunde sei. Als sich die Vorwürfe häuften, wurde eine offizielle Untersuchung durchgeführt.« Philipp schaute die Geschwister ernst an. »Welche Folgen das für ihn gehabt hätte, könnt ihr euch sicherlich vorstellen.«

»Ja, klar«, antwortete Lukas ernst. »Folter und wahrscheinlich den Tod auf dem Scheiterhaufen. Es war damals die Zeit der Inquisition und Hexenverfolgung.«

»Richtig.« Mr. Cool nickte. »Doch die Chronik erzählt von einem anderen Schicksal des Alchimisten: Eines Nachts, als ein fürchterliches Gewitter über der Teufelskuppe wütete, ist angeblich der Leibhaftige auf der Schwelle seines Hauses erschienen und hat ihn mit in die Hölle genommen. Jedenfalls wurde Doktor Faust nach dieser stürmischen Nacht nie wieder gesehen. Das gesamte Gold aber, das sich in seinem Besitz befunden hat – und auch das, mit dem er das Haus bezahlt hatte –, ist noch in der gleichen Nacht zu Staub zerfallen.«

»Wirklich?« Lukas klang skeptisch.

Mr. Cool hob die Hände. »Ich gebe nur das wieder, was ich in den alten Dokumenten gelesen habe. Darin standen noch weitere interessante Details: In der Nacht, in der Faust verschwunden ist, wurde das Haus von einem mächtigen Blitzschlag getroffen und brannte teilweise aus. Was übrigens auch in späteren Jahrhunderten immer wieder mal vorgekommen ist.«

»Das ist nicht weiter verwunderlich«, erklärte Lukas herablassend. »Es steht auf der Spitze einer Erhebung und zieht dadurch Blitze fast automatisch an.«

»Schon.« Mr. Cool verschränkte die Arme vor der Brust. »Aber trotzdem erklärt das nicht, warum es bei diesen Gelegenheiten immer wieder zu verheerenden Explosionen kam.« Er überlegte kurz. »Da fällt mir noch etwas zu der Gewitternacht ein«, sagte er dann. »In dieser Nacht kam auch der Inquisitor, der das Verfahren gegen Johannes Faust angestrengt hatte, ums Leben. Man hat ihn am nächsten Morgen tot in seinem Bett gefunden. Sein Kopf war auf den Rücken gedreht, was man damals als ein Zeichen des Teufels angesehen hat. Und eine Nachbarin



hat behauptet, kurz nach Mitternacht sei eine große schwarze Katze aus seinem Schlafzimmerfenster gesprungen!«

Laura stöhnte auf. »Das wird ja immer unheimlicher.«

»Finde ich auch«, stimmte Kaja zu. »Ich kriege schon Gänsehaut, wenn ich nur daran denke.«

»Das ist doch gar nichts«, spottete Lukas. »Wahrscheinlich würdest du dich niemals trauen, mitten in der Nacht zur Teufelskuppe zu gehen!«

Kaja stand das blanke Entsetzen ins Gesicht geschrieben. »Da würden mich keine zehn Pferde hinbringen – niemals!«

Lukas, dem offensichtlich schon eine spitze Antwort auf der Zunge lag, bemerkte den warnenden Blick seiner Schwester gerade noch rechtzeitig. Und so schwieg er und grinste still in sich hinein.

»Apropos Teufelskuppe«, meldete Philipp sich wieder zu Wort. »Ich weiß zwar auch nicht, wem das Haus gehört. Aber dafür weiß ich, wer dort jetzt wohnt – nämlich niemand anderer als unser maurischer Gast, Tephilos Sephem.«

»Was?«, riefen Laura und Lukas fast gleichzeitig aus. »Woher weißt du das denn?«

»Von Saskia Burwieck«, antwortete der Junge. Als er die überraschten Gesichter der beiden sah, fügte er schnell hinzu: »Fragt sie doch selber. Vielleicht kann sie euch noch einiges mehr erzählen.«





Kapitel 20 Ein dämonischer Doppelgänger

ie Freunde hofften, von Saskia noch etwas mehr über den Bewohner des unheimlichen Hauses zu erfahren. »Herr Sephem hat sich für die Dauer seines Aufenthaltes in Europa dort eingemietet«, erklärte das Mädchen mit den langen dunklen Haaren. »Er hat mir erzählt, dass das Haus von seinem Vorfahren erbaut worden ist, genau wie Burg Ravenstein.«

»Verständlich, dass er dort wohnen möchte«, meinte Lukas nachdenklich. »Allerdings hätte Herr Sephem es in einem Hotel bestimmt bequemer gehabt. So lange, wie das Haus schon leer steht, muss die Einrichtung ziemlich verschlissen sein.«

»Ich hab keine Ahnung, wie es dort aussieht.« Saskia zuckte die Schultern. »Er hat mich noch nicht zu sich eingeladen.«

»Und sonst?« Laura schaute sie neugierig an. »Wie ist er denn so nett?«

»Sehr nett sogar«, gab das Mädchen zurück. »Und die Arbeit ist nicht anstrengend. Ich muss nur hin und wieder etwas notieren, während er die Burg inspiziert. Außerdem überspiele ich die Fotos, die er von allen Ecken und Winkeln macht, auf den Computer und lege sie in Dateiordnern ab, das ist alles.«

»Oh, nö!« Kaja zog eine Schnute. »Das klingt wirklich einfach. Warum hat mich denn keiner gefragt, ob ich den Job haben will?«

Laura blickte verlegen zu Boden.

»Ich weiß auch nicht, wie Direktor Morgenstern ausgerechnet auf mich gekommen ist«, sagte Saskia. »Ich hatte wohl einfach Glück. Herr



Sephem bezahlt mir sogar etwas.« Sie erhob sich. »Entschuldigt, aber ich muss jetzt Hausaufgaben machen.« In diesem Moment fiel ihr Blick auf Lukas' Schreibtisch, wo die Kopie des alten Schriftstücks lag. »Das ist ja komisch!«, rief sie überrascht aus.

Lukas wurde hellhörig. »Wieso?«

Saskia ergriff das Blatt und deutete auf die Zeichnung des Rings. »Herr Sephem trägt genauso einen Ring wie den hier!«

»Was?«, fragten Laura und Lukas fast gleichzeitig und sahen das Mädchen fassungslos an. »Bist du sicher?«

»Natürlich!«, sagte Saskia empört. »Ich sehe ihn doch jeden Tag!« Sie blickte forschend vom einen zum anderen. »Was ist denn so Besonderes daran?«

»Ach, nichts«, erklärte Laura in beiläufigem Ton. »Ich hab mich nur gewundert, dass du den schon mal gesehen hast. Der Ring ist nämlich schon sehr alt.«

Saskia war anzusehen, dass sie Lauras Erklärung keinen Glauben schenkte. Dennoch verzichtete sie auf eine Erwiderung und ließ die Freunde allein.

Auch auf Kaja und Mr. Cool warteten noch Hausaufgaben; sie verabschiedeten sich wenig später. Nachdem die beiden verschwunden waren, wandte Laura sich an ihren Bruder. »Hältst du das wirklich für möglich? Dass dieser Tephilos Sephem tatsächlich einen Ring der Feuerschlange besitzt?«

»Nach den Erfahrungen im letzten Jahr halte ich alles für möglich!« Lukas stützte das Kinn auf die Hand und machte ein grüblerisches Gesicht. »Laut Professor Morgenstern soll es ja drei dieser Ringe geben. Prinzipiell ist es also durchaus denkbar, dass auch Herr Sephem einen besitzt.«

»Es könnte auch sein, dass der Ring, der Opa damals gestohlen wurde, irgendwie in seinen Besitz gelangt ist«, warf Laura ein.

»Leider wissen wir nicht, ob der Kerl auch die besondere Bedeutung des Schmuckstücks kennt«, sagte Lukas. »Vielleicht hat er ihn sich nur deshalb zugelegt, weil er ihm gefällt.«



Laura schüttelte energisch den Kopf. »Das glaube ich nicht. Ich habe einen ganz anderen Verdacht: Dieser saubere Herr Sephem hat Professor Morgenstern bestimmt angelogen! Die großzügige Unterstützung, die er dem Internat zukommen lassen will, ist wahrscheinlich nur ein Vorwand, damit er sich ungestört hier umsehen kann.«

»Wenn du Recht hast, dann hat er das Haus auf der Teufelskuppe sicher nicht ohne Grund gemietet. Wenn er über den Ring der Feuer-
schlange Bescheid weiß, dann ist ihm doch auch bekannt, dass sich der Eingang zum Reich der Schatten im Mausoleum befindet.«

»Aber warum taucht Sephem ausgerechnet jetzt in Ravenstein auf? Warum nicht schon früher?«

»Vielleicht besitzt er den Ring erst seit kurzem... Oder es hat damit zu tun, dass sich ein besonderes Datum nähert. Vielleicht führt er irgendetwas im Schilde, was jetzt erst möglich ist.«

»Was meinst du damit?«

»Das ist doch nun wirklich ganz einfach«, erklärte Lukas geduldig. »Ein Beispiel: Fußballweltmeister kann man doch auch nicht jedes Jahr werden, sondern nur alle vier Jahre. Und vielleicht ist das, was dieser Sephem vorhat, auch nur zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt möglich. Darum hätte es keinen Sinn ergeben, wenn er schon im letzten Jahr hier aufgetaucht wäre.«

Laura dachte einen Moment nach. »Hat Portak neulich nicht auch so was erwähnt? Wie war das noch mal?« Sie legte den Kopf in den Nacken und sah zur Decke, als stünden dort die Worte des steinernen Hünen. »Damit Ihr auch die Nacht erlebt«, zitierte sie aus dem Gedächtnis, »von der im Buch geschrieben steht, dass ganz allein an Euch es liegt, ob's Gute oder Böse siegt – hat er das nicht so gesagt?«

»Ich glaube, ja«, bestätigte der Bruder. »Ich habe allerdings keine Ahnung, welche Nacht er meinen könnte.«

Er sah so nachdenklich aus, dass Laura sich nicht gewundert hätte, wenn kleine Dampfwolken aus seinem Kopf emporgestiegen wären. Sie wagte nicht, ihn zu unterbrechen.

»In dem alten Dokument aus der Bibliothek ist doch von drei Schlüs-



seln die Rede, die laut Hermes Trismegistos zum ewigen Leben führen«, begann Lukas nach einer Weile zögernd. »Bei dem ersten Schlüssel handelt es sich um den Ring, und der zweite bezeichnet den richtigen Weg zur Feuerschlange, damit man ihr ein Opfer bringen kann.«

»Und weiter?«

»Könnte es sich bei dem dritten Schlüssel nicht um eine bestimmte Stunde handeln, zu der das geschehen muss? Und Herr Sephem ist deshalb hergekommen, weil dieser Zeitpunkt bevorsteht?«

»Das wäre schon möglich«, gab Laura zu. »Aber was bedeutet das für uns?«

»Och«, antwortete ihr Bruder mit gespielter Coolness. »Nicht viel. Wir müssen nur herausfinden, welcher Zeitpunkt gemeint sein könnte. Und wir müssen den richtigen Eingang zu Ryganis Reich entdecken. Na ja, und dann müssen wir irgendwie in den Besitz dieses Ringes gelangen, damit wir Mama aus dem Reich der Schatten befreien können.« Er grinste ironisch. »Alles nur Kleinigkeiten, wenn du mich fragst!«

Wie sollen wir das bloß schaffen?, dachte Laura beklommen.

Aurelius Morgenstern schaute seine Schülerin forschend an. Er lehnte sich in seinem Bürostuhl nach vorn und stützte die Ellbogen auf die Tischplatte. »Ich kann deine Bedenken verstehen«, sagte er. »Dennoch sollten wir uns hüten, ein vorschnelles Urteil über Herrn Sephem zu fällen.«

»Aber es ist doch offensichtlich!«, widersprach Laura erregt. »Er trägt diesen Ring, das haben Sie selbst gesehen!«

»In der Tat.« Der alte Mann nickte bedächtig. »Aber er hat eine recht einleuchtende Erklärung dafür. Nach seiner Aussage handelt es sich um ein Familienerbstück, das seit Jahrhunderten von Generation zu Generation weitergegeben wird. Der Ring datiert angeblich sogar bis in die Zeit weit vor Christi Geburt zurück.«

»Na und?« Laura, die dem Direktor bislang an dem Schreibtisch aus dunklem Holz gegenübergesessen hatte, sprang auf. »Das beweist doch gar nichts! Im Gegenteil: Das bestärkt mich sogar in meiner Vermutung. Dieser Baumeister, Philetos Sephem, muss den Ring einst besessen ha-



ben. Sonst hätte er niemals den Eingang zum Reich der Schatten fin-«
Sie brach ab und schlug die Hand vor den Mund.

Verdammt!

Hatte sie zu viel gesagt? Eigentlich hatten Lukas und sie beschlossen, niemandem etwas über ihr Abenteuer zu verraten, weder den anderen Wächtern noch ihrem Vater. Wenn Marius Leander gehaut hätte, dass sie auf das Mausoleum gestoßen wären, hätte er ihnen mit Sicherheit verboten, allein weiterzusuchen. Viel zu gefährlich!, hätte er gesagt. Und Laura befürchtete, dass auch die anderen Wächter dagegen gewesen wären. Und nun hatte sie sich gegenüber dem Direktor verplappert!

Wie konnte ich nur?, dachte sie und ärgerte sich maßlos über sich selbst.

»Laura!«, sagte der Professor mit vorwurfsvoller Stimme. »Ich habe dich schon einmal gewarnt und wiederhole das hiermit in aller Deutlichkeit. Ich verstehe ja, dass dir das Schicksal deiner Mutter am Herzen liegt und dass du wissen möchtest, was mit ihr geschehen ist. Aber ich habe dich gewarnt: Der Ring der Feuerschlange bündelt die Kräfte des Bösen. Jeder, der sich damit beschäftigt und sich mit Rygani einlässt, begibt sich in allergrößte Gefahr. Selbst Elysion soll einst ihrer List erlegen sein, auch wenn ich die näheren Umstände nicht kenne. Du weißt also, worauf du dich einlässt, und solltest jeden deiner Schritte sorgfältig bedenken.«

Das tue ich doch, dachte Laura. Und trotzdem wird mich niemand davon abhalten.

»Wir werden dir nicht helfen können, das Geheimnis zu ergründen, fürchte ich. Weder Miss Mary noch Percy oder dein Vater. Und ich auch nicht.«

»Warum denn nicht?«

Aurelius Morgenstern seufzte schwer. Laura spürte, dass ein schweres Gewicht auf ihm lastete. Er schien nicht so recht zu wissen, wie viel er preisgeben sollte. »Eigentlich wollte ich dir das nicht erzählen, denn ich glaube, dass ich dich damit in große Gefahr bringe«, begann er schließlich. »Einer der Gründe, warum wir dir nicht helfen können, ist unser maurischer Besucher. Ich glaube inzwischen nämlich auch, dass du leider



Recht haben könntest mit deiner Vermutung.«

»Weshalb dieser plötzliche Gesinnungswandel?«, fragte Laura nun doch einigermaßen erstaunt.

Aurelius lächelte traurig. »Ich habe schon seit geraumer Zeit den Verdacht, dass sich etwas gegen uns zusammenbraut. Und ich glaube, dass das etwas mit unserem Jubiläumsfest zu tun hat.« Der Direktor erklärte dem Mädchen, dass das Internat bewusst am fünften Dezember jenes Jahres gegründet worden war, weil in jener Nacht eine besondere Planetenkonstellation geherrscht hatte, wie sie nur alle einhundertneunundsechzig Jahre vorkommt. Sonne, Mond, Erde und Aventerra stehen dann so zueinander, dass eine totale Mondfinsternis im Reich der Mythen entsteht. So wie Aventerra nur von den Wissenden gesehen werden könne, so könne auch dieses kosmische Phänomen nur von den Eingeweihten wahrgenommen werden. Für alle anderen Menschen sei es unsichtbar. Gelegentlich werde von Sternkundlern auf der Erde in solchen Nächten ein kaum erkennbarer Schatten am Himmel entdeckt, der ihnen allerdings völlig unerklärlich blieb.

Das Wissen um das große Geheimnis, das den meisten Menschen verschlossen blieb, ließ Laura während der Erzählung des Professors schmunzeln.

»In diesen Nächten werden auch ganz besondere kosmische Kräfte freigesetzt«, sagte Aurelius und erklärte dann, dass alles, was in dieser Zeit geschehe, die folgenden einhundertneunundsechzig Jahre auf entscheidende Weise beeinflusse. Dies sei der Grund, warum Ravenstein und seine sechs Partnerinternate zu diesem ganz besonderen Zeitpunkt gegründet worden seien. Die Kräfte des Guten seien in dieser Nacht sehr mächtig, doch das Gleiche gelte auch für das Böse.

Laura hatte während des Vortrags des Professors geschwiegen. Ihr Herz pochte unruhig, als sie sich nun zu Wort meldete. »Was hat das mit unserem Fest zu tun?«, fragte sie beklommen, obwohl sie die Antwort eigentlich schon ahnte.

»Ich befürchte«, entgegnete der Direktor mit ernster Miene, »dass unsere Feinde versuchen werden, uns in dieser Nacht zu vernichten.«



»Ich bitte Euch, Herr!« Paravain blickte den Hüter des Lichts mit großer Besorgnis an. »Lasst Euch das bitte noch mal durch den Kopf gehen! Ihr könnt doch unmöglich ohne bewaffnetes Geleit zum Sternenmeer reisen. Der Weg dahin ist weit und voller Gefahren. Borborons Schwarze Garde durchstreift derzeit sämtliche Regionen Aventerras, um Krieger anzuwerben. Wenn Ihr diesen ruchlosen Gesellen in die Hände fällt, ist es um Euch geschehen!«

»Ich weiß deine Besorgnis sehr wohl zu schätzen, Paravain.« Elysion lächelte den Anführer seiner Leibgarde beruhigend an. »Dennoch besteht dazu nicht der geringste Anlass. Ich kann gut allein auf mich aufpassen und werde die Männer des Schwarzen Fürsten schon zu meiden wissen.«

Der junge Ritter warf Morwena einen Hilfe suchenden Blick zu.

Die junge Heilerin zuckte jedoch nur mit den Schultern. Sie wusste, dass ihr Gebieter nicht von dem abzubringen war, was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Der Hüter des Lichts trat auf seinen obersten Ritter zu und legte ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter. »Du erinnerst dich doch bestimmt noch an deinen Ausflug vor wenigen Monden«, sagte er sanft. »Als du die Traumspinner im Traumwald aufgesucht hast.«

»Äh...« Der Ritter errötete und senkte den Kopf. »Natürlich, Herr«, antwortete er mit heiserer Stimme.

»Schon damals haben Borborons wilde Horden das Land unsicher gemacht – und dennoch hast du dich ohne jede Begleitung auf den Weg gemacht.«

Paravains Antwort war kaum zu verstehen. »Ja, Herr«, hauchte er.

Elysion lächelte sanft. »Und aus welchem Grund?«

»Weil ...« Der Weiße Ritter räusperte sich. »Weil ein größerer Trupp von Männern mehr Aufmerksamkeit erregt als ein einzelner Reiter, und –«

»Ganz recht!«, unterbrach ihn sein Gebieter und hob den Zeigefinger. »Aus dem gleichen Grund habe auch ich mich dazu entschlossen, allein zum Sternenmeer zu reisen. Was allerdings nicht bedeutet, dass ich nicht für meine Sicherheit Sorge getragen hätte. Ein Einhorn wird mich über



die geheimen Feenfade bis zum Ufer des Meeres bringen. Sie sind nur den Wissenden bekannt und stehen unter dem Schutz des Lichts, und so wird mir nichts geschehen.«

Paravain verdrehte die Augen. »Und wie wollt Ihr auf die Inseln –«

Wieder schnitt ElySION ihm das Wort ab. »König Mikaal hat versprochen, mir eine Wolkenbarke entgegenzusenden. Sie wird mich sicher über das Meer zu seinem Palast bringen.« Der greise Herrscher blickte zu den Fenstern des Thronsaals, vor denen bereits die Nacht aufgezogen war. »Und jetzt bitte ich euch, mich zu entschuldigen«, erklärte er dann, an seine engsten Vertrauten gewandt. »Ich will morgen in aller Frühe aufbrechen und versuchen, vorher noch so viel Schlaf wie möglich zu finden. Gute Nacht! Möge das Licht mit euch sein!« Mit einem angedeuteten Lächeln zog er sich zurück.

Paravain und Morwena sahen dem Herrscher nachdenklich hinterher, bis er das Portal des Thronsaals hinter sich geschlossen hatte. Der Ritter trat vor die Heilerin und berührte sanft ihren Arm. »Weißt du, was unser Herr dort will?«, fragte er mit hochgezogenen Brauen. »Seit ich ihm diene, hat er König Mikaal noch nie seine Aufwartung gemacht.«

»Ich weiß«, entgegnete die junge Frau nachdenklich. »Aber auch mir hat ElySION sich nicht anvertraut. Ich kann deshalb nur vermuten, was ihn dorthin treibt. Eine alte Zofe hat mir erzählt, unser Herr hätte vor langer Zeit ganz schrecklich gefehlt und stünde seitdem tief in Mikaals Schuld.«

Der weiße Ritter runzelte die Stirn. »Wie das?«

»Ich weiß es nicht, Paravain. Über die näheren Umstände wusste sie auch nicht Bescheid. Trotzdem hat die Zofe behauptet, dass ElySION noch heute darunter leiden würde, obwohl seither viele Monde vergangen sind.«

»Und du meinst...?«

Morwena nickte. »Ja. Möglicherweise will er den Wolkentänzern deshalb einen Besuch abstatten.« Damit schlang sie die Arme um den Ritter und zog ihn an sich. »Doch was auch immer der Grund sein mag...« – sie seufzte tief-, »... will ich auf alle Fälle hoffen, dass unser Gebieter



auch erreicht, was er sich von dieser gefährlichen Reise erhofft.« Dann barg sie den Kopf an der Schulter des jungen Ritters, als fände sie dort selbst vor dem größten Unheil Schutz.

Lauras Puls hatte sich beschleunigt, und ihre Wangen waren gerötet, während sie dem Professor atemlos lauschte.

»Die Dunklen glauben, dass das Fest ein günstiger Zeitpunkt für einen Angriff ist«, fuhr Morgenstern fort. »Nicht nur wegen der besonderen Stellung der Planeten, sondern auch, weil die Direktoren aller sieben Internate, die sich dem Kampf gegen das Böse verschrieben haben, hier bei uns versammelt sein werden. Wir erwarten Gäste aus Frankreich, Italien, Spanien, Schottland, Österreich und der Schweiz! Unseren Feinden wäre es dadurch möglich, sämtliche Anführer der Wächter auf einen Schlag zu vernichten.«

»Wie entsetzlich!«, entfuhr es Laura. »Können Sie das Fest nicht einfach absagen?«

»Das geht leider nicht. Unsere Feinde würden sofort den wahren Grund für die Absage erkennen und versuchen, auf andere Weise an ihr Ziel zu gelangen. Dies wäre für uns weitaus gefährlicher. Wir wüssten dann nicht mehr, wo und wann sie zuschlagen werden. Und wenn wir sie hier auf Ravenstein erwarten, kennen wir nicht nur den Ort, sondern auch den Zeitpunkt ihres Angriffs – die Nacht unseres Jubiläums. Wir können uns also darauf vorbereiten.« Er lächelte. »Und du weißt ja – Gefahr erkannt, Gefahr gebannt, nicht wahr? Hoffen wir, dass das auch dieses Mal gilt.«

Natürlich war Laura das Sprichwort vertraut. Auf Aventerra hatte sie die Wahrheit, die darin lag, erkannt: Als sie herausgefunden hatte, dass sich in der Gestalt des harmlosen Zauberers Venik in Wahrheit der gemeine Gestaltwandler Kevin verbarg, der sie in eine tödliche Falle locken wollte, hatte sie ihn auch nicht sofort entlarvt. Sie hatte weiterhin die Ahnungslose gespielt und sich dadurch einen entscheidenden Vorteil über ihre Feinde verschafft. Morgensterns List leuchtete ihr daher sehr wohl ein.



»Aus diesem Grund«, fuhr Aurelius fort, »habe ich Herrn Sephem nicht wieder weggeschickt, als mir klar wurde – leider zu spät! –, was er im Schilde führt. Er spielt zweifelsohne eine wichtige Rolle in den Plänen unserer Feinde, auch wenn ich diese Absichten noch nicht durchschaue.«

»Es ist in der Tat eigenartig.« Laura nickte. »Eigentlich sollte man denken, dass die Helfer unserer Feinde aus ihrer näheren Umgebung kommen. Aber zu Sephem hatten die Dunklen bislang keinerlei Verbindung.«

Morgenstern wiegte bedächtig das Haupt. »Jedenfalls haben wir keinen entsprechenden Hinweis darauf entdecken können.« Er räusperte sich. »Wie es aussieht, glaubt Sephem immer noch, dass ich ihm voll und ganz vertraue, und das soll auch so bleiben. Darum möchte ich dich bitten, nichts zu unternehmen, was seinen Verdacht erregen könnte. Er würde andernfalls bestimmt untertauchen, und wir können ihn nicht mehr so leicht im Blick behalten.« Ein verschmitztes Lächeln spielte um den Mund des Direktors. »Zum Glück hat er ja selbst darum gebeten, dass ihm jemand zur Hand geht. Saskia erfährt fast alles, was er hier so treibt, und erstattet mir regelmäßig Bericht.«

»Das hat sie uns gar nicht erzählt«, erwiderte Laura erstaunt.

»Ich habe sie angewiesen, mit niemandem darüber zu reden!«, sagte Professor Morgenstern. »Je weniger Leute davon wissen, umso besser.« Er betrachtete seine Schülerin mit ernster Miene. »Du siehst, dass es viel zu tun gibt. Wir sind nicht nur mit den Vorbereitungen für das Fest beschäftigt, sondern müssen uns auch um die Dunklen kümmern. Wir überwachen jeden ihrer Schritte, damit wir ihre finsternen Pläne durchkreuzen können – und ich bin fest davon überzeugt, dass uns das auch gelingt!«

»Bestimmt! Mit der Kraft des Lichts ist doch alles möglich!«, entgegnete Laura vertrauensvoll. »Und dadurch, dass Sie die Dunklen in Schach halten, helfen Sie Lukas und mir ja auch.«

Aurelius sah sie betrübt an. »Ich wollte, wir könnten mehr für dich tun! Aber der eigentliche Grund, warum du auf dich allein gestellt bist, ist eine alte Prophezeiung unserer Urväter, die sich mit dieser ganz be-



sonderen Nacht beschäftigt. Unglücklicherweise erinnere ich mich nicht mehr an den genauen Wortlaut. Nur an eines – dass ein Kind mit einer besonderen Gabe das Schicksal dieser Nacht entscheiden wird. Ich mag mich ja täuschen, Laura, aber ich bin fest davon überzeugt, dass du damit gemeint bist. Erwinnere dich an das, was ich dir schon einmal gesagt habe. Die wahren Erkenntnisse muss jeder Mensch selbst erringen, wenn er sie richtig begreifen will.«

»Aber warum lesen Sie diese Prophezeiung nicht einfach nach?«, wollte Laura wissen.

»Weil ich keinen Zugriff mehr darauf habe.« Aurelius Morgenstern erhob sich. »Sie ist in ›Societas Septem Sodalium‹ niedergeschrieben, in jenem Buch der Bruderschaft der Sieben, das die Kripo als angebliches Beweisstück gegen mich konfisziert hat.«

Laura hob erstaunt die Brauen. »Ich dachte, das Verfahren gegen Sie wäre inzwischen eingestellt?«

»Das ist es auch.« Aurelius seufzte. »Allerdings ist noch kein rechtskräftiger Bescheid ergangen. Aber sobald ich den in den Händen halte, werde ich Kommissar Bellheim aufsuchen und es mir zurückholen.«

»Ich würde gerne mitkommen, wenn Sie es abholen.« Laura dachte voller Vorfreude an das enttäuschte Gesicht des Kommissars, wenn er das wichtige Buch wieder herausgeben musste.

Eine Woche später war es endlich so weit. Attila Morduk setzte sich hinter das Steuer des museumsreifen Opel Kapitän von Aurelius Morgenstern und chauffierte den Professor und Laura nach Hohenstadt zum Polizeipräsidium. Er hielt direkt vor dem Eingang. Aurelius Morgenstern und seine Schülerin blickten sich erwartungsvoll an, als sie die Stufen hinaufschritten und sich auf den Weg zum Büro von Wilhelm Bellheim machten. Es erwartete sie allerdings eine herbe Enttäuschung. Nicht weil der unfreundliche Kommissar die Herausgabe des Buches verweigert oder sie rüde behandelt hätte. Im Gegenteil, Bellheim behandelte sie überaus zuvorkommend. Er empfing die Besucher sogar mit der Andeutung eines Lächelns.

»Herr Professor«, rief er scheinbar überrascht aus, stand auf und kam



hinter seinem Schreibtisch hervor, »womit habe ich es verdient, dass Sie mir erneut Ihre Aufwartung machen?«

Morgensterns Miene verfinsterte sich. »Wie soll ich das verstehen?«, fragte er. »Wir beide haben uns doch eine halbe Ewigkeit nicht mehr gesehen. Zum Glück, wie ich hinzufügen möchte!«

»Was?« Der Kommissar, bei dessen Anblick Laura stets an eine bissige Bulldogge denken musste, ließ ein verwundertes Lachen hören. »Was reden Sie denn da, Herr Professor? Sie waren doch erst gestern bei mir. Um das Buch abzuholen! Erinnern Sie sich nicht mehr?«

Aurelius wurde blass. »Aber das stimmt nicht, Herr Kommissar«, sagte er tonlos. »Sie müssen sich täuschen. Ich habe Ravenstein gestern nicht verlassen. Meine Mitarbeiter können Ihnen das jederzeit bestätigen.«

Die Gesichtszüge des Polizisten entgleisten, sodass er nun eher einem begossenen Pudel ähnelte. Ausdruckslos starrte er vor sich hin, murmelte schließlich »Einen Moment, bitte!« und griff zum Telefonhörer. Nach dem Telefonat bedeutete er den Besuchern, ihm zu folgen. »Kommen Sie mit, ich will Ihnen etwas zeigen.«

Kurze Zeit später standen sie in einem Raum, dessen Wände über und über mit Monitoren bedeckt waren. Ein junger Polizist stand am Schaltpult, das die Anlage steuerte, und wartete auf Anweisung. »Die Geräte zeigen die Bilder unserer Überwachungskameras«, erklärte Bellheim. »Kein Besucher kann unbemerkt ins Präsidium gelangen.« Dann bat er seinen Mitarbeiter, ihnen die Bänder vom Vortag zu zeigen.

Laura und der Professor waren fassungslos, als sie sahen, wie der Professor höchstpersönlich auf dem Bildschirm erschien! Die Kameras hatten seinen Besuch lückenlos dokumentiert. Jeder seiner Schritte im Präsidium war aufgezeichnet worden. Und natürlich auch der Moment, in dem er das Buch aus den Händen von Wilhelm Bellheim entgegennahm. Die Aufnahme war so gestochen scharf, dass man sogar den Buchtitel erkennen konnte: »Societas Septem Sodalium«.

Bellheim wandte sich an den Direktor, der mit bleichem Gesicht auf den Monitor starrte. »Wollen Sie immer noch behaupten, dass ich mich täusche?«



»Nein«, gab Morgenstern zu. »Ich kann Ihnen keinen Vorwurf machen, Herr Kommissar.« Er deutete auf sein Ebenbild, das immer noch auf dem Bildschirm zu sehen war. »Wer immer das gewesen sein mag – ich war es jedenfalls nicht!«

»Haben Sie etwa einen Zwillingsbruder?«, fragte Bellheim ironisch. »Wer sollte es denn sonst gewesen sein?«

Eine gute Frage!, dachte Laura. Eine sehr gute sogar! Und noch eine weitere kam ihr in den Sinn: Wo, um alles in der Welt, befindet sich unsere Geheimschrift jetzt?





Kapitel 21 Der Homunkulus

ukas hörte sich Lauras Schilderung des Besuchs im Polizeipräsidium aufmerksam an. »Das gibt's doch nicht!«, sagte er dann. »Und der Mann auf dem Monitor hat genauso ausgesehen wie der Professor?«

»Ja, total!«

»Haben die denn seinen Ausweis nicht kontrolliert?«

»Natürlich nicht!«, entgegnete Laura. »Der Direktor war im letzten Jahr doch so häufig bei der Polizei, dass ihn jeder Beamte dort persönlich kennt!«

Der Blick des Jungen drückte große Besorgnis aus. »Das haben bestimmt die Dunklen eingefädelt. Vermutlich handelt es sich bei dem falschen Professor um einen Gestaltwandler.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.« Laura sah ihren Bruder mit hochgezogenen Brauen an. »Syrin befindet sich auf Aventerra – und Kevin Teschner auch. Und dass es weitere Gestaltwandler geben sollte, habe ich noch nie gehört.«

Lukas starrte für eine Weile nachdenklich vor sich hin. »Dann werden wir vermutlich nicht so schnell rausfinden, wer das war«, sagte er schließlich düster. »Immerhin sah er aus wie der Professor.« Der Junge zuckte mit den Schultern. »Dafür bin ich ein gutes Stück weitergekommen.« Er deutete auf das Buch, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag. »Ich habe einige von Omas Tagebuchnotizen entziffern können.«

»Das ist ja toll!«, lobte Laura. »Und? Was hast du rausgekriegt?«

»Eine ganze Menge. Zum Beispiel weiß ich jetzt einiges über diesen geheimnisvollen Wolkentänzer, der dir zweimal das Leben gerettet hat. Aber lies doch selbst...« Er deutete auf den Computermonitor. »Ich habe



alles aufgeschrieben.« Er griff zur Maus und scrollte rasch zur richtigen Stelle.

Laura ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl sinken und vertiefte sich in den Text. »Die Menschen scheinen blind für ihre Umgebung zu sein«, las sie vor. »Sie haben keine Ahnung, dass sich Wesen aus Aventerra mitten unter ihnen befinden. Sie bemerken einfach nicht, dass sich in einigen der Statuen, die sie ›Engel‹ nennen, in Wahrheit Geflügelte verbergen, die sie vor den bösen Mächten beschützen sollen.« Laura musste schmunzeln. »Sie schreibt über dich! Du wolltest mir ja nicht glauben, als ich dir von diesem geheimnisvollen Engel auf dem Friedhof erzählt habe!«

»Och.« Der Junge winkte ab. »Selbst der Klügste macht mal einen Fehler.«

»Stimmt!«, gab Laura spitz zurück und wandte sich wieder dem Text zu. Ihre Großmutter schrieb davon, dass sie in Drachenthal einen Wolkentänzer entdeckt hatte. Lena vermutete, dass ein Dunkler den Geflügelten in die Todesstarre versetzt hatte, sodass er sich nicht mehr aus seiner steinernen Form lösen konnte und mit Sicherheit verloren gewesen wäre. Es war ihr jedoch gelungen, den Engel zu retten. Dennoch verspürte sie seit diesem Tag große Angst, denn das Erlebnis ließ sie vermuten, dass ganz in ihrer Nähe jemand lebte, der sich auf schwarze Magie verstand.

Laura schaute den Bruder mit großen Augen an. »Das ist ja unfassbar!«

»Wieso?«, fragte Lukas zurück. »Wenn man Menschen in die Todesstarre versetzen kann, warum sollte das bei steinernen Wesen nicht auch möglich sein?« Er spielte damit auf das Schicksal ihres Vaters an, der während seiner Kerkerhaft in der Dunklen Festung mehrere Male mit dieser schrecklichen Folter belegt worden war.

»Das meine ich nicht«, entgegnete Laura. »Ich bin nur entsetzt, dass es auch bei uns jemanden gibt, der diese teuflischen Kräfte besitzt. Auf Aventerra sind doch nur die Fhurhur, die gefürchteten Schwarzmagier, in der Lage, jemanden in die Todesstarre zu versetzen. Derjenige, der



den Wolkentänzer hier auf der Erde gebannt hat, muss ihnen mindestens ebenbürtig sein.«

»Da ist was dran, fürchte ich.«

Laura wandte sich wieder dem Text zu, den Lukas aus dem in Leder gebundenen Buch abgeschrieben hatte. Lena erklärte in dieser Passage, dass der verzauberte Geflügelte unter einer Gruppe von Statuen stand, die verschrottet werden sollten. Lena befreite ihn und erfuhr, dass er Auriel hieß. Die Feuerschlange, so erzählte der Wolkentänzer der jungen Frau, hatte vor langer Zeit eine Prinzessin getötet, die Auriels Obhut anvertraut war. Aus Scham über sein Versagen hatte Auriel seinen Herrn, der über die Inseln im großen Sternenmeer herrschte, gebeten, ihn auf den Menschenstern ziehen zu lassen, damit er dort seiner Aufgabe nachgehen konnte. Auch Lena hatte sich dem Geflügelten anvertraut. Sie erzählte ihm von ihrem Pakt mit Rygani. Die Feuerschlange, so erfuhr Laura nun, hatte ein übles Spiel mit Lena getrieben – mit Hilfe ihres Ringes hatte sich die Schlange der Prinzessin in der Gestalt einer Heilerin genähert und sich erst offenbart, als Lena versprochen hatte, ihr das erstgeborene Kind zur Ausbildung zu überlassen. Als Lauras Großmutter dies dem Wolkentänzer gestand, sicherte er ihr zu, sie und ihre Nachkommen zu beschützen. Gleichzeitig warnte Auriel Lena davor, von den Verwandlungskräften des Rings Gebrauch zu machen. Wer mit seiner Hilfe auch nur einmal eine fremde Gestalt annahm, geriet unter seinen Bann. Und mit jeder weiteren Verwandlung verstärkte sich dies!

»Ist das nicht schrecklich?«, fragte Lukas, nachdem Laura diese Passage halblaut vorgelesen hatte. »Kein Wunder, dass Morgenstern dich vor diesem Ring gewarnt hat.«

Laura hörte gar nicht richtig zu, so sehr hielt der Bericht ihrer Großmutter sie gefangen. »Der Wolkentänzer hat mir jedoch auch klargemacht, dass ich mein Versprechen erfüllen muss«, schrieb Lena. »Niemand kann mich davon entbinden – nur die Feuerschlange selbst!« Trotz der großen Gefahr, die dies bedeutete, hatte Auriel der jungen Frau geraten, Rygani in ihrem Reich aufzusuchen. Der Ring der Feuerschlan-



ge würde Lena Zugang dazu verschaffen. »Der Wolkentänzer hat mir auch die Pforte gezeigt«, las Laura weiter vor. »Es ist das Mausoleum auf dem Hügel, den die Menschen »Teufelskuppe« nennen. «

»Gleich kommt's«, rief Lukas aufgeregt. »Lena konnte den Weg ebenfalls nicht finden, aber sie kannte das Gedicht von Faust!«

Die Wangen des Mädchens färbten sich vor Aufregung rosig, als es weiterlas. Zu Lenas Bedauern wusste auch Auriel nicht, welches die richtige Tür war, die ins Reich der Schatten führte. Der jungen Frau war es ebenfalls nicht gelungen, sie zu entdecken. Doch sie stieß in einem alten Dokument auf einen Hinweis – einen rätselhaften Vers. Sie versuchte alles, dennoch konnte sie das Rätsel nicht lösen. »Die Buchstaben ergeben einfach keinen Sinn«, hat sie geschrieben. »Dabei mutet der Vers doch ganz einfach an.«

Gemeinsam lasen die Kinder das gesamte Gedicht laut vor:

»Du musst versteh'n,
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei lass gehen.
Und Drei mach gleich,
Nah ist ihr Reich.
Verlier die Vier
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex'.
Mach Sieben und Acht,
Doch sei bedacht:
Nur was nicht stimmt,
Zum Ziel dich bringt.
Mit diesem Hexen-Einmaleins
Wenn Neun ist Eins
Und Zehn ist keins
Und du den richt'gen Namen nimmst,
Der Spruch der Hex' zur Tür dich bringt.«



Als sie geendet hatten, schaute Laura den Bruder fragend an. »Wirst du etwa jetzt daraus schlau?«

»Keine Ahnung.« Lukas zog eine Grimasse. »Ich hatte da allerdings so einen Einfall.«

»Nun rück schon mit der Sprache raus!«

»Wir wissen doch, dass es nur eine einzige Nacht gibt, in der Rygani den Menschenstern betreten kann«, begann Lukas seine Erklärung.

»Ja – Halloween. Und das ist übermorgen.«

Lukas nickte und fuhr fort: »Vielleicht verlässt die Feuerschlange auch in diesem Jahr wieder ihr Reich. Oder ein anderer Bewohner. Dann würde man sehen können, welche Tür die richtige ist.«

»Du meinst...« – Laura erblasste –, »... jemand sollte in der Halloweenacht in der Krypta auf sie warten?«

»Genau!« Lukas hob bedauernd die Schultern. »Jemand mit besonderen Fähigkeiten sollte auf sie warten – und ich kenne eine Person, die welche besitzt.«

»Bist du wahnsinnig? Hast du die Sensenmänner schon vergessen?«

»Aber du hast doch die Essenz!«

»Ja, schon! Aber ich habe keine Ahnung, wie lange die Wirkung anhält. Und wenn Rygani mich in ihre Krallen bekommt, bin ich wahrscheinlich sowieso verloren.«

»Das ist nicht gesagt, Laura«, widersprach Lukas scheinbar gelassen. »Nicht wenn du ihren Ring trägst – und ich weiß auch schon, wo wir den herkriegeln.«

Attila Morduk erklärte sich bereit, die Geschwister an diesem Abend zur Universitätsbibliothek zu fahren. Er musste ohnehin etwas in der Stadt abliefern, sodass es ihm keine weiteren Umstände bereitete, sie mitzunehmen. Als der Hausmeister Laura und Lukas vor dem Gebäude absetzte, war es bereits so spät, dass die Straßenlampen leuchteten. Lukas warf einen kurzen Blick auf seine Armbanduhr: Es war schon kurz nach acht. Die Vorderfront des Bibliotheksgebäudes lag fast gänzlich im Dunkeln. Nur hinter einem der Fenster des Lesesaals schimmerte noch mattes Licht. »Die haben doch längst geschlossen«, sagte Attila mit Blick auf das



verlassen wirkende Gebäude. »Es ist bestimmt keiner mehr da.«

»Keine Angst«, erklärte der Junge. »Ich habe vorhin mit Dr. Wagner telefoniert. Er hat noch einige Stunden in der Bibliothek zu tun und wird uns einlassen.«

»Das ist sehr nett von ihm«, antwortete der Mann und fuhr sich mit der Hand über sein kahles Haupt. »Vergesst nicht, euch bei ihm zu bedanken!«

Laura verdrehte die Augen. »Du benimmst dich schon wie Sayelle.«

Der Hausmeister musste bei ihren Worten schmunzeln. Er verabschiedete sich und versprach, sie in einer knappen Stunde wieder an derselben Stelle abzuholen. Dann fuhr er davon.

Dr. Wagner öffnete kurz nach dem vereinbarten Klingelzeichen: zweimal kurz, zweimal lang. »Ihr findet doch bestimmt alleine in die Werkstatt?«, fragte er nach der Begrüßung. »Der Schlüssel steckt – und ich habe noch einiges zu tun.«

»Ja«, versicherte Lukas rasch. »Überhaupt kein Problem! Danke!«

Als der Bibliothekar weg war, konnte Laura sich ein spöttisches Lächeln nicht verkneifen. »Braver Junge!«, sagte sie. »Attila wird begeistert sein, wenn ich ihm das erzähle.«

Lukas blieb ruhig. »Spotte nur«, entgegnete er. »Du bist doch nur beleidigt, weil ich dir nicht verrate, was ich vorhabe.«

»Dann erzähl es mir doch«, sagte Laura.

»Nicht eher, bis ich sicher bin, dass meine Vermutung stimmt«, beharrte der Junge und ließ sich nicht erweichen.

Da die Bibliothek längst geschlossen war, brannte nur noch die Notbeleuchtung. Im schummrigen Licht wirkte der lange Gang, der zur Alchimisten-Werkstatt führte, wie der finstere Schlund eines Ungeheuers, fand Laura. Ihre Schritte hallten dumpf durch den verlassenen Flur, und sie war froh, als endlich die schwere Holztür der Werkstatt vor ihnen auftauchte.

Offensichtlich war das Türschloss schon lange nicht mehr geölt worden, denn es gab ganz jämmerliche Töne von sich, als Lukas den Schlüssel herumdrehte.



Im Ausstellungsraum herrschte ebenfalls nur eine Notbeleuchtung. Lukas ertastete den Lichtschalter neben der Tür, um die Deckenlampen einzuschalten. Es tat sich nichts. »Das hatte ich befürchtet«, sagte er düster. »Wahrscheinlich wird das Licht über eine Zeitschaltung aktiviert. Aber was soll's – ich finde hoffentlich auch so, wonach ich suche.«

Laura blieb an der Tür stehen. Die Alchimisten-Küche wirkte noch unheimlicher als bei ihrem ersten Besuch. Alles war unverändert: die Figur des Johann Faust am Arbeitstisch, die konservierten Ekeltiere in den großen Gläsern, die doppelköpfige Ziege – und natürlich auch der Homunkulus, der wie ein schlafender Vampir auf seiner Pritsche ruhte.

Wie gruselig!

Lukas schien sich an der gespenstischen Atmosphäre nicht zu stören. Zielstrebig ging er auf die lebensgroße Puppe zu, die Doktor Faust darstellen sollte, und beugte sich über deren Hand, die auf dem Holztisch ruhte. Nur Sekunden später stieß er einen triumphierenden Schrei aus: »Ja! Ich habe Recht gehabt!«

Verwundert trat Laura zu ihm. »Womit denn? Jetzt sag schon!«

Wie zur Antwort deutete Lukas auf die Finger der Puppe. »Hier – sieh selbst!«

Laura beugte sich tiefer – und erkannte trotz der schlechten Lichtverhältnisse, welche Entdeckung den Bruder so erfreute: An Fausts linker Hand prangten mehrere Ringe – und darunter auch...

... der Ring der Feuerschlange!

»Unglaublich!«, entfuhr es dem Mädchen. »Woher hast du das denn gewusst?«

»Gewusst nicht.« Lukas strahlte die Schwester an. »Ich habe es nur vermutet. Du erinnerst dich doch bestimmt, was Dr. Wagner gesagt hat: Diese Figur sollte dem echten Faust so ähnlich sein wie nur möglich – bis ins kleinste Detail. Der Ring muss auch auf dem Bild zu sehen gewesen sein, das sie als Vorlage genommen haben. Nicht nur das Dokument, das in Fausts Nachlass entdeckt wurde, sondern auch seine gesamten Lebensumstände deuten darauf hin, dass er über den Ring Bescheid wusste und wahrscheinlich auch selber einen getragen hat. Deshalb habe



ich gehofft, dass auch die Puppe hier eine Kopie des Rings trägt.«

»Aber die Kopie hilft uns doch nicht weiter. Nur der echte Ring besitzt fantastische Kräfte!«, wandte Laura ein.

»Das weiß ich«, sagte Lukas grinsend. »Deshalb werden wir den Ring von Herrn Sephem auch mit der Kopie hier vertauschen.«

»Wie soll das denn gehen? Er wird den Ring doch niemals freiwillig ablegen«, widersprach Laura.

»Wir finden schon einen Weg«, sagte Lukas. »Los, zieh ihm den Ring vom Finger, bevor Dr. Wagner auftaucht und uns dabei überrascht!«

Ja, klar!

Als Laura hastig gehorchte, drehte die Puppe ihr den Kopf zu und sprach mit tiefer Stimme: »Verehrtes Fräulein darf ich's wagen, Arm und Geleit Euch anzutragen?«

Ein eisiger Schreck durchfuhr Laura. Sie war für einen Moment unfähig, sich zu bewegen – bis sie das spöttische Gelächter ihres Bruders hörte.

»Das ist doch nur ein Toneffekt!«, erklärte er, immer noch lachend. »Ein kleiner Gag, um die Besucher zu erheitern – oder zu erschrecken!«

Das war voll und ganz gelungen!

Laura atmete tief durch und ließ den Ring in ihre Anoraktasche gleiten. Plötzlich gefror ihre Atemluft zu Frostwölkchen, und eine Eiseskälte verbreitete sich im Raum. Ein heftiger Windstoß fegte durch die Werkstatt, sodass die Tür krachend ins Schloss fiel. Dann war das Drehen des Schlüssels im Schloss zu hören – irgendjemand sperrte sie ein!

Nach einer Schrecksekunde stürzten die Geschwister zum Eingang. Doch sosehr sie auch an der Tür zerrten und rüttelten, sie öffnete sich nicht.

Sie waren gefangen!

In diesem Moment wurde die Werkstatt von gespenstischem Feuer Schein erhellt. Überall züngelten Flammen auf: in der Feuerstelle genauso wie unter den zahllosen Destilliergeräten in den Regalen und auf dem Arbeitstisch. Während eine schaurige Stimme durch den Raum hallte – Laura konnte nicht ausmachen, ob es die Stimme der Puppe oder eine



andere war –, begannen die Flüssigkeiten in den Behältern zu kochen.

»Ich bin ein Teil des Teils, der Anfangs alles war, ein Teil der Finsternis, die sich dem Licht gebar...«

Es dampfte und zischte, sprudelte und brodelte, und während die gespenstische Stimme immer weitersprach, wurde die Alchimisten-Küche von Qualm und beißenden Dämpfen erfüllt.

»... das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht, den alten Rang, den Raum ihr streitig macht...«

Immer dichter wurde der Qualm, der die Geschwister einhüllte. Lauras Augen tränten. Sie musste husten. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Auch Lukas erging es nicht anders.

»... Von den Körpern strömt's, die Körper macht es schön, ein Körper hemmt's auf seinem Gange; so, hoff ich, dauert es nicht lange, und mit den Körpern wird's zugrunde gehen.«

Lukas keuchte. »Schnell, zum Fenster!«, stieß er hervor und hustete. »Wir müssen es einschlagen, sonst ersticken wir hier drin.«

Laura folgte ihrem Bruder, der sich durch die beißenden Dämpfe tastete, in Richtung Fenster.

Sie hatten es fast erreicht, als Lukas plötzlich laut aufschrie. Laura drohte das Herz stehen zu bleiben: Aus der Qualmwolke vor ihr schälte sich nämlich eine unheimliche Gestalt...

Der Homunkulus!

Er hatte sich von der Pritsche erhoben und bewegte sich gespenstisch langsam auf sie zu – wie ein Vampir, der eben erwacht war. Mordlust leuchtete in seinen Augen. Die langen Arme mit den Krallenfingern ausgestreckt – Laura konnte getrocknetes Blut unter seinen spitzen Nägeln erkennen! –, hielt das Monster auf die Geschwister zu.

Kreischend machten die beiden kehrt und rannten zur Tür. Qualm und Dampf waren mittlerweile so dicht, dass sie vorübergehend die Orientierung verloren. In ihrer Panik stießen sie gegen Regale, die polternd umfielen und ihren Inhalt mit sich rissen. Klirrend zersplitterten Flaschen und Tiegel.

Laura und Lukas hämmerten mit den Fäusten gegen die Tür und



schrien um Hilfe. Sie brachten jedoch kaum mehr zustande als ein undeutliches Krächzen, das der Bibliothekar bestimmt nicht hören würde.

Immer lauter prasselte das Feuer, und die Hitze wurde unerträglich.

Als Laura sich in Panik danach umdrehte, drohte ihr Herz zu zerspringen: *Skorpione, Schlangen, Tausendfüßler und Riesenspinnen* kamen auf sie zugekrochen.

Der Homunkulus hatte den Mund gierig aufgerissen und entblößte eine Reihe spitzer Zähne. Mit einer schlangenähnlichen Zunge fuhr er sich über die blutleeren Lippen – wie in Vorfreude auf ein leckeres Mahl.

Keine einzige Wolke stand am Himmel. Das große Sterneneer weit im Nordosten von Aventerra funkelte in seiner unermesslichen Schönheit. Einem Silberregen gleich warfen die Gestirne Licht auf die tiefblauen Wasser. Der Goldmond spiegelte sich ebenso wie der hell strahlende Menschenstern in den dunklen Fluten, aus denen kleine Inseln emporragten, die Heimat der Wolkentänzer.

Große Schwärme der geflügelten Wesen kreisten am Firmament. Sie hatten die Schwingen weit ausgebreitet und bewegten sich ruhig und majestätisch durch die Lüfte. Elysion, der auf dem Balkon des Palastes stand, der sich auf der westlichsten Insel erhob, waren die geflügelten Wesen vertraut. Er wartete auf Mikaal, ihren Anführer. Er wusste, dass sie sich in diesen Nächten dem Licht der vollen Monde aussetzten, um Kraft zu schöpfen für die schwere Aufgabe, die das Schicksal für sie vorgesehen hatte: Die Geflügelten wachten darüber, dass das uralte Gesetz, das für alle Bewohner Aventerras galt, nicht übertreten und keinem unschuldigen Wesen dadurch Schaden zugefügt wurde. Die Geister, die den Lauf der Welten bestimmen, hatten dieses Gesetz am Anbeginn der Zeiten erlassen: Niemand aus der Welt der Mythen, so legte es fest, durfte sich in die Geschehnisse auf dem Menschenstern einmischen, um die Geschicke der Menschenkinder zu beeinflussen. Obwohl jeder in Aventerra dieses Gesetz kannte, wurde immer wieder dagegen verstoßen. Selbst Elysion hatte einen solchen Frevel begangen, und obwohl das Ereignis schon unzählige Jahre zurücklag, quälte ihn die Erinnerung



daran immer noch.

Sein Verhalten war unverzeihlich gewesen!

Seufzend ließ der Hüter des Lichts seinen Blick über die kleine Bucht schweifen, die sich unter ihm ausbreitete. Die Behausungen der Wolktänzer erinnerten an Vogelnester, die man an den steilen Klippen gebaut hatte. Am höchsten Punkt der Ansiedlung erhob sich der prächtige Palast von König Mikaal. Wie alle übrigen Gebäude der Insel war auch er aus dem hellen Gestein des Scheinstein-Gebirges gefertigt, das sich quer über die gesamte Insel zog und dessen höchste Gipfel bis in die Wolken ragten. Dort, in schwindelnder Höhe, wurden die ganz besonderen Scheinsteine gehauen, aus denen die Geschöpfe gefertigt wurden, die von den Wissenden zum Leben erweckt werden konnten. Zu ihnen gehörten der reimende Riese Portak, die geflügelten Löwen Latus und Lateris und auch der Grausame Ritter Reimar von Ravenstein.

Mit den Wolktänzern verhielt es sich genau umgekehrt. Es waren lebendige Wesen, die nach Belieben in eine vollständige Starre fallen konnten, sodass sie durch nichts von einer Steinfigur zu unterscheiden waren, eine Eigenschaft, die ihnen ihre Aufgaben erleichterte. Denn als scheinbarer Teil der unbelebten Welt wurden sie von keinem Lebewesen mehr beachtet. Auf dem Menschenstern, wo sie einen Großteil ihrer Arbeit zu verrichten hatten, war dies von großer Bedeutung. Außerdem verlangsamte dieser Zustand die Körperfunktionen der Wolktänzer so sehr, dass sie ein mehr als biblisches Alter erreichten. Ein Hundertjähriger galt bei ihnen als kaum den Windeln entwachsen. Wer als ehrwürdiger Greis gelten wollte, musste wenigstens zweitausend Jahre gelebt haben. Die engelhaften Wesen waren nahezu unsterblich, vorausgesetzt, ihr Leben wurde nicht gewaltsam beendet.

An all das musste der Hüter des Lichts denken, während er auf dem Balkon des Palastes stand und darauf wartete, dass König Mikaal Zeit hatte, ihn zu empfangen. Seit Ewigkeiten hatten sie sich nicht gesehen oder gesprochen, obwohl sie einst gute Freunde gewesen waren. Endlich hörte ElySION Schritte hinter sich.

Erwartungsvoll wandte er sich um und erblickte eine hochgewachsene



Gestalt, die zu ihm ins Freie trat. Es war ein Mann, der zwei imposante Schwingen auf dem Rücken trug. Obwohl sein Haar – es war genauso porzellanweiß wie sein Gesicht – noch voll war und er sich kerzengerade hielt, merkte man, dass König Mikaal das Jünglingsalter längst hinter sich gelassen hatte. Die über zweitausend Jahre, die er zählte, waren seinem edlen Antlitz anzusehen.

Als der Herrscher über die Wolkentänzer näher trat, erkannte ElySION, dass es sich genauso verhielt, wie er über all die Jahre hinweg befürchtet hatte: König Mikaal hatte ihm sein Versagen noch immer nicht verziehen!





Kapitel 22 Ein unvermuteter Retter

ie von Zauberhand öffnete sich die Tür der Alchimisten-Werkstatt – und die Geschwister stürzten sich mit letzter Kraft hinaus in den Flur!

Ein Mann fing sie gerade noch auf, sonst wären sie mit Sicherheit erschöpft auf den Boden gesunken. Es war - *Maximilian Longolius!*

»Laura? Lukas?«, fragte er maßlos überrascht. »Was treibt ihr denn hier?«

»Da!«, stieß das Mädchen aus und hustete. Sie deutete auf die Tür. »Das Monster – es will uns töten! Und die anderen Viecher auch.«

»Jetzt beruhigt euch erst einmal!«, sagte Maximilian Longolius und trat zu dem Bibliothekar, der mit dem Schlüssel in der Hand auf der Schwelle des Ausstellungsraumes stand. »Was ist hier geschehen, Dr. Wagner?«

Der Angesprochene zuckte nur ratlos mit den Schultern. »Ich kann nichts entdecken.«

»Was?«, schrien Laura und Lukas fast gleichzeitig. Und tatsächlich: Die Werkstatt lag ruhig und verlassen da. Keine Spur von Feuer und Verwüstung! Alles stand unversehrt an seinem Platz – und auch der Homunkulus lag leblos auf seiner Pritsche. Nichts deutete auf die große Gefahr hin, in der sie noch vor wenigen Augenblicken geschwebt hatten.

Das gab es doch nicht!

Kein Wunder, dass Dr. Wagner Lukas und Laura nur verständnislos ansah, als sie von ihrem unheimlichen Erlebnis berichteten. Maximilian Longolius nahm sie jedoch in Schutz.



»Aber ich habe die Flammen von meinem Penthouse aus gesehen, Dr. Wagner«, erklärte Mister L mit ernster Miene. »Deshalb habe ich Sie doch alarmiert. Zum Glück, muss ich sagen.«

Dass in dem Raum nichts auf einen Brand hindeutete, konnte er genauso wenig verstehen wie die Geschwister. Er schüttelte nur wortlos den Kopf, während er den Blick über die Exponate wandern ließ.

Noch einmal holte Laura tief Luft. »Das war knapp!« Während Lukas sich noch in der Werkstatt umschaute, trat sie vor ihren Retter hin. »Vielen Dank, Herr Longolius! Ohne Sie wären wir da nie im Leben heil rausgekommen!«

»Ach!« Der Medienmogul winkte verlegen ab. »Nicht der Rede wert. Es ist doch selbstverständlich, dass man handelt, wenn einem etwas verächtlich erscheint.«

Lukas trat zu ihnen. Er war immer noch blass. »Eigentlich halte ich nur wenig von Zauberei und sonstigem Hokuspokus«, sagte er. »Es handelt sich doch meist um billige Taschenspielertricks. Aber es stimmt tatsächlich, was Oma in ihrem Tagebuch schreibt. Es muss in der Nähe jemanden geben, der sich auf schwarze Magie versteht. Denn die war hier am Werk – ohne jeden Zweifel!«

Herr Longolius erwiderte nichts darauf. Seiner Miene jedoch war anzusehen, dass er die Meinung des Jungen nicht teilte.

Dr. Wagner begleitete die Geschwister und ihren Retter zum Ausgang. Als sie hinaus auf die breite Steintreppe traten, schlug ihnen ein kalter Wind entgegen.

Am Fuß der Stufen blieb Herr Longolius stehen und blickte die Geschwister ernst an. »Entschuldigt die Frage – aber was habt ihr eigentlich so spät am Abend da drin gewollt?«, fragte er.

Sollen wir es ihm verraten?, dachte Laura und warf ihrem Bruder einen ratlosen Blick zu. Eigentlich geht es ihn ja nichts an, aber schließlich hat er uns das Leben gerettet und eine Erklärung verdient.

»Keine Angst«, fügte Longolius hinzu, als er die Unsicherheit des Mädchens bemerkte. »Worum es sich auch handeln mag – ich verrate es niemandem. Ehrenwort!«



Laura hatte plötzlich eine Idee. Herr Longolius kannte Herrn Sephem doch ziemlich gut. Jedenfalls viel besser als Saskia Burwieck! Deshalb würde es ihm bestimmt leichterfallen, die Ringe zu vertauschen. Sollte sie ihn einfach mal fragen? Mehr als ablehnen konnte er ja nicht.

Den Versuch war es allemal wert!

Kurz entschlossen zog Laura den Ring aus der Anoraktasche und hielt ihn Herrn Longolius entgegen. »Es geht um diesen Ring hier.«

Der Mann beugte sich vor, nahm die Designerbrille ab und betrachtete das Schmuckstück genau. »Na, so was!«, rief er dann erstaunt aus. »Das ist ja der gleiche Ring, den auch Herr Sephem trägt.«

»Eben – genau darum geht es ja.«

Lukas räusperte sich. Er war plötzlich knallrot angelaufen.

Er scharrte unruhig mit den Füßen und schüttelte nachdrücklich den Kopf.

Laura wusste ganz genau, was ihr Bruder dachte: Ist die jetzt vollkommen übergeschnappt? Sie legte die Hand auf seinen Arm und warf ihm einen beschwichtigenden Blick zu, bevor sie sich wieder an den Verleger wandte. »Auch wenn ich Ihnen den Grund leider nicht verraten kann – ich benötige dringend den Ring von Herrn Sephem. Dies hier ist nur eine Kopie.«

»Und warum bittest du ihn nicht einfach selbst darum?« Herr Longolius sah sie verwundert an. »Tephilos ist doch kein Unmensch. Wenn das so außerordentlich wichtig für dich ist, wird er bestimmt mit sich reden lassen, wenn du versprichst, seinen Ring zurückzugeben.«

»Leider nicht. Ich bin ganz sicher, dass er den Ring niemals aus der Hand geben wird.« Laura sah den Verleger beschwörend an. »Herr Sephem darf unter keinen Umständen erfahren, was mit seinem Ring geschieht. Deswegen wollen wir ihn heimlich mit diesem« – sie hob die täuschend echte Nachbildung empor – »vertauschen.«

»Ihr macht mir Spaß!« Der Verleger ließ ein ungläubiges Lachen hören. »Wie soll das denn gehen?«

»Ich hatte gedacht, Sie könnten uns dabei behilflich sein«, erklärte Laura fest. »Immerhin haben Sie gesagt, dass wir uns immer an Sie wen-



den könnten, wenn wir mal ein Problem hätten.«

»Ich soll dir Herrn Sephems Ring besorgen?«

Das Mädchen nickte stumm.

Longolius überlegte einen Moment lang. »Und Tephilos wird dadurch keinerlei Schaden zugefügt?«

»Nein«, bestätigte Laura rasch und kreuzte vorsichtshalber die Finger hinter dem Rücken. »Er kriegt den Ring wieder zurück, sobald er seinen Zweck erfüllt hat.«

Unentschieden blickte der Geschäftsmann vom einen zum anderen. Sein glatt gegeltes Haar schimmerte im Licht der einsamen Laterne, die den Parkplatz erhellte. Endlich seufzte er resigniert und nickte. »Also gut«, sagte er schließlich. »Ich will sehen, was ich für euch tun kann.«

»Danke, vielen Dank.« Laura atmete auf und strahlte ihn an. »Allerdings brauchte ich den Ring bis spätestens übermorgen Abend. Bis zu Halloween.«

»Auch das noch.« Herr Longolius runzelte die Stirn. »Aber du hast Glück, Laura. Zufällig bin ich übermorgen mit Tephilos zum Mittagessen verabredet. Da wird sich hoffentlich eine Gelegenheit zu diesem aberwitzigen Halloween-Streich ergeben.«

Fantastisch!

Laura warf ihrem Bruder einen hoffnungsvollen Blick zu. Vielleicht wird ja doch noch alles gut!

»Sei mir gegrüßt, ElySION«, sprach König Mikaaal kühl. »Es überrascht mich, dich zu sehen. Nach so vielen Jahren hätte ich mit deinem Besuch wahrlich nicht gerechnet.«

Der Hüter des Lichts senkte den Kopf. »Ich grüße dich auch«, sagte er kaum vernehmbar. »Es fällt mir nicht leicht, dir unter die Augen zu treten.«

Mikaaal antwortete nicht. Nur seine Schwingen bewegten sich sacht in der nächtlichen Brise, während er den Besucher abwartend betrachtete.

»Ich stehe tief in deiner Schuld, Mikaaal«, fuhr ElySION stockend fort. »Meinetwegen hast du deine einzige Tochter verloren. Hätte ich Niami



nicht auf die Gralsburg eingeladen, wäre sie der Feuerschlange niemals zum Opfer gefallen.«

»Niami hatte sich sehr auf den Besuch in Hellunyat gefreut«, erklärte der Gebieter der Wolkentänzer mit trauriger Miene. »Und ganz besonders auf deine Gesellschaft, ElySION!«

Der Hüter des Lichts wusste nicht, wie er fortfahren sollte. Nur zu gut erinnerte er sich daran, wie er selbst dem Besuch der Königstochter entgegengefiebert hatte. Er hatte es kaum erwarten können, die wunderschöne Niami endlich wiederzusehen. Mehr noch – er hatte inständig darauf gehofft, dass sie seine Gefühle erwiderte und sie einwilligen würde, seine Gemahlin zu werden...

Mikaais Worte rissen ihn aus der Erinnerung. »Warum nur hast du uns damals verschwiegen, dass Rygani sich in dich verliebt hatte und auf meine Tochter eifersüchtig war? Hätte ich das gewusst, hätte ich Niami niemals in der Begleitung eines einzelnen Wolkentänzers ziehen lassen. Ich hätte ihr eine ganze Schar zum Geleit mitgegeben, und sie wäre sicher nach Hellunyat gelangt. Warum nur hast du mich nicht gewarnt?« Er machte einen Schritt auf den Besucher zu und starrte ihn eindringlich an. »Warum, ElySION, warum?«

Der Hüter des Lichts versuchte dem Blick standzuhalten, schlug dann aber die Augen nieder und schüttelte gequält den Kopf. »Ich weiß es nicht, Mikaaal«, sagte er leise. »Wenn du nur ahnen würdest, wie oft ich mir diese Frage schon selbst gestellt habe! Bis heute weiß ich keine Antwort darauf.« ElySIONs Stimme war nahezu erstickt. »Vielleicht war in meinem Kopf nur noch Platz für Niami. Aber das ist keine Entschuldigung für mein Versäumnis.«

»Ich gebe dir Recht.« König Mikaaal hatte den Blick immer noch starr auf ElySION gerichtet. »Und es entschuldigt keineswegs das, was danach geschah!«

»Auch das ist richtig«, gestand ElySION. »Aber du weißt doch selbst, dass der Ring der Feuerschlange ungeahnte Kräfte besitzt, Mikaaal. Nachdem Rygani deine Tochter getötet hatte, konnte sie mit Hilfe des Rings Niamis Gestalt annehmen. Wahrscheinlich wärst selbst du dieser nieder-



trächtigen Täuschung erlegen.«

»Schon möglich.« Die Miene des Wolkentänzers verdüsterte sich. »Trotzdem hättest du die Feuerschlange durchschauen müssen. Spätestens, als sie dich gedrängt hat, gegen das uralte Gesetz zu verstoßen. Niami hätte dich doch niemals überredet, das Schwert des Lichts aus den Händen zu geben und es den Wächtern vom Menschenstern zu überlassen – niemals, ElySION!«

Der Hüter des Lichts schwieg betreten. Da die Wolkentänzer über die Einhaltung des tradierten Gesetzes wachten, war es ausgeschlossen, dass einer von ihnen ElySION jemals aufgefordert hätte, es zu übertreten. Aber auch das hatte er damals übersehen. Das unbändige Verlangen nach der wunderschönen Frau, die er für Niami gehalten hatte, hatte seine Sinne verwirrt, und so war er den Einflüsterungen der Feuerschlange erlegen.

Er hatte versagt – und die Folgen seines Vergehens reichten bis in die Gegenwart! Was aber das Schlimmste war: Nicht nur er, ElySION, hatte darunter zu leiden, sondern auch andere Wesen.

Besonders Laura, das Mädchen vom Menschenstern.

Der Hüter des Lichts sah König Mikaaal flehend an. »Hör auf mich zu quälen, bitte! Es gibt niemanden, der sich deswegen größere Vorwürfe machen würde als ich selbst.«

»Damit schaffst du die Sache auch nicht aus der Welt.«

»Ich weiß.« Mutlos fiel ElySION vor Mikaaal auf die Knie und senkte demütig das Haupt. »Ich bitte dich inständig um Vergebung«, sagte er. »Nur du kannst die schwere Last von mir nehmen, die mich seither bedrückt.«

Der Wolkentänzer blickte bekümmert auf ElySION hinab. Sein ebenmäßiges Gesicht schimmerte im hellen Licht der beiden Monde. Die Stille zwischen ihnen schien endlos zu dauern, bevor König Mikaaal dem Besucher endlich die Hände entgegenstreckte. »Erhebe dich!«, bat er mit rauer Stimme. »Ich verzeihe dir.«

»Ich danke dir«, hauchte der Hüter des Lichts erleichtert und stand auf.

»Auch für mich ist es bedeutsam, dass ich dir vergeben habe. Nun



wird die Bitternis vergehen, die mir seit jenen Tagen das Leben vergällt.«

Die beiden Männer umarmten sich. Als sie sich wieder voneinander lösten, blickte Mikaal den Hüter des Lichts forschend an. »Warum bist du nicht längst gekommen?«, wollte er wissen. »Vielleicht wäre dir dadurch so manches erspart geblieben. Und diesem Mädchen vom Menschenstern auch. Auriel hat es sich damals zur Aufgabe gemacht, den Menschenkindern gegen die Feuerschlange beizustehen und sie vor dem Schlimmsten zu bewahren. Doch obwohl er ein überaus tüchtiger Wolkentänzer ist, weiß ich nicht, ob seine Unterstützung ausreicht, damit Laura am Ende siegt.«

ElySION nickte. »Auch aus diesem Grund bin ich hier. Ich benötige deine Hilfe bei der entscheidenden Schlacht gegen Borboron, und ich möchte dich auch um einen Rat bitten, wie wir diesem Mädchen helfen können.«

»Nun«, antwortete der König der Wolkentänzer nachdenklich. »Das uralte Gebot gilt natürlich noch immer, und wir dürfen uns nicht in die Geschicke der Menschen einmischen. Dennoch können wir das Unrige dazu beitragen, damit das Böse auf dem Menschenstern nicht triumphiert. Wenn es uns gelingt, die Dunklen Mächte auf Aventerra im Zaum zu halten und Borborons Angriff abzuwehren, dann werden Laura und ihre Verbündeten nicht unterliegen.«

»Wenn das so einfach wäre!« Der Hüter des Lichts sah sein Gegenüber gequält an. »Die Feinde sind uns zahlenmäßig weit überlegen und können zudem auf ein riesiges Heer unbezwingbarer Schattenkrieger zurückgreifen. Ich sehe keine Möglichkeit, sie zu besiegen.«

Zu seiner Überraschung lächelte Mikaal zuversichtlich. »Das wundert mich nicht, ElySION. Im Gegensatz zu mir ist dir der vollständige Wortlaut der alten Prophezeiung nicht bekannt. Und die zeigt sehr wohl, wie wir gegen unsere Feinde bestehen können!«

Am Tag von Halloween fieberte Laura bereits beim Aufstehen der Nachricht von Herrn Longolius entgegen. Dabei wollte der sein Glück doch erst mittags versuchen! Alle paar Minuten schaute Laura auf die



Uhr, so sehnlich erwartete sie den Anruf des Verlegers. Doch Herr Longolius meldete sich einfach nicht. Als Lauras Handy endlich schrillte, war es bereits drei Uhr nachmittags.

»Ja?«, meldete sie sich mit wild pochendem Herzen.

Es war in der Tat Mister L. Seine Nachricht war jedoch so niederschmetternd, dass die Knie des Mädchens weich wurden und es aufs Bett sank: Herr Sephem hatte die Verabredung zum Essen kurzfristig abgesagt und auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben, ohne Maximilian einen Grund dafür zu nennen. Der Verleger versprach, Laura sofort zu verständigen, wenn Tephilos Sephem ihm einen neuen Termin vorschlug. Enttäuscht bedankte sie sich bei Herrn Longolius für dessen Bemühungen und beendete das Gespräch. Dann war es um ihre Fassung geschehen: Schluchzend warf sie sich der Länge nach aufs Bett und presste das Gesicht ins Kopfkissen.

Aus!

Es war alles aus!

Sie würde weder herausfinden, welches die richtige Pforte war, noch würde sie ihre Mutter im Reich der Schatten aufspüren. Oma Lena hatte in ihr Tagebuch geschrieben, dass nur der Ring der Feuerschlange seinem Träger den Zutritt zu Ryganis Welt ermöglichte. Laura hatte so sehr darauf gehofft, dass sie den Ring bekommen würde! Er war die einzige Möglichkeit, ihre Mutter zurückzuholen, daran glaubte sie fest.

Aber war er das wirklich?

Urpötzlich verebbte das Schluchzen des Mädchens. Laura hob den Kopf, als ihr Geistesblitz immer mehr Gestalt annahm. Der Gedanke war einfach aberwitzig. Aber dennoch – genau so musste es gehen!

Als der Schwarze Fürst Rygani am zerklüfteten Höhleneingang erblickte, musste er zugeben, dass sie einen gespenstischen Anblick bot. Sein pechschwarzes Streitross, das nicht weit entfernt im Schatten einer Erle graste, wieherte verschreckt und stieg auf die Hinterbeine. Dabei fürchtete das Pferd sonst weder Tod noch Teufel.

Die Feuerschlange schien es zu genießen, dass das Tier Angst vor ihr



hatte. Ein überlegenes Lächeln spielte um ihren lippenlosen Mund, während sie den Besucher und sein Ross mit ihren starren Reptilienaugen musterte.

Syrin, die ihren Gebieter in die finstere Schlucht begleitet hatte, in welcher der Eingang zur Unterwelt lag, würdigte die Schlangenfrau hingegen mit keinem Blick.

»Was gibt es so Dringendes?«, wollte Borboron wissen. »Warum habt Ihr mich gerufen?«

»Sssshhh! Ich habe euch etwas Wichtiges zu sagen!«, zischte Rygani.

»Sprecht! Meine Zeit ist begrenzt«, erwiderte Borboron.

»Sssshhh! Die Planung der entscheidenden Schlacht bereitet euch wohl sehr viel Mühe«, spottete die Feuerschlange. »Alles will gut überlegt sein, damit im letzten Moment nicht doch noch etwas schiefgeht, nicht wahr? Dabei sieht es schon jetzt so aus, als würde euer Plan nicht aufgehen.«

»Was wollt ihr damit sagen?«, herrschte Borboron sie an.

»Dass unser Handel geplatzt ist – ganz einfach!«

Ungläubig starrte der Schwarze Fürst Rygani an, bevor er sich der Gestaltwandlerin zuwandte. »Hast du mir nicht versichert, es wäre alles in bester Ordnung? Das wirst du mir büßen!«

»Habe ich ja au –«, hob diese an, wurde von der Feuerschlange aber sofort unterbrochen.

»Sssshhh – lasst Syrin in Ruhe!«, fuhr Rygani Borboron an. »Es ist ausnahmsweise einmal nicht ihre Schuld.« Ohne den wütenden Blicken ihrer Halbschwester Beachtung zu schenken, fuhr sie fort: »Taranos ist dahintergekommen, dass schon seit Wochen immer mehr Schattenkrieger heimlich sein Reich verlassen, um sich zu Euch in die Dunkle Festung zu begeben.«

»Verflucht!«

»Er fordert Euch deshalb auf, sie unverzüglich wieder zurückzuschicken, andernfalls...«

Borborons Augen glimmten auf. »Ja?«

»... wird er die Wirkung des Wassers, das sie alles vergessen lässt, auf-



heben – und sie werden augenblicklich zu Staub zerfallen.«

Der Schwarze Fürst war fassungslos. »Wie konnte das passieren?«, fragte er. »Wolltet Ihr ihn nicht ablenken?«

»Das habe ich auch!« Ryganis stechende Reptilienaugen fixierten ihn. »Nur dieser verfluchte Knappe trägt Schuld daran – Alarix, oder wie immer er auch heißen mag.«

»Alarik«, korrigierte Syrin.

»Von mir aus auch Alarik!«, zischte die Feuerschlange. »Seit er vom Roten Feuerdrachen getötet wurde, befindet er sich in der Unterwelt. Offensichtlich hat er das, was hier geschehen ist, genau beobachtet – und dann hatte er nichts Eiligeres zu tun, als es Taranos zu erzählen!«

»Dieser dreckige Hund!« Zornig stapfte Borboron mit dem rechten Fuß auf. »Hätte ich ihn damals doch gleich dem Henker übergeben, anstatt ihn ins Bergwerk zu schicken!«

»Das hätte an der Sache nichts geändert. Dann befände er sich jetzt ebenfalls in Taranos' Welt.« Erneut legte sich ein böses Lächeln auf das Schlangengesicht. »Wenn Ihr Euch dagegen als großherzig erwiesen und ihm die Freiheit geschenkt hättet, wäre euch dieses Debakel erspart geblieben.«

Der Schwarze Fürst wanderte vor dem zerklüfteten Höhleneingang auf und ab. Die Sonne war bereits untergegangen, und auf dem Grund der Schlucht waren nur noch Schemen zu erkennen. Nur Ryganis Feuerkleid und die unheimlich leuchtenden Augenpaare, die hin und wieder in der schwarzen Tiefe der Höhle aufschimmerten, waren in der Dunkelheit deutlich zu sehen.

Schließlich blieb der Schwarze Fürst vor Ryganis stehen. »Und wenn ich Taranos' Aufforderung nicht nachkomme?«

»Was sollte Euch das nützen?«, antwortete die Feuerschlange kühl. »Ihr wisst doch, was dann geschieht – und ein paar Aschehaufen werden Euch im Kampf gegen die Krieger des Lichts kaum etwas nützen.«

Der Schwarze Fürst gab einen Laut der Empörung von sich. »Gibt es keine Möglichkeit, den finsternen Herrn der Unterwelt umzustimmen?«

Ryganis überlegte, und für einen Augenblick trat ihre gespaltene Zun-



ge hervor. »Vielleicht gibt es doch einen Weg«, zischte sie schließlich,
»Ihr könntet Taranos einen Handel anbieten!«



Kapitel 23 Das Reich der Schatten



Lukas schaute seine Schwester so konsterniert an, als wäre sie ein Wesen von einem anderen Stern. »Nein, Laura, da mache ich nicht mit«, erklärte er dann. »Du musst verrückt geworden sein!«

»Aber wieso denn? Ich habe schon so viele Traumreisen unternommen – sogar nach Aventerra! Warum sollte ich nicht auch ins Reich der Schatten gelangen können?«

»Weil es sich dabei um eine vollkommen fremde Welt handelt, die weder zu Aventerra noch zur Erde gehört!«, antwortete der Junge aufgeregt. »Selbst ElySION hat keinen Zugang dazu, wie in Omas Tagebuch steht.«

Laura machte eine wegwerfende Geste. »Vielleicht hat er es nur noch nicht versucht? Oder es gibt dort niemanden, mit dem ihn so viel verbindet wie mich mit Mutter.« Sie trat näher an den Bruder heran. »Überleg doch mal, Lukas: Zu Halloween lichtet sich der Schleier zwischen unserer Welt und dem Reich der Schatten. Er wird durchlässig. Das hat Rygani doch selbst gesagt. Wenn es also möglich ist, dorthin zu reisen, dann heute Nacht!«

»Aber es ist gefährlich!« In Lukas' Stimme lag große Angst. »Du bist noch nie im Reich der Schatten gewesen. Du hast nicht die geringste Ahnung, was dich dort erwartet. Wie willst du Mama überhaupt finden?«

»Keine Sorge«, entgegnete Laura mit großem Ernst. Sie hatte nicht den geringsten Zweifel, dass ihr das gelingen würde.

»Durch die besondere Kraft unserer Gefühle ist es uns möglich, ein-



ander ganz nahe zu sein. Ich habe es oft genug erlebt. Die Liebe, die ich für sie empfinde, wird mich zu ihr führen – davon bin ich felsenfest überzeugt!«

Lukas musterte die Schwester schweigend. Es war ihm anzusehen, dass sich die Gedanken in seinem Kopf überschlugen. »Nehmen wir mal an, du schaffst es tatsächlich«, sagte er schließlich mit tonloser Stimme. »Was willst du dort überhaupt? Ohne den Ring der Feuerschlange kannst du Mama ja doch nicht zurückholen.«

»Ich weiß«, erwiderte Laura bekümmert. »Aber darum geht es auch gar nicht.«

»Worum denn dann?«

»Mama muss endlich erfahren, dass wir rausgefunden haben, wo sie ist, und dass wir nichts unversucht lassen, um sie zu befreien. Sie darf die Hoffnung nicht aufgeben. Das wäre das Schlimmste, was passieren kann.«

»Nein, Laura«, widersprach der Bruder energisch. »Es wäre noch viel schlimmer, wenn die Feuerschlange dich erwischt. Dann würde ich dich auch noch verlieren, und zudem gäbe es niemanden mehr, der Mama retten könnte.«

Das hatte Laura nicht bedacht, doch sie war wild entschlossen, die Traumreise dennoch zu wagen. »Lass es mich einfach versuchen – bitte, Lukas! Vielleicht klappt es ja auch nicht. Und falls doch, kannst mich jederzeit wecken, wenn dir etwas verdächtig vorkommt!« Tränen standen in Lauras Augen, so verzweifelt war sie. »Bitte, Lukas – nur einen einzigen Versuch!«

Einige Augenblicke lang starrte der Bruder sie nachdenklich an. Aus seinen Augen las Laura Verzweiflung, aber auch einen hoffnungsvollen Schimmer. Schließlich willigte er ein. »Ich hoffe, ich bereue das nicht«, seufzte er und schloss Laura fest in die Arme. »Pass gut auf dich auf, Schwesterherz! Versprochen?«

Laura nickte beklommen. »Ja«, hauchte sie mit heiserer Stimme, bevor sie sich von ihm löste und sich auf seinem Bett ausstreckte.



»Einen Handel?« Der Schwarze Fürst konnte sich nicht vorstellen, was Rygani im Sinn hatte.

»Ssshhh!«, zischte die Feuerschlange. »Taranos ist, genau wie Ihr, doch ständig darauf bedacht, seine Macht zu mehren. Es scheint, als könne er nie genug davon besitzen.«

»Natürlich.« Der Schwarze Fürst lächelte schmal. »Taranos fürchtet sicher, dass ihn eines fernen Tages jemand Stärkeres vom Thron stürzt. Eine falsche Schlange wie Ihr, zum Beispiel.«

Die Feuerschlange überhörte seine Bemerkung bewusst. »Taranos ist aus diesem Grund daran gelegen, die Zahl seiner Untertanen möglichst groß zu halten.«

»Auch das ist verständlich«, erwiderte Borboron. »Je mehr Krieger unter seinem Befehl stehen, desto schwieriger ist es, ihn zu besiegen.«

Ryganis Reptilienaugen funkelten böse. »Vielleicht überlegt Taranos es sich noch anders, wenn Ihr verspricht, ihm nach der Schlacht mit ElySION doppelt so viele Krieger zu schicken, wie er Euch zur Verfügung gestellt hat!«

»Wie stellt Ihr Euch das vor?« Borboron zögerte für einen Moment. »Selbst wenn ich ElySION und seine Kreaturen des Lichts besiegt habe, kann ich auf keinen meiner Kämpfer verzichten.«

Rygani warf ihm einen lauernden Blick zu. »Warum denn nicht? Selbst dann bleibt Euch immer noch eine stattliche Anzahl von Kriegern. Zudem werdet Ihr in der blutigen Schlacht Eure Feinde ganz erheblich dezimieren.«

»Dezimieren?« Der Schwarze Fürst ließ ein grausames Lachen erschallen. »Nicht einer dieser Hunde wird das Morgengrauen erleben, das verspreche ich Euch!«

»Was habt Ihr also zu befürchten?« Rygani legte ihm eine Krallenhand sanft auf den Unterarm. »Diese Toten werden fortan Taranos dienen. Und Eure Schwarze Garde wird allemal ausreichen, um Eure Macht zu sichern.«

»Ihr habt Recht!« Den sicheren Sieg vor Augen, verzog Borboron die Lippen zu einem höhnischen Grinsen.



»Und falls Ihr den Kampf verlieren solltet –«

»Unsinn! Solange ich auf die Schattenkrieger bauen kann, ist das völlig ausgeschlossen!«

Rygni entgegnete nichts. Das Glitzern in ihren Reptilienaugen allerdings verriet, wie sehr es sie freute, den Tyrannen aus der Fassung gebracht zu haben.

»Und selbst wenn es so wäre...« Der Anführer der Dunklen Heere starrte finster in die Ferne. »... Die kommende Schlacht wird über unser beider Schicksal entscheiden – über das des verfluchten ElySION und über mein eigenes. Wer den Kampf verliert, wird auch sein Leben verlieren – und weshalb sollte mich in diesem Fall das Schicksal meiner Krieger kümmern?«

Rygni gab sich keine Mühe, ihr triumphierendes Lächeln zu unterdrücken. »Warum schlagt Ihr dann nicht ein?« Auffordernd streckte sie dem Schwarzen Fürsten die Hand entgegen.

»Abgemacht!« Borboron ergriff die Klaue der Schlangenfrau. »So sei es!«

»So sei es«, wiederholte die Feuerschlange feierlich. »Vorausgesetzt, Taranos lässt sich darauf ein. Aber das wird er, keine Sorge!« Bevor sich Rygni wieder in die Höhle zurückzog, gab sie Borboron noch eine Mahnung mit auf den Weg: »Glaubt bloß nicht, Taranos überlisten zu können. Er wird die Schlacht verfolgen – und wenn einer der Schattenkrieger nach ihrem Ende flüchten und nicht zu ihm zurückkehren sollte, wird er augenblicklich zu Staub zerfallen!«

Als Laura die Augen aufschlug, befand sie sich in einer Welt, die sie noch nie zuvor gesehen hatte. Es war, als betrachte sie alles um sich herum wie durch einen dichten Schleier, der einen genaueren Einblick verwehrte. Alles war in ein fahles Grau getaucht. Das Mädchen konnte weder einen Himmel noch einen Horizont erkennen, in der Ferne schien alles im Nichts zu enden. Dann erkannte Laura, dass sie sich auf einer Art Ebene befand, die von Kieselsteinen und Schotter bedeckt war. Ein eisiger Wind fegte darüber hinweg, dessen Heulen in den Ohren



schmerzte. Undeutliche Schemen tauchten vor ihr auf, die ohne Ziel herumzuirren schienen. Laura hätte nicht sagen können, worum es sich dabei handelte. Um menschenähnliche Wesen? Um tanzende Schatten? Oder waren es am Ende nur Trugbilder, die durch eine Sinnestäuschung hervorgerufen wurden? Die Kälte, die ihr durch Mark und Bein ging und sie trotz ihres dicken Steppanoraks erbärmlich frieren ließ, beruhte bestimmt nicht auf Einbildung!

Die Schemen gaben seltsame Geräusche von sich, die wie eine Mischung aus Klagelauten und unheimlichem Rauschen klangen, und nahmen keinerlei Notiz von Laura.

Mit einem Mal erblickte sie einen fahlen Lichtschein in der Ferne. Laura fühlte sich magisch angezogen von dem gelben Schimmern. Sie stolperte darauf zu. Der Untergrund war seltsam schwammig und bot keinerlei Halt, sodass sie nur schwer vorankam. Bei jedem Schritt schien der Boden unter ihren Füßen nachzugeben – und dennoch sank sie, sehr zu ihrem eigenen Erstaunen, nicht einen Millimeter ein. Jede Bewegung war unendlich mühsam und kostete unsäglich Kraft. Laura wusste nicht mehr, wie lange sie sich schon quälte, als sich in dem grauen Nichts plötzlich eine Öffnung auftat. Darin schimmerte das fahle Gelb, das Laura unwiderstehlich anzog. Immer weiter folgte sie dem unwirklichen Leuchten, bis sie eine Art Höhle erreichte. Der Raum war erfüllt von gelblichem Licht, dessen Quelle nicht zu erkennen war. Inmitten des unwirklichen Scheins standen zwei Gestalten. Sie waren ähnlich konturlos und schemenhaft wie die Schatten auf der Geröllebene – und dennoch erkannte Laura sie sofort:

Es waren ihre Mutter und die Feuerschlange!

Endlich!

Der Anblick, den Anna bot, war Mitleid erregend. Sie war nur noch ein blasses, fast durchscheinendes Abbild ihrer früheren Person. Oder lag das nur an ihrem traurigen Blick? Laura las unsägliches Leid in Annas verhärmttem Gesicht, und doch glimmte in den Augen der Mutter noch ein Funken Hoffnung.

Auch die Feuerschlange war an diesem Ort nur ein Schemen des



Furcht erregenden Wesens, das Laura im Schlafzimmer ihrer Großmutter erblickt hatte. Dennoch spürte Laura Ryganis abgrundtief böse Aura. Ein scharfer Schmerz, spitz wie eine Lanze und heiß wie Lava, durchbohrte ihr Herz, während die Angst ihren Brustkorb einschnürte. Laura war wie gelähmt. Obwohl Anna und Rygani nur wenige Schritte von ihr entfernt standen, schienen die beiden sie nicht wahrzunehmen. Trotz der Nähe drangen die Worte, welche die Feuerschlange ihrer Mutter entgegenzischte, wie aus weiter Ferne zu dem Mädchen.

»Sssshhh«, zügelte Rygani. »Hoffst du immer noch darauf, dass dein Balg dich zurück in die Welt der Menschen holt? Du Närrin! Warum bist du nur so töricht? Du solltest längst wissen, dass deine Lage aussichtslos ist.«

»Nur wer aufgibt, hat schon verloren«, gab Anna mit schwacher, aber ruhiger Stimme zurück. »Mit der Kraft des Lichts kann alles gelingen.«

»Sssshhh! Sprüche – nichts als alberne Sprüche!«, herrschte die Feuerschlange sie an. »Hast du schon vergessen? In meinem Reich herrschen andere Gesetze als auf Aventerra und auf dem Menschenstern. Elysion hat hier ebenso wenig zu bestimmen wie Borboron. Hier ist alles meinem Willen unterworfen.«

»Nicht ganz, Rygani!«, entgegnete die Mutter furchtlos. »Taranos ist dein Gebieter – und selbst er muss sich den uralten Gesetzen beugen. Genau wie du, Rygani!«

»Ach, was!« Rygani machte eine unwirsche Geste. Dann verwandelte sie sich, und die drei Schlangenhäupter erschienen, die Laura schon einmal gesehen hatte. »Seit die Geister, die den Lauf der Welten bestimmen, mich in dieses finstere Reich verbannt haben, ist es noch keinem meiner Opfer gelungen, wieder auf den Menschenstern zurückzukehren. Und auch du hoffst vergeblich, denn diese Göre, auf die du so sehr vertraust, wird an ihrer Aufgabe scheitern.«

»Du irrst dich, Rygani. Laura wird mich befreien. Das fühle ich ganz genau.« Anna legte die Schattenhand auf ihre Brust. »Aber das kannst du natürlich nicht nachempfinden. Weil dir das Gefühl der Liebe fremd ist!«

»Sssshhh!!!«, zischte die Feuerschlange voller Wut. »Nur törichte We-



sen wie ihr Menschenkinder glauben an den Unsinn, den man ihnen darüber erzählt.«

»Spotte nur!«, erwiderte Anna. »Aber der Tag ist nicht fern, an dem du ihre besondere Kraft kennen lernen wirst. Und dann wird sie dich zerstören.«

»Hüte deine Zunge!« Die Feuerschlange war außer sich vor Zorn. »Sonst wird es dir übel ergehen!«

»Töte mich doch«, entgegnete die Mutter ruhig, »damit ich auch zum Schatten werde wie die Untertanen von Taranos!«

»Du sehnst dich wohl danach, die Erinnerung zu verlieren, was?« Rygani ließ ihr höhnisches Lachen erklingen. Obwohl es nur wie aus weiter Ferne zu ihr drang, versetzte es Laura in Entsetzen. »Aber genau diese Erinnerung ist es doch, die dir die unsäglichen Qualen bereitet, an denen ich mich täglich ergötze. Zu wissen, dass deine Familie dich für tot hält, ist für dich weit schlimmer zu ertragen als der Tod!«

Anna antwortete nicht. Doch Laura spürte, dass Rygani sie bis ins Mark getroffen hatte.

»Glaubst du wirklich«, fragte die schreckliche Schlange höhnisch, »Laura sei zu dem großen Opfer bereit, das sie erbringen muss, um den Bann zu lösen, unter dem du stehst?« Erneut schallte das schaurige Lachen der Schlange durch den Raum. »Du Närrin! Es ist ihr nicht einmal gelungen, sich in den Besitz meines Ringes zu bringen. Und sie hat den wahren Grund nicht durchschaut, aus dem du hierher verschleppt wurdest. Wenn sie wüsste, dass du hier bist, damit ich mich an deinem Leid erquicken und darüber mein eigenes vergessen kann, würde es ihr das Herz brechen. Dein Schmerz hält mich am Leben, wie schon die Schmerzen all derjenigen, die lange vor dir das gleiche Schicksal erlitten haben.«

»Schweig!«, stöhnte Anna. »Schweig doch endlich, du Monstrum!«

Die Feuerschlange lachte nur. Flammen züngelten aus ihren drei Mäulern. »Deine Tochter kann nur gegen mich verlieren. Es würde Laura nichts nützen, wenn sie meinen Ring tatsächlich in die Finger bekäme. Sie würde seiner Kraft erliegen. Mein Ring erweckt eine unsäg-



liche Gier in den Menschen und macht sie blind. Sie sind dann leicht zu täuschen und erkennen nicht mehr, worauf es wirklich ankommt. Aber wenn es dich beruhigt, Närrin – dein Balg wird niemals in den Besitz des Ringes gelangen. Auch wenn Laura noch nichts davon ahnt – ihr Schicksal ist längst entschieden. Sie ist rettungslos verloren – und damit auch du!«

»Rede dir nur Mut zu!«, sagte Anna Leander, die sich wieder gefangen hatte. »Du wirst ihn brauchen. Laura wird den Bann brechen, der mit diesem verfluchten Ring verbunden ist.« Auf Annas zartem Gesicht erschien ein Lächeln, und mit einem Mal fühlte Laura sich ihr sehr nahe. Sie spürte die Liebe, die Anna für sie empfand, und sie fühlte, wie sehr die Mutter an sie glaubte.

Die Schlangenköpfe zogen sich zurück, und Rygani verwandelte sich wieder in die Frau mit dem flammenden Haar. »Unsinn!«, zischte sie. »Die Zeit verrinnt, und der Tag wird dämmern, der über dein Schicksal entscheidet. Nur in einer einzigen Nacht ist es möglich, dass deine Hoffnung sich erfüllt. Und das kann nur geschehen, wenn Laura die Prophezeiung richtig zu deuten weiß und auch danach handelt. Allerdings kennt sie den entscheidenden Spruch nicht, mit dem sie dir helfen könnte! Darum bin ich ganz gewiss: Sobald diese Nacht verstrichen ist, wirst du auf ewig in meinem Reich ausharren müssen!«

In diesem Augenblick hörte Laura eine Stimme in ihrem Kopf. Es war die Stimme ihrer Mutter. »Ich wusste, dass du kommen wirst, Laura!«, flüsterte Anna besorgt. »Aber jetzt verschwinde schnell von hier, mein Schatz, sonst wirst du nie mehr aus diesem Traum erwachen! Noch kann Rygani dich nicht spüren. Aber sobald sie dich entdeckt, wird sie auch dich zum Schatten machen – und wir sind beide verloren.«

Der Feuerschlange war nicht entgangen, dass Annas Aufmerksamkeit einem anderen Wesen galt als ihr. Die gespaltene Zunge schoss aus Ryganis Mund und bewegte sich rasch hin und her – als nähme sie Witterung auf. Schließlich wandte sie sich um und blickte genau in Lauras Richtung. Es war, als loderte es rings um sie auf, und dann schossen die drei Schlangenköpfe aus ihrem Hals hervor. Die Mäuler weit aufgerissen



und die fürchterlichen Giftzähne entblößt, so bewegte sie sich blitzschnell auf das Mädchen zu. Laura wich zurück und schrie gellend auf.

Lukas starrte voller Panik seine Schwester an, die sich kreischend auf seinem Bett hin und her warf. Noch ehe er eingreifen konnte, verstummte sie plötzlich. Lauras Bewegungen erstarben, und alles Leben schien aus ihrem Körper zu weichen.

Der Junge glaubte, sein Herz müsse stehen bleiben. Außer sich vor Entsetzen, beugte er sich über die Schlafende und packte sie an den Schultern. »Wach auf, Laura!«, brüllte er und rüttelte sie fest. »Aufwachen, Laura, bitte!«

Doch es half nichts!

Laura rührte sich nicht mehr, und ihr Puls war kaum noch fühlbar.

Zum Glück brauchte der Rettungswagen nicht länger als fünfzehn Minuten. Trotzdem kam Lukas die Viertelstunde wie eine halbe Ewigkeit vor. Aurelius Morgenstern, Miss Mary und Percy Valiant waren dabei, als die Sanitäter Laura auf einer Trage in den Krankenwagen schoben.

Der Notarzt hatte nicht sagen können, was Laura fehlte. Nach der Untersuchung gab er nur an, dass sie in einen komatösen Zustand gefallen sei. Er bat Lukas und Direktor Morgenstern, die Untersuchungen abzuwarten, die man in der Klinik durchführen würde.

Tränen standen in Lukas' Augen, als der Krankenwagen vom Hof rollte. Immer wieder hallten die Worte in seinem Kopf nach, die der Notarzt gesprochen hatte, als der Junge sich nach dem Zustand seiner Schwester erkundigt hatte.

»Wird sie überleben?«, hatte Lukas bang gefragt.

Der Notarzt hatte erst Direktor Morgenstern und dann den Jungen angeschaut, bevor er sich zu einer ehrlichen Antwort entschloss: »Ich weiß es nicht, mein Junge. Der Zustand deiner Schwester ist sehr ernst.«



Kapitel 24 Blitzlinge und Donnerwommer



Alienor staunte über die drolligen Gestalten, die sich in ihrer Nähe tummelten. Mit den fledermausartigen Flügeln sahen sie aus wie eine Kreuzung aus einer großen Eidechse und einem kleinen Swuupie, wenngleich die Kerlchen – sie maßen nicht mehr als eine Elle – sich im Gegensatz zu diesen aufrecht vorwärtsbewegten, solange sie sich am Boden aufhielten. Meistens allerdings sausten diese kleinen Verwandten der Drachen geschickt und geschwind durch die Lüfte. Ihre Köpfe zierten gezackte Hautkämme, die Gliedmaßen endeten jeweils in drei krallenartigen Fingern oder Zehen. Ihr Drachenschwanz, der in etwa so lang war wie ihr Körper, diente ihnen beim Fliegen zur Steuerung und stabilisierte gleichzeitig ihre Bewegungen. Die eine Hälfte der seltsamen Wesen hatte eine rote Haut und trug enge Gewänder in der gleichen Farbe, während die andere Hälfte eine dunkle Hautfarbe besaß und in schwarze Gewänder gekleidet war. Bis auf diesen Unterschied sahen die kleinen Fledermausdrachen einander zum Verwechseln ähnlich.

Alienor musterte den Sturmdrachen, der neben ihr auf der Wiese hoch über den Klippen der kleinen Insel lagerte, neugierig. »Was hat es mit den unterschiedlichen Farben auf sich?«, wollte sie wissen und wies mit dem Kopf auf die putzigen kleinen Drachen.

»Die roten Kerlchen sind die Blitzlinge, die schwarzen die Donnerwommer«, antwortete Silberschwinge freundlich.

Der Sturmdrache hatte dem Mädchen schon während des Flugs erklärt, dass die Geschöpfe, die die östlichste Insel im großen Sternenmeer bewohnten, für die Gewitter zuständig waren. Doch Alienor konnte



beim Anblick der friedlich aussehenden Tierchen nicht verstehen, wie sie diese Aufgabe bewerkstelligten. Aus diesem Grund hatte Silberschwinge sie zur Übungswiese mitgenommen, die hoch auf den Klippen gelegen war. Dort hielten die Blitzlinge und Donnerwommer unter Anleitung der beiden Obergewittermeister Potz und Blitz regelmäßig Übungen ab. Denn natürlich wollte das Gewittermachen genauso geübt sein wie jede andere fantastische Fertigkeit, etwa das Traumspinnen oder das Nebelflößen.

Dem Drachen war die Verwunderung des Mädchens nicht entgangen. »Schau her, Alienor«, sagte er. »Eigentlich ist es ganz einfach: Die Blitzlinge und Donnerwommer unterscheiden sich nicht nur in ihrer Hautfarbe, sondern ihre Körper verfügen auch über gegensätzliche Energien.«

»Das habe ich mir gemerkt«, erwiderte Alienor eifrig. »Die Blitzlinge sind positiv und die Donnerwommer negativ geladen.«

»Was du nicht sagst!« Silberschwinge schmunzelte. »Solange die Blitzlinge oder die Donnerwommer unter ihresgleichen sind, geschieht überhaupt nichts. Stößt aber ein Blitzling mit einem Donnerwommer zusammen, so entlädt sich die Energie ihrer Körper in Form eines Blitzes, der von einem Donnerschlag begleitet wird.«

»Und das ergibt dann ein Gewitter?«

»Natürlich! Nur mit dem Unterschied, dass es zu einem ordentlichen Gewitter mehr braucht als nur einen Blitzling und einen Donnerwommer, sondern gleich mehrere von ihnen, die bestimmte Flugbahnen einhalten müssen.«

»Wie viele braucht man denn für ein Gewitter?«

»Hunderte, manchmal Tausende«, wusste Silberschwinge.

»Aber wie fast überall kommt es auch hier nicht allein auf die Menge an. Entscheidend ist eher, wie die Blitzlinge und Donnerwommer ihre besondere Energie einsetzen. Gewitter ist nicht gleich Gewitter. Angefangen vom leichten Wetterleuchten bis hin zu einem heftigen Gewittersturm, bei dem mächtige Blitze vom Himmel zucken und von lauten Donnerschlägen begleitet werden, gibt es die unterschiedlichsten Arten von Unwettern. Und genau darin besteht die hohe Kunst des Gewitter-



machens: Die Zusammenstöße der Blitzlinge und Donnerwommer müssen so stark oder schwach sein, dass das jeweils gewünschte Unwetter dabei herauskommt. Deshalb heißt es für die kleinen Kerle üben, üben und nochmals üben.«

Alienor wollte gerade antworten, als schrille Laute an ihr Ohr drangen. Sie tönnten aus den Trillerpfeifen der beiden Obergewittermeister Potz und Blitz, die eben auf die Übungswiese flogen.

Im Gegensatz zu ihren Schützlingen waren Blitzling Potz und Donnerwommer Blitz in leuchtend gelbe Anzüge gekleidet. Der Stimme von Potz, der als Erster das Wort ergriff, war anzuhören, dass er gewohnt war, das Kommando zu übernehmen. »Heute steht ein leichtes Herbstgewitter auf dem Übungsplan, Männer!«, schnarrte er. »Wir beginnen also mit einem leichten, aber bedrohlichen Grummeln, das sich recht schnell in einige heftige Blitzkaskaden steigert, um sich dann eilig zu verziehen – verstanden?«

»Jawoll, Meister Potz!«, antwortete die Schar im Chor.

»Wie immer zuerst die Trockenübung«, befahl nun Meister Blitz, »bevor wir den Ernstfall simulieren. Und noch etwas: Wie ihr seht, haben wir heute hohen Besuch.« Der Obergewittermeister deutete zu Silberschwinge hinüber, der ihm mit beiden Köpfen freundlich zunickte. »Unser verehrter Gebieter, der große Sturmdrache, erweist uns die Ehre seiner Anwesenheit. Also macht mir keine Schande und zeigt, was ihr könnt! Alles klar, Männer?«

»Jawoll, Meister Blitz!«, schallte es aus gut zwei Dutzend Kehlen.

Was mag nur eine Trockenübung sein?, fragte Alienor sich.

Als habe Sturmdrache ihre Gedanken gelesen, wandte er ihr beide Köpfe zu und sagte: »Sie üben in Schutzanzügen, damit sich beim Zusammenprall nur geringe Teile ihrer Haut berühren. Das hat nur leichte Entladungen zur Folge, die höchstens ein Wetterleuchten hervorrufen, wenn überhaupt. Erst wenn sie ohne die Schutzanzüge zusammenstoßen, werden die Mengen an Energie freigesetzt, die für ein anständiges Gewitter benötigt werden.«

»Ach, so ist das.« Alienor beobachtete, dass die Blitzlinge und Don-



nerwommer inzwischen ihre Positionen eingenommen hatten und sich auf der Wiese jeweils in drei Viererreihen gegenüberstanden.

»Nein, nein, nein!« Obergewittermeister Potz schüttelte energisch den Kopf. »Nicht die klassische Viererkette, Männer! Die ist genauso überholt wie die Raute! Hatten wir uns nicht auf die Eins-Zwei-Drei-Vier-Formation geeinigt? Den Pfeil, wie Meister Blitz die Aufstellung genannt hat?«

»Jawoll, Meister Potz!«

»Dann mal hurtig!«, übernahm Meister Blitz das Kommando. »Worauf wartet ihr denn noch? Auf meinen Pfiff geht's los!«

Es dauerte nur einen kurzen Augenblick, bis die Blitzlinge und Donnerwommer sich neu formiert hatten. Der Anpfiff ertönte, und schon stürmten die Kerlchen aufeinander zu. Sie verhielten sich jedoch so behutsam, dass es nicht zu ernsthaften Zusammenstößen kam.

Alien erkannte schnell, worin die Kunst des Gewittermachens bestand: Entscheidend war vor allem, wie die Blitzlinge und Donnerwommer aufeinanderprallten. Sie hielten den Körperkontakt so kurz wie möglich, um gleich danach mit dem nächsten zusammenzustoßen, worauf sie sich umgehend einen neuen Partner suchten. Auf diese Weise herrschte bereits nach kurzer Zeit ein scheinbar unüberschaubares Gewimmel auf der Übungswiese, das bei näherer Betrachtung in genau geplanten und durchdachten Bahnen ablief.

Ein durchdringender Pfiff beendete die Übungseinheit. Obwohl das Ganze eher spielerisch ausgesehen hatte, waren einige der kleinen Gesellen außer Atem. Keuchend scharten sie sich um die beiden Obergewittermeister, um sich deren Kommentare anzuhören.

»Das war schon sehr schön«, hob Meister Potz an, »auch wenn man noch einiges verbessern kann. Ihr Roten« – er wandte sich den Blitzlingen zu – »seid zu wenig über die rechte Flanke gekommen, und auch das Zusammenwirken im Mittelfeld lässt noch sehr zu wünschen übrig. Das muss alles viel schneller und vor allen Dingen genauer werden, verstanden?«

»Jawoll, Meister Potz!«



»Und ihr Schwarzen seid die Zusammenstöße viel zu langsam angegangen, und auch die Zuordnung hat noch nicht richtig gestimmt. Ihr müsst eure Positionen genau einhalten, ist das klar?«

»Jawoll, Meister Blitz!«

»Gut!«, sagten die beiden Obergewittermeister wie aus einem Mund. Meister Potz setzte eine gewichtige Miene auf und begann mit den Anweisungen: »Und jetzt wird es ernst. Schutzkleidung ablegen, und ab mit euch in die Luft! Am Ende der Übung wollen wir einen Blitz sehen, der diese Bezeichnung auch verdient und genau in unseren Zielbaum einschlägt!« Damit deutete er hinunter zum Fuß der Klippen, wo sich ein mächtiger Baum erhob. Dieser trug keine Blätter mehr und war fast vollständig verkohlt. Offensichtlich waren viele der Übungen bereits erfolgreich gewesen.

Die Blitzlinge und Donnerwommer schlüpfen rasch aus ihren Anzügen und wollten gerade abheben, als am Horizont eine Wolkenbarke sichtbar wurde, die sich rasch näherte.

Silberschwinge erhob sich überrascht. »Nanu?«, sagte er. »Wer mag das wohl sein?«

Die Wolkenbarke war aus Äther und Wolkengespinnt gefertigt und wurde von den Wolkentänzern meistens zum Transport von Gütern benutzt. Nachdem sie auf der Wiese gelandet war, stellte sich jedoch heraus, dass zwei Passagiere an Bord waren: König Mikaaal und ElySION.

Unter den Blitzlingen und Donnerwommern hob angesichts des hohen Besuchs ein großes Raunen an. Auch Silberschwinge war sichtlich überrascht, als der Herrscher der Wolkentänzer und der Hüter des Lichts Seite an Seite vor ihn traten.

ElySION deutete eine Verbeugung an. »Seid mir gegrüßt, großer Sturm-drache«, sagte er ehrerbietig, »Herrscher über die Winde und Stürme.«

Der Drache mit dem silbrigen Schuppenkleid hatte sich erhoben und beugte nun seinerseits die Häupter. »Auch ich entbiete Euch meinen Gruß, ElySION« – er wandte sich dem obersten Wolkentänzer zu –, »und Euch natürlich auch, König Mikaaal!«

Alienor hielt sich hinter dem mächtigen Leib des Sturm-drachen ver-



steckt. Sie fürchtete, von ihrem Herrn getadelt zu werden. Schließlich hatte sie die Gralsburg, in der sie der Heilerin Morwena als Elewin diente, nur verlassen, um Schmatzfraß, den Swuupie ihres ums Leben gekommenen Bruders Alarik, nach Hellunyat zurückzuholen. Stattdessen hatte sie das kleine Wesen bei Riaanu zurückgelassen und Silberschwinge zur Insel der Blitzlinge und Donnerwommer begleitet. Allerdings hatte Alienor es versäumt, ihrer Herrin eine Botschaft zukommen zu lassen. Bestimmt sorgte Morwena sich bereits sehr um sie. Eine Rüge von Elysion wäre deshalb mehr als verdient, und so hielt es Alienor für klüger, sich seinen Blicken zu entziehen. Zu ihrer großen Überraschung jedoch sprach der Hüter des Lichts sie an. »Du kannst das Versteckspiel lassen, Alienor. Ich weiß, dass du da bist.«

»Verzeiht«, sagte das Mädchen, während es mit gesenktem Kopf vor seinen Herrn trat. »Ich wollte Euch noch heute eine Nachricht über-«

»Nicht nötig«, schnitt der Herrscher der Gralsburg ihr das Wort ab. »Pfeilschwinge, der Adler des Lichts, hat seine Augen überall. Wir wissen also längst, wo du dich herumtreibst.« Sein sanftes Lächeln zeigte, dass er ihr gegenüber keinen Groll empfand. Dann wandte Elysion sich an die Obergewittermeister. »Ich grüße Euch, Meister Potz und Meister Blitz. Lasst Euch durch meine Anwesenheit nicht stören! Wir alle sind auf die Künste Eurer Schützlinge angewiesen, und so bitte ich Euch mit der Übung fortzufahren.«

Meister Potz und Meister Blitz wirkten beglückt über die freundlichen Worte. Die Anwesenheit der hohen Herren schien sie zunächst etwas eingeschüchtert zu haben, doch sie beeilten sich, Elysions Aufforderung nachzukommen. »Aber natürlich, Herr, selbstverständlich!«, antworteten sie wie aus einem Mund, bevor sie sich mit einem tiefen Diener zu ihren Schützlingen zurückzogen.

Während es nun über der Bucht blitzte und donnerte, dass es eine Pracht war, setzte sich der hohe Besuch zu Silberschwinge und Alienor auf die Wiese.

Der Hüter des Lichts ergriff als Erster das Wort. »Bevor ich mein eigentliches Anliegen vortrage«, sprach er zum Sturmdrachen, »möchte ich



Euch mein großes Bedauern aussprechen.«

Die Drachenköpfe hoben sich überrascht. »Wofür denn?«

»Dass Euer Bruder, der große Drachenkönig Rahab, vor unzähligen Jahren von den Menschen getötet wurde. Wenn ich das uralte Gesetz nicht gebrochen und den Wächtern vom Menschenstern das Schwert Hellenglanz nicht überlassen hätte, wäre das niemals geschehen.«

Silberschwinge nickte gedankenvoll. »Damit mögt Ihr Recht haben, ElySION. Wir wissen jedoch alle, dass Ihr damals unter dem unseligen Einfluss der Feuerschlange gestanden habt, die euch niederträchtig getäuscht hatte.«

»Ich hätte sie durchschauen müssen«, warf der hochbetagte Herrscher bekümmert ein, wurde aber sofort unterbrochen.

»Laura, das Mädchen vom Menschenstern, hat Eure Schuld längst gesühnt. Sie hat dafür gesorgt, dass das Schwert des Lichts wieder im alten Glanz erstrahlt und mächtiger ist denn je. Auch ich bin Laura sehr dankbar, denn sie hat mir meinen richtigen Namen zurückgegeben und mich dadurch von meinem schrecklichen Schicksal erlöst.«

Die beiden Drachenköpfe näherten sich dem Antlitz des Herrschers. »Dieses Menschenkind hat dafür gesorgt, dass wir einander wieder vertrauen können, ElySION.«

Der Hüter des Lichts nickte. »Darüber bin ich sehr froh.«

»Lasst uns also den alten Zwist begraben, damit zwischen den Drachen und den Kriegern des Lichts endlich Frieden herrscht.«

»Nichts lieber als das!«, antwortete ElySION mit einem schnellen Blick auf König Mikaal, der ihm beipflichtete.

»Nur so können wir unseren gemeinsamen Feind überwältigen«, fuhr Silberschwinge fort. »Der Schwarze Fürst schreckt vor nichts zurück. Selbst meine Untertanen werden nicht von ihm verschont. Deshalb sollten wir gemeinsam überlegen, wie wir gegen ihn vorgehen können.«

»Aus diesem Grund wollte ich Euch sprechen«, erklärte ElySION. »Ich wollte Euch und Eure Untertanen bitten, uns mit Euren besonderen Fähigkeiten zur Seite zu stehen und uns zu helfen, den Dunklen Heeren Einhalt zu gebieten.«



»Wie stellt Ihr Euch das vor?«, fragte Silberschwinge aufmerksam und reckte die Köpfe empor.

»Gemach, gemach!« Der Eifer des Drachen ließ den Hüter des Lichts schmunzeln. »Das werdet Ihr schon rechtzeitig erfahren!«

In diesem Moment stießen die Blitzlinge und Donnerwommer so heftig zusammen, dass sich ihre Energien in einem gewaltigen Blitz entluden. Begleitet von ohrenbetäubendem Donner, zuckte dieser auf den Fuß der Klippen zu und fuhr genau in den Zielbaum, der von der Wucht des Einschlags in der Mitte gespalten wurde und augenblicklich Feuer fing.

Eine Woche lang bangte Lukas um seine Schwester. Ihr Zustand war Besorgnis erregend, zumal die Klinikärzte nicht herausfinden konnten, was ihr eigentlich fehlte. Obwohl sie das Mädchen mehrmals von Kopf bis Fuß genauestens untersuchten, kamen sie zu keinem eindeutigen Befund. Dies machte eine Behandlung beinahe unmöglich. Auch der Universitätsprofessor, den die Ärzte zu Rate zogen, stand vor einem Rätsel. Dabei galt er weltweit als Koryphäe auf seinem Gebiet. Einen Fall wie diesen, so erklärte der Mediziner bestürzt, habe er in seinem langen Leben noch nicht erlebt. Da alle indizierten Medikamente keine Wirkung gezeigt hätten, könne man nur noch abwarten und auf die Selbstheilungskräfte der Patientin vertrauen.

Zu Beginn der zweiten Woche wurde endlich Entwarnung gegeben. Laura hatte das Bewusstsein zwar noch immer nicht wiedererlangt, aber ihre lebenswichtigen Organe arbeiteten normal, sodass die Krise überwunden zu sein schien. Lukas war unendlich erleichtert. Während Laura auf der Intensivstation lag, hatten ihn die schlimmsten Selbstvorwürfe gequält. Ich hätte verhindern müssen, dass sie diese wahnwitzige Traumreise ins Reich der Schatten unternimmt!

Aurelius Morgenstern, dem der Junge die ganze Geschichte nach langem Zögern gebeitet hatte, war zwar nicht erfreut über das eigenmächtige Handeln der beiden, versuchte Lukas aber dennoch zu trösten. »Glaub mir, Lukas – du hättest deine Schwester ohnehin nicht von ih-



rem Vorhaben abbringen können. Und wer weiß, was geschehen wäre, wenn du nicht über ihre Traumreise gewacht hättest. Dann hätte sie diese bestimmt allein unternommen. Niemand hätte gemerkt, dass etwas nicht stimmt, und niemand hätte den Notarzt alarmieren können. Laura wäre vielleicht gestorben!« Aurelius Morgenstern machte ein sorgenvolles Gesicht. »Es ist gut, dass du dabei warst«, fügte er hinzu.

Doch die freundlichen Worte des Direktors konnten Lukas nicht trösten.

Auch Marius Leander, der sofort nach Ravenstein zurückgekehrt war, als er von Lauras Zustand erfuhr, machte seinem Sohn keine Vorwürfe. Gemeinsam bangten sie um Lauras Leben und wechselten sich an ihrem Krankenbett ab. Und selbst Sayelle zeigte sich so besorgt um das Wohl ihrer Stieftochter, dass das Misstrauen, das der Junge ihr gegenüber hegte, schwand. Der Stiefmutter schien wirklich etwas an Lauras Genesung zu liegen, denn sie verbrachte ihre knapp bemessene freie Zeit an deren Bett.

Erst nach zwei Wochen erlangte das Mädchen endlich das Bewusstsein wieder. Allerdings war Laura sehr geschwächt und musste deshalb zur Beobachtung noch in der Klinik bleiben. Dennoch versicherten die Ärzte, dass sie den rätselhaften Komazustand ohne einen gesundheitlichen Schaden überstehen würde. Eigenartigerweise konnte Laura sich an nichts erinnern. Als Lukas sie behutsam fragte, was sie auf ihrer Traumreise erlebt hätte, blickte sie ihn verwundert an.

»Auf welcher Traumreise denn?«, fragte sie. »Ich weiß nicht, wovon du redest!«

Lukas antwortete nicht, um seine Enttäuschung zu verbergen. Hauptsache, Laura wurde gesund – vielleicht würde ihre Erinnerung eines Tages von allein zurückkehren.

Allmählich fand er seinen Lebensmut wieder und machte sich erneut daran, den Vers aus dem Tagebuch zu entschlüsseln. In der Zeit, in der er um Lauras Leben gebangt hatte, hatte er dazu nicht die nötige Ruhe gehabt. Nun aber öffnete Lukas die Datei mit seinen Notizen und vertiefte sich erneut in den Reim, den seine Großmutter notiert hatte:



»Du musst versteh'n,
Aus Eins mach Zehn.
Und Zwei lass gehen,
Und Drei mach gleich...«

Lukas las den Spruch immer wieder, doch er schien einfach keinen Sinn zu ergeben. Es war doch nur eine Auflistung von Zahlen! Auch der Vergleich mit der Version aus Goethes Drama führte ihn nicht weiter. Miss Mary hatte die Vermutung des Jungen bestätigt, dass der Dichter genauere Kenntnisse über das Leben von Doktor Faust besessen hatte. Sie hielt es auch für möglich, dass Goethe der Vers vertraut war, der sich später im Nachlass des Alchimisten fand, und dass dieser die Vorlage für Goethes Hexen-Einmaleins geboten hatte. Doch dafür, dass der weltberühmte Dichterkönig von dem Haus auf der Teufelskuppe oder gar von dem Geheimnis in der Krypta des Mausoleums gewusst hätte, fand sich kein Anhaltspunkt. Da das Schauspiel Thema von Miss Marys Abschlussarbeit an der Universität gewesen war, wusste sie sehr viel darüber. Obwohl die zierliche Lehrerin Lukas nicht so weiterhelfen konnte, wie er es sich erhofft hatte, gab sie ihm dennoch einen wichtigen Tipp.

Sie erzählte ihm, dass einige Forscher im Hexen-Einmaleins eine Anleitung für ein magisches Quadrat sahen. Dies bestand aus dreimal drei Kästchen, in denen die Zahlen so angeordnet waren, dass man sowohl in den Quer- und Längsreihen als auch in den Diagonalen jeweils die gleiche Summe erhielt, wenn man die Zahlen addierte. Als sich Lukas in die Arbeiten der Forscher vertierte und den entsprechenden Lösungsvorschlägen folgte, entstand tatsächlich ein solches Quadrat: In den oberen drei Kästchen standen die Zahlen Zehn, Zwei und Drei. In der Reihe darunter die Null, die Sieben und die Acht, und in der letzten dann die Fünf, Sechs und Vier. Sosehr sich Lukas auch bemühte, enthielt das Quadrat dennoch einen Fehler: Die waagerechten und senkrechten Reihen ergaben jeweils die Summe fünfzehn, ebenso die Diagonale von rechts oben nach links unten. Die Diagonale von links oben nach rechts unten jedoch bildete mit der Summe einundzwanzig eine Ausnahme.



Und damit war dieses Quadrat eben doch kein magisches!

Noch etwas fiel dem Jungen auf: Während ein echtes magisches Quadrat nur die Zahlen eins bis neun enthielt, gab es in dem Rechen-spiel, das er nach dem Vers zusammengestellt hatte, auch die Zehn und die Null. Dafür fehlte sowohl die Eins als auch die Neun, die zusammengezählt ebenfalls zehn ergaben, sodass diese Zahlen nur indirekt in dem Quadrat enthalten waren.

Seltsam!

Typisch Dichter!, schoss es Lukas durch den Kopf. Die haben keine Ahnung von Mathematik oder Logik. Zumindest dieser Goethe verstand nicht das Geringste davon!

Noch eines stimmte den Jungen unzufrieden: In der gesamten Krypta hatte er nicht eine einzige Ziffer entdeckt. Wie also sollten die Zahlen dieses Quadrates, ob nun magisch oder nicht, die Tür bezeichnen, die in das Reich der Schatten führte – wenn es dort gar keine Ziffern gab?

Lukas seufzte. Er konnte nur auf einen genialen Einfall hoffen – sonst würden sie das Rätsel wohl nie lösen.





Kapitel 25 Das Geheimnis des Dachbodens

s war bereits Ende November, als Laura aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Körperlich ging es ihr besser, selbst wenn sie sich immer noch ein wenig matt fühlte. Durch den Krankenhausaufenthalt hatte sie vier Wochen Unterricht versäumt, doch das war nicht der Grund dafür, dass sie bedrückt war. Lukas und der Vater hatten sie noch in der Klinik mit dem entsprechenden Lehrstoff versorgt, und da es dort nur wenig Ablenkung gab, hatte Laura fleißig gepaukt und den versäumten Stoff nachgeholt.

Nein, Laura war bekümmert, weil sie sich vier Wochen lang nicht ihrer großen Aufgabe hatte widmen können. Das Fest – und damit das alles entscheidende Datum! – stand kurz bevor, und noch immer war es ihr nicht gelungen, etwas für ihre Mutter zu tun.

Sie fühlte sich noch mutloser, als Lukas ihr erzählte, dass all seine Versuche, den Vers aus dem Nachlass von Faust zu entschlüsseln, bisher gescheitert waren.

Als Laura Aurelius Morgenstern fragte, ob er sich inzwischen an den genauen Wortlaut der Prophezeiung erinnere, die so wichtig für die Mächte des Lichts war, verneinte er bedauernd. Er befürchtete, dass das Buch, das sein geheimnisvoller Doppelgänger gestohlen hatte, nicht wieder auftauchen würde. Laura war verzweifelt, denn sie wusste, dass der fünfte Dezember für sie selbst und für viele andere entscheidend war. Sie fühlte sich entmutigt, denn mit jedem weiteren Tag, der verging, rückte der Tag näher, ohne dass sie etwas gegen das drohende Unheil unternehmen konnte.



Und es gab nicht den kleinsten Anhaltspunkt!

Professor Morgenstern erzählte ihr, dass die Wächter in den vergangenen Wochen jeden Schritt ihrer Feinde beobachtet hatten. Dennoch war ihnen nichts Verdächtiges aufgefallen. Miss Mary, Percy und Marius teilten die Vermutung des Direktors, dass sich ihre Feinde die einzigartige Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlag nicht entgehen lassen würden, doch sie hatten keine Beweise dafür. Dr. Schwartz und Rebekka Taxus schienen das zu spüren, denn ihre Mienen wurden mit jedem Tag selbstzufriedener.

Als der zweite Dezember anbrach, hatte Laura beinahe alle Hoffnung verloren, dass es ihnen gelingen würde, die List der Feinde zu durchschauen.

Die Stimmung unter den Internatsschülern war so gut wie schon lange nicht mehr. Alle freuten sich auf die Jubiläumsfeier am Sonntag. Die Vorbereitungen waren abgeschlossen. Das Programm stand längst fest: Am Nachmittag sollte im Burghof eine große Party für die Schüler und Schülerinnen und deren Eltern stattfinden. Imbissbuden und Getränkestände für das leibliche Wohl der Gäste waren bereits aufgestellt. Mehrere Bands sollten für gute Laune sorgen – und fast jede Klasse hatte einen Beitrag zur Unterhaltung vorbereitet.

Am Abend stand ein Festbankett im Speisesaal auf dem Programm, das geladenen Gästen vorbehalten war. Zu ihnen gehörten nicht nur das gesamte Kollegium, sondern auch die angesehensten Bürger der umliegenden Orte und andere Personen, die das Internat unterstützt hatten, wie Eva Luzius und Maximilian Longolius, der dem Förderverein vorstand und darüber hinaus großzügig für die Feier gespendet hatte. Auch die Direktoren der Partnerinternate von Ravenstein hatten ihre Teilnahme zugesagt: Monsieur Jean-Pierre Batalumiere aus Frankreich, Signor Luciano Lumini aus Italien, Senor Ramon Navarro aus Spanien, Mister Conor McLightning aus Schottland, Herr Uriel Hellsteiner aus der Schweiz sowie Professor Anatol Abendrot aus Österreich. Die Feier würde ihren Höhepunkt um zwei Uhr nachts erreichen, denn zu dieser Zeit waren einst die sieben Internate gegründet worden. Genau zu die-



sem Zeitpunkt nämlich bildeten die vier Gestirne – Sonne, Erde, Aventerra und der Mond – eine schicksalsträchtige Konstellation.

Beim Abendessen lieferte das Fest den Hauptgesprächsstoff. Kaja freute sich ganz besonders darauf. Sie und Saskia warfen sich einen geheimnistuerischen Blick zu: Vielleicht würde Tom ja eine von ihnen zum Tanzen auffordern? Ihre Vorfreude war so groß, dass sie rosige Wangen bekamen.

Magda war gespannt auf den Auftritt der Bands: Eine von ihnen, »DragonzCry«, genoss Kultstatus bei den Schülern. »Die machen voll krasse Musik, zum Geier. Total abgefahren«, berichtete sie der Tischrunde mit leuchtenden Augen, bevor sie sich an Laura wandte. »Ich würde gern mit Philipp tanzen. Du hast doch nichts dagegen, oder?«

»Natürlich nicht«, sagte Laura schnell, obwohl sie bei Magdas Worten ein eigenartig flaes Gefühl verspürte. Um nicht länger darüber nachdenken zu müssen, wandte sie sich an Saskia Burwieck, die schräg gegenüber saß und genießerisch eine Portion Spaghetti aß – Nudeln waren ihr Leibgericht, das sie sich selbst während der Diät mit Kaja nicht vorenthielt. Saskia hatte gelesen, dass man sich auch während einer Diät seine Lieblings Speisen gelegentlich gönnen durfte. Ab und zu war sogar ein Stück Schokolade erlaubt. »Kommt dieser Herr Sephem eigentlich auch zum Fest?«, wollte Laura von der Mitschülerin wissen.

Das Mädchen nickte. »Der Direktor hat ihn höchstpersönlich eingeladen.« Sie erzählte, dass Herr Sephem ein Geschenk mitbringen würde: ein Gemälde des bedeutendsten Malers seines Heimatlandes. »Philetos Sephem ist da drauf, der Baumeister von Ravenstein. Hat angeblich eine Menge Kohle gekostet. Deshalb kriegt es auch einen Ehrenplatz direkt über dem Leertisch im Speisesaal, an dem am Sonntag der Direktor und unsere Ehrengäste sitzen werden«, erklärte Saskia wichtiguerisch.

»Herr Sephem müsste inzwischen doch mit seiner Arbeit hier fertig sein«, sagte Laura verwundert. »So groß ist die Burg schließlich nicht, dass man Wochen braucht, um sie zu untersuchen.«

»Er nimmt es eben sehr genau«, erklärte Saskia und wickelte die Spaghetti mit der Gabel auf. »Er hat sich jeden Winkel mindestens



zweimal angeschaut. Aber du hast Recht, Laura. Er ist fertig mit seinen Nachforschungen. Heute Nachmittag waren wir noch einmal auf dem Speicher, bestimmt zum dritten Mal. Aber jetzt ist endlich alles erledigt.«

»Da bist du sicher froh.« Laura lächelte sie an. »Deinen Lohn hast du schon bekommen, nehme ich an.«

»Eben nicht!«, antwortete das dunkelhaarige Mädchen ärgerlich. »Dabei hatte er mir fest versprochen, dass er mich heute bezahlen würde. Doch dann hat er mich auf Sonntag vertröstet.« Sie zuckte mit den Schultern. »Er war heute sowieso etwas komisch drauf.«

Mit einem Mal wurde Laura hellhörig. »Wieso das denn?«

»Wir waren auf dem Speicher im Ostflügel, wo die alten Theaterkulisen gelagert werden«, erklärte Saskia. »Er hat noch einmal die Stützen vom Dachgebälk untersucht und mich gebeten, die exakte Breite des Raumes nachzumessen. Dabei hab ich das doch schon mindestens drei Mal gemacht!«

»Und weiter?«, fragte Laura, bemüht, ihre Aufregung zu verbergen.

»Als ich mich kurz darauf umdrehte, war er spurlos verschwunden!«, antwortete Saskia mit einem Anflug von Empörung in der Stimme.

»Und wohin?«

Das Mädchen mit den dunklen Haaren hatte aufgegessen und schob den Teller von sich. »Keine Ahnung. Ich habe den ganzen Speicher nach ihm abgesucht, und auch alle anderen Flügel, weil ich gedacht habe, er wäre vielleicht weggegangen und ich hätte das nur nicht gehört.« Saskia trank einen Schluck Orangensaft. »Ich habe ihn nirgendwo gefunden«, erklärte sie. »Als ich in den Ostflügel zurückgekehrt bin, um meine Sachen zu holen, stand er plötzlich wieder da und hat mich gefragt, wo ich gewesen wäre!« Sie klang entrüstet. »Überleg dir das mal: Als ob *ich* weg gewesen wäre! Dabei ist *er* einfach abgehauen!«

Die Neonröhren sprangen mit klickenden Geräuschen an und tauchten den Speicher in ein kaltes Licht. Lukas sah seine Schwester fast vorwurfsvoll an. »Ich weiß gar nicht, was du hier oben willst«, murrte er. »Du warst in den letzten Jahren doch schon zigmal hier oben, ohne dass dir etwas aufgefallen ist.«



Der Bruder hatte Recht. Seit über zwei Jahren gehörte Laura der Theatergruppe des Internats an, die Miss Mary Morgain leitete. Deshalb war das Mädchen schon einige Male in diesem Teil des Speichers gewesen, denn hier oben wurden nicht nur die Kulissen und Prospekte aller Aufführungen der vergangenen Jahre aufbewahrt, sondern auch die Requisiten und Kostüme, die sich im Lauf der Zeit angesammelt hatten. Da Miss Mary sehr auf Ordnung bedacht war, waren sie ordentlich in Schränken und Regalen untergebracht, damit sie leicht zu finden waren, wenn sie benötigt wurden. Alles war nach einem System archiviert, das Miss Mary sich ausgedacht hatte und das jederzeit einen Überblick über den aktuellen Bestand ermöglichte.

Warum hatte Tephilos Sephem ausgerechnet diesem Raum besondere Aufmerksamkeit gewidmet? Wie hatte es ihm gelingen können, für gut zehn Minuten einfach zu verschwinden? Diese Fragen beschäftigten Laura seit dem Abendessen. Daher hatte sie Lukas gebeten, sie auf den Speicher zu begleiten.

Vier Augen sahen schließlich immer mehr als zwei!

»Ich habe keine Ahnung, wonach wir hier suchen«, lautete Lauras ehrliche Antwort auf die Frage ihres Bruders. »Aber es muss doch einen Grund geben, aus dem Herr Sephem sich hier so oft rumgetrieben hat.«

»Du hast doch gehört, was Saskia gesagt hat«, widersprach Lukas. »Er ist sehr sorgfältig und überprüft lieber alles gleich mehrfach, bevor er einen Fehler macht.«

Laura machte eine abschätzigste Geste. »Es ist doch für ihn überhaupt nicht wichtig, ob der Speicher ein paar Zentimeter mehr oder weniger misst. Die Balken hier machen auf mich außerdem einen überaus soliden Eindruck. Man muss doch kein Fachmann sein, um zu erkennen, dass sie die nächsten Jahrzehnte ohne Probleme überstehen werden. Da steckt etwas anderes dahinter, glaub mir!«

»Du musst es ja wissen, du Super-Architektin«, entgegnete der Junge unwirsch, folgte seiner Schwester dann aber doch.

Es war lausig kalt hier oben. Laura zog den Reißverschluss ihres Anoraks zu und blickte sich um. Alles war genauso, wie sie es in Erinnerung



hatte: Rechts und links standen die Schränke und Regale mit den Requisiten und Gewändern. An der Stirnwand lehnten die gemalten Theaterkulissen, die bei den Aufführungen als Hintergrund verwendet wurden. Auf den ersten Blick schien alles unverändert zu sein.

»Lass uns in den Schränken nachschauen«, schlug Laura vor. »Und auch in den Regalen. Vielleicht hat Herr Sephem hier ja irgendetwas versteckt.«

»Eine Bombe oder einen Sprengsatz vielleicht?« Lukas blickte die Schwester spöttisch an. »Das ergibt doch keinen Sinn, Laura. Dadurch würde lediglich ein Teil des Dachstuhls zerstört werden. Unsere Feinde haben es doch auf Aurelius und die anderen Direktoren abgesehen. Um denen Schaden zuzufügen, müssten sie den Sprengsatz schon im Erdgeschoss oder am besten direkt im Speisesaal platzieren.«

»Schon möglich. Aber ich habe ja auch nicht behauptet, dass es um eine Bombe geht. Vielleicht haben sie etwas ganz anderes ausgetüftelt.«

Lukas war zwar immer noch nicht überzeugt, dass sich der Aufwand lohnen würde, doch er unterstützte seine Schwester trotzdem bei der Suche. Obwohl die beiden jeden Winkel des Dachbodens unter die Lupe nahmen, konnten sie nichts Verdächtiges entdecken.

Nicht das Geringste!

So ein Mist!

Was hatte Herr Sephem hier oben nur gewollt? Und wie hatte er so einfach verschwinden können?

Die Geschwister hatten schon beschlossen, die Suche einzustellen, als Laura noch einmal die Kulisse betrachtete, die zuvorderst stand.

Sie war erst im letzten Jahr benutzt worden. Miss Mary hatte mit der Theater-AG eine stark gekürzte Fassung von William Shakespeares Tragödie »Macbeth« einstudiert, die sie noch dazu beträchtlich modernisiert hatte. Allerdings war nur den Eingeweihten aufgefallen, dass sie mit ihrer Version des Stückes auf die ewige Auseinandersetzung zwischen den Wächtern des Lichts und den Dunklen anspielte, die sich schon seit Jahrhunderten auf Burg Ravenstein zutrug. Als Dekor hatte Miss Mary eine Kulisse verwendet, die noch aus dem 17. Jahrhundert stammte. Sie



war das Requisite einer Gauklertruppe, die sich damals auf Ravenstein eingekerkert hatte und ziemlich übel beleumdet war. Es wurde behauptet, dass sie der Hexerei anhing, Schwarze Messen feierte und Satan sogar Menschenopfer darbrachte. Als dann eines Tages, im Dezember des Jahres 1665, tatsächlich ein kleines Mädchen in der Gegend verschwand und trotz intensiver Suche nie wieder auftauchte, fiel der Verdacht sofort auf die bunte Truppe. Obwohl man niemals Beweise fand und die Kleine auch nicht aus dem nahen Ravenstein, sondern aus dem entfernter gelegenen Drachenthal stammte, wo sie zuletzt in der Nähe der Teufelskuppe gesehen worden war, ergoss sich der Zorn der Bürger über die Spielleute. Sie wurden von einer aufgebrachten Menge, die mit Äxten, Sensen, Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnet war, aus der Burg vertrieben. Ihr Hab und Gut wurde geplündert, der größte Teil der Requisiten und Kostüme kurzerhand dem Feuer übereignet. Einzig und allein die Kulisse hatte den Angriff der aufgebrachten Bürger überstanden.

Dies lag vielleicht an ihrem harmlosen Motiv: Sie zeigte den Flur im Erdgeschoss der Burg, der auf den jetzigen Speisesaal zuführte. In den Anfangsjahren hatte der Raum als Rittersaal gedient, wie Laura auf einer Traumreise in die Zeit des Grausamen Ritters mit eigenen Augen gesehen hatte. Auf der Kulisse waren die zahlreichen Rüstungen zu sehen, die damals in den Nischen und Erkern standen. An den Wänden hingen jede Menge Waffen, Schwerter, Dolche, Lanzen, Morgensterne und Hellebarden, die sich nun nicht mehr dort befanden. Als Laura etwas näher an das Gemälde herantrat, fiel ihr auf, dass noch etwas anders war als jetzt, ein winziges Detail nur: Die Wände des Flurs waren zwar immer noch mit Holz vertäfelt wie in früheren Zeiten. Allerdings musste die Wandverkleidung inzwischen erneuert worden sein. Auf dem Bild war in der Nähe der Speisesaaltür ein ebenso hohes, aber kaum erkennbares Rechteck aus feinen Linien im Holz zu sehen, das sie dort noch nie bemerkt hatte.

Eigenartig, dachte Laura.

Was mag das nur sein?

Sie nahm die kaum wahrnehmbaren Einritzungen näher in Augen-



schein. Direkt daneben stand eine Ritterrüstung. Plötzlich zuckte das Mädchen zusammen. Im Schatten, den die Rüstung an die Wand warf, konnte Laura ein weiteres undeutliches Zeichen im Holz erkennen. Es war kreisrund und etwa so groß wie eine Münze. Das Motiv allerdings konnte Laura nur erahnen: Es zeigte ein Pferd mit zwei Rittern, um die sich ein Kreis aus Buchstaben zog.

Lukas war neben sie getreten. »SIGILLUM MILITUM XRISTI«, las er erstaunt vor. »Siegel der Soldaten Christi! Das ist das Wappen der Tempelritter!«

In diesem Moment begriff Laura, wie Thephilo Sephem spurlos vom Dachboden hatte verschwinden können.

ElySION war die Erschöpfung deutlich anzusehen. Schweiß lief ihm von der Stirn und rann über seine faltigen Wangen. Dennoch forderte er den jungen Ritter seiner Leibgarde unmissverständlich auf, ihn noch einmal anzugreifen. »Nur zu, junger Freund«, stieß er heftig keuchend hervor. »Nimm keine Rücksicht auf mich! Auch wenn ich um vieles älter bin als du, hast du mich noch lange nicht besiegt!«

Dem hünenhaften Krieger in der weißen Rüstung war sichtlich unwohl in seiner Haut. Mit dem Schwert in der Hand stand er seinem Gebieter im Hof der Gralsburg gegenüber und blickte ElySION unentschlossen an. »Wie Ihr wünscht, Herr«, sagte er sichtlich unangestrengt. »Aber vorher gestattet mir einige Anmerkungen.«

»Ich bitte darum«, ermunterte ihn der Hüter des Lichts. »Genau aus diesem Grund lasse ich mich von dir unterrichten. Du brauchst also kein Blatt vor den Mund zu nehmen!«

»Wohl denn«, hob der junge Ritter an und atmete tief durch. Es schien ihn Überwindung zu kosten, seinen Herrscher zu tadeln. »Ihr habt erhebliche Fortschritte gemacht in den letzten Wochen...«

ElySION lächelte zufrieden.

»... dennoch wundert es mich, dass Eure Attacken ein wenig einseitig sind. Ihr versucht stets auf mein Herz zu zielen, aber gerade das verspricht die geringste Aussicht auf Erfolg.«



Der alte Mann runzelte die Stirn. »Wirklich?«

»Natürlich ist das Herz der verwundbarste Teil des Körpers«, gab der weiße Ritter zu. »Ein einziger Stich genügt, um den Gegner zu töten. Allerdings ist das jedem erfahrenen Kämpfer bekannt. Die Brust wird nicht nur durch die Rüstung bestens geschützt, sondern jeder Krieger deckt diese empfindliche Stelle ganz besonders ab. Es ist deshalb viel aussichtsreicher, auf andere Körperteile zu zielen. Nehmt Euch die Arme oder Beine vor oder den Leib. Die Wunden, die man dem Gegner an diesen Stellen zufügt, sind zwar in den seltensten Fällen tödlich, schwächen ihn auf die Dauer jedoch erheblich – und damit steigen die Aussichten auf den tödlichen Streich.«

»Ich bin wohl etwas aus der Übung.« Der Hüter des Lichts war wieder zu Atem gekommen und lächelte den Ritter verlegen an. »Ich will also deinem Rat folgen. Bist du bereit?«

»Ja, Herr.« Der junge Ritter nahm eine Verteidigungshaltung ein.

ElySION hob das Schwert. Funken stoben, als sich die scharfen Klingen kreuzten. Obwohl der Hüter des Lichts für sein Alter überraschend flink war, wehrte der junge Mann seine Angriffe mühelos ab. »Denkt an das, was wir besprochen haben«, rief er seinem Gegenüber zu, als ElySIONs Schwertspitze erneut auf seine linke Brust zielte. »Ich dachte, Ihr hättet verstanden, dass ein solcher Angriff selten Erfolg verspricht.« Er schlug die Waffe des Angreifers mit seinem Schwert zur Seite.

»Abwarten!«, entgegnete der Hüter des Lichts und griff ihn von Neuem an. Plötzlich streckte ElySION den linken Arm in die Höhe – und eine weiße Taube flog aus dem Ärmel seines weiten Gewandes hervor und flatterte in die Luft.

Erstaunt sah der junge Ritter dem Tier nach – und in diesem Moment setzte ElySION ihm die Spitze seines Schwertes auf die Brust. »Was sagst du jetzt, mein junger Freund?«, fragte er schmunzelnd.

Der Recke staunte. »Damit habe ich nicht gerechnet. Die Überraschung ist Euch gelungen!«

»Die Überraschung, soso.« Der Hüter des Lichts wirkte überaus zufriedenen. »Warum sollte mir nicht auch bei anderen gelingen, was mir im



Kampf mit dir zum Erfolg verholfen hat?»

Der weiße Ritter schwieg ergeben.

»Ich danke dir, junger Freund.« Damit verbeugte ElySION sich vor dem Ritter, ließ sich von einem Knappen ein Tuch reichen, um sich den Schweiß abzutrocknen, und zog sich in die Burg zurück.

Morwena und Parvain, die ihren Gebieter beobachtet hatten, sahen ihm nachdenklich hinterher. »Wenn ich nur wüsste, was er vorhat«, sagte der Anführer der Weißen Ritter nachdenklich. »Ahnst du, was unseren Herrn dazu veranlasst, sich im Schwertkampf zu üben?«

Die junge Heilerin runzelte die Stirn. »Als ich ihn danach fragte, hat er mir geantwortet, dass er auf den Tag vorbereitet sein möchte, von dem das Orakel kündigt.«

»Welches Orakel denn?«, fragte Parvain.

Morwena seufzte. »Ich spreche von der alten Prophezeiung: Wenn aus Licht Dunkelheit wird und aus Dunkelheit Licht...«

Ein Schatten zog über das Gesicht des Ritters. »Der Tag, der über unser aller Schicksal entscheiden wird«, sagte er düster.

»Aber ElySION hat doch noch nie als Kämpfer in eine Schlacht eingegriffen. Glaubt er, dass er ausgerechnet diesmal etwas damit ausrichten kann?«

Morwena ergriff die Hand des jungen Mannes, und er zog sie an sich. »Ich weiß es nicht, Parvain«, sagte sie und legte ihren Kopf an seine Brust. »Ich durchschaue einfach nicht, was ElySION vorhat. Ich kann nur hoffen, dass er sich alles wohl überlegt hat. Denn sonst werden wir diese schicksalhafte Nacht nicht überleben.« Sie schlang ihre Arme um den Hals des Weißen Ritters, und als sie nun zu ihm aufblickte, fanden sich ihre Lippen zu einem Kuss. So zärtlich, so innig war diese Berührung, dass Morwena von der Furcht überwältigt wurde, es könne das letzte Mal sein.



Kapitel 26 Die alte Prophezeiung



Laura bündelte ihre gesamte Kraft und konzentrierte sich ausschließlich auf die Leinwand. Augenblicke später schien die gemalte Kulisse erst unmerklich zu flimmern, bevor sie durchlässig wurde. Das Mädchen nahm den erschrockenen Ausruf seines Bruders nicht wahr. Entschlossen tat es einen Schritt – und dann war alles genauso wie damals, als es das Fresko in der geheimen Bibliothek des Klosters »Zum Heiligen Stein« betreten hatte: Laura spürte keinen Widerstand, als sie das Gemälde betrat. Im Gegensatz zu damals kannte sie nun den Grund für das wundersame Phänomen: Die Welt hinter den Dingen war für diejenigen, die fest daran glaubten, leicht zu erreichen. Deshalb konnte Laura den gemalten Flur entlanglaufen, als handle es sich um den echten Korridor. Nur das helle Geräusch in den Ohren und das Leuchten am Rande ihres Blickfeldes verrieten ihr, dass sie sich in einer fantastischen Dimension bewegte.

Müheles fand Laura die feinen Linien an der Wand, kurz vor dem Speisesaal, wieder: Wie sie vermutet hatte, handelte es sich um eine Geheimtür, die in die Wandverkleidung eingelassen war. Ohne Zweifel diente das Wappen der Tempelritter, das hinter der Rüstung versteckt war, als Öffnungsmechanismus.

Laura drückte auf das Siegel, und schon glitt ein Teil der Wandverkleidung geräuschlos zur Seite, und vor ihr lag ein schmaler, niedriger Gang, der in die Dunkelheit führte.

Laura griff in die Anoraktasche und zog die Stablampe hervor, die sie vor dem Ausflug in den Speicher eingesteckt hatte.



Wie ein heller Finger durchschnitt der starke Lichtstrahl die Finsternis in dem verborgenen Gang. Ganz offensichtlich lag er im Inneren der Wand, die den Speisesaal zum Burghof hin begrenzte. In regelmäßigen Abständen wurde er niedriger, sodass Laura vermutete, es handle sich um die Fenster, unter denen sie gebückt hindurchlief. Nach einiger Zeit machte er einen scharfen Knick nach links.

Die steinernen Fliesen auf dem Boden waren über und über mit Staub und Schmutz bedeckt. Als der Lichtkegel ihrer Lampe darauf fiel, konnte Laura ganz deutlich die Abdrücke von Schuhen entdecken.

Der Größe und Form nach zu urteilen handelte es sich um Männerschuhe!

Demnach hatte Thephilo Sephem am Nachmittag tatsächlich die gemalte Kulisse im Speicher betreten und sich auf diese Weise Zugang zu dem in der Mauer versteckten Gang verschafft, der zur Stirnseite des Speisesaals führte. Zu der Stelle, die sich direkt hinter dem Lehrertisch befand, an dem beim Festbankett Aurelius Morgenstern und die Direktoren aller sechs Partnerinternate von Ravenstein sitzen würden! Laura wurde schlecht bei dem Gedanken; kalter Schweiß lief über ihren Rücken.

Das Mädchen zwang sich zur Ruhe. Als sie das Ende des Gangs erreicht hatte und nach links leuchtete, erkannte sie, dass der Gang sich dort zu einer kleinen Kammer weitete. Da wurde ihr bewusst, dass sie den heimtückischen Plan ihrer Feinde eigentlich schon längst hätte durchschauen müssen. Die Kammer lag genau an der Stelle, wo sich zu den Zeiten Reimar von Ravensteins der offene Kamin des Rittersaals befunden hatte. Laura hatte die Feuerstelle auf ihrer Traumreise in die Zeit des Grausamen Ritters mit eigenen Augen erblickt.

Erst jetzt wurde ihr jedoch bewusst, dass der Kamin im Zuge der zahlreichen Renovierungen und Umbauten, die in der Burg stattgefunden hatten, nur zugemauert, aber keineswegs beseitigt worden war. Der alte Kamin bildete ein ideales Versteck – insbesondere für das, was Thephilo Sephem dort bei seinem Besuch am Nachmittag hinterlassen hatte.

Laura erschrak bis ins Mark, als sie die Höllenmaschine erblickte.



»Bist du endlich so weit?«, fragte Borboron den Schwarzmagier, der neben ihm auf dem Balkon der Dunklen Festung stand.

»Gleich, mein Gebieter.« Das Männchen im scharlachroten Kapuzenumhang verneigte sich ehrerbietig. »Lasst mich nur schnell nachsehen, ob unten im Hof alles bereit ist.« Damit beugte es sich über die Brüstung.

Der Schwarze Fürst schaute ebenfalls hinab. Tief unter dem Balkon, der wie der Horst eines Adlers hoch über dem Burghof schwebte, liefen Schwarze Krieger umher und legten letzte Hand an eine Hütte, die sie aus groben Brettern zusammengezimmert hatten. Schließlich hob einer von ihnen – Aslan, der Anführer der Schwarzen Garde – die Hand: Alles war bereit.

Der Fhurhur wandte sich zu den beiden Trioktiden um, die im Hintergrund warteten und ihre drei Augen auf ihren Gebieter gerichtet hatten. Auf seinen Wink hin traten sie vor und öffneten die beiden großen Säcke, die sie in den Händen hielten. Der eine Sack enthielt ein halbes Dutzend Blitzlinge ohne Schutzanzüge, der andere die gleiche Anzahl Donnerwommer, ebenfalls ohne ihre schützende Kleidung.

»Vereint sie!«, befahl der Fhurhur mit düsterer Stimme.

Als der eine Trioktid den Inhalt seines Sackes in den anderen füllte, zuckten so heftige Blitze daraus hervor, dass er erschrocken zurücksprang. Gleichzeitig ertönte heftiges Donnern. Zwei Donnerwommern gelang die Flucht, und auch zwei der Blitzlinge kamen frei, bevor der andere Trioktid verhindern konnte, dass die gesamte Schar entflohe. Unter wilden Flüchen schloss er den Sack und schnürte ihn zu, sodass trotz heftiger Gegenwehr keines der geflügelten Geschöpfe mehr entweichen konnte.

»Verdammter Tölpel!«, zischte der Schwarze Fürst den unglücklichen Helfer an, der verängstigt zurückwich. »Ich hätte größte Lust, dich –« Er brach ab, aber die Geste, die er machte, war eindeutig: Am liebsten hätte er ihn für sein Ungeschick mit dem Tod büßen lassen.

Der Fhurhur verhinderte das Schlimmste. »Es kann losgehen, Herr«, sagte er eilig und ergriff den Sack, der sich heftig bewegte.

»Wird auch Zeit.« In den Augen des Schwarzen Fürsten flammte es



feurig auf, als er sich an die Brüstung stellte. »Lasst endlich sehen.«

Der Fhurhur hob den zugebundenen Sack über die Brüstung, blickte auf das Ziel und ließ ihn dann fallen.

Blitzend und donnernd stürzte das verschnürte Paket in die Tiefe – und traf genau auf die schlecht und recht zusammengezimmerter Hütte. Unter krachenden Blitzen und lautem Donner explodierte das Gebäude. Bretter wurden durch die Luft geschleudert, eine Staubwolke wirbelte auf. Als sie sich wieder gelegt hatte, war von dem Bauwerk nur ein Trümmerhaufen geblieben.

»Gut, sehr gut!«, lobte Borboron. »Und du glaubst wirklich, dass uns das den entscheidenden Vorteil verschaffen kann?«

»Ganz gewiss, Herr!« Erneut verneigte sich der Magier. »Von unseren Flugspinnen aus können wir damit die Wachen an den Toren und auf den Türmen von Hellunyat außer Gefecht setzen, ohne Gefahr zu laufen, eigene Verluste zu erleiden.«

»Hervorragend!« Der Schwarze Fürst lachte böse. »Warum sind wir nicht schon viel früher auf diese Idee gekommen?«

»Weil wir die Prophezeiung bisher nicht richtig gedeutet haben, Herr«, antwortete der Fhurhur. »Wenn die Gaben der Drachen sich gegen ihre Besitzer wenden, wird die Macht der Schwerter gebrochen werden. Wir haben nie daran gedacht, dass damit die Blitzlinge und Donnerwommer gemeint sein könnten. Schließlich hat sich der Sturm-drache, der über sie gebietet, erst vor kurzer Zeit auf die Seite des Lichts geschlagen. Deshalb können die besonderen Gaben seiner Schützlinge sich erst jetzt gegen ihn und damit gegen die Macht des Lichts wenden, Herr!«

»Ach – so schwierig war das auch wieder nicht!« Mit erhobenen Händen wehrte Attila Morduk das Lob der Wächter ab.

»Nein, nein, mein Lieber«, widersprach Aurelius Morgenstern, während er dem Hausmeister anerkennend auf die Schulter klopfte. »Du hast keinen Grund, dein Licht unter den Scheffel zu stellen! Immerhin hast du uns damit das Leben gerettet.«



»Fürwar, fürwa'r!«, pflichtete Percy Valiant ihm bei. »Iisch kann mir nämliisch beim besten Willen niischt vorstellen, dass dieser elende Schuft eine Zeitbombe gebastelt 'at, die einfach so mir niichts dir niichts zu entschärfen ist.«

»Natürlich nicht.« Nun erschien doch ein stolzes Lächeln auf dem runden Gesicht des Zwergriesen. Und auch wenn er es niemals zugegeben hätte, genoss er die Aufmerksamkeit sichtlich. Seine breite Brust war deutlich geschwollen. »Ihr habt wohl alle vergessen«, sagte er zu den im Wohnzimmer des Professors versammelten Wächtern, »dass wir Zwergriesen vom Anbeginn der Zeiten zu den kunstfertigsten Schmieden und Werkzeugmachern gehören, die unter der Sonne zu finden sind. Wir verstehen es, mit den empfindlichsten und anspruchsvollsten Gerätschaften umzugehen.« Er räusperte sich verlegen. »Dennoch muss ich sagen, dass ich so etwas wie Anerkennung für Sephem fühlte, als ich sein Machwerk sah. Ich will euch nicht mit Einzelheiten langweilen, aber er hatte sich einen der vertracktesten Zündmechanismen einfallen lassen, der mir jemals unter die Augen gekommen ist. Er hat mich anfangs durchaus vor Probleme gestellt.«

Miss Mary Morgain lächelte den letzten der Zwergriesen anerkennend an. »Weil du einfach der Größte bist, Attila!«

»Nein, nein – nicht doch!« Der Hausmeister hob abwehrend die Pranken. »Laura gebührt weit größeres Lob als mir. Ohne ihren Spürsinn wüssten wir doch gar nicht, dass es unseren Feinden tatsächlich gelungen ist, eine Bombe in unmittelbarer Nähe des Lehrertisches zu platzieren. Sie sollte exakt um zwei Uhr in der Nacht von Sonntag auf Montag explodieren. Wenn das passiert wäre...« Attila schüttelte fassungslos den Kopf. »Die Folgen wären so verheerend gewesen, dass ich nicht einmal daran denken will!«

»Damit hast du zweifelsohne Recht«, erklärte der Direktor mit ernster Miene und schritt auf Laura zu, die an dem großen runden Tisch in der Mitte des Zimmers saß. »Auch dir gebührt unser aller Dank, Laura. Du hast uns und der Sache des Lichts einen unschätzbaren Dienst erwiesen.«

Während sich Marius' Wangen vor Stolz auf seine Tochter röteten,



wehrte das Mädchen bescheiden ab. »Wenn Saskia mir nichts von den merkwürdigen Vorgängen auf dem Speicher erzählt hätte, wäre es mir nicht anders ergangen als euch. Eigentlich müssten wir uns bei ihr bedanken.«

»*Mais oui!*«, meldete sich der Sportlehrer zu Wort. »Ist es für angebracht, wenn wir sie als Anerkennung für die vorzügliche Unterstützung unserer Sache zum Festbankett einladen würden. Diese Auszeichnung wird nur wenigen Schülern zuteil, und so würde siisch *la petite demoiselle* mit Siischer'eit darüber freuen!«

Percys Vorschlag wurde einhellig zugestimmt, und es wurde beschlossen, Saskia Burwieck als Ehrengast zum Festbankett einzuladen.

»Aber Herrn Sephem, diesen elenden Schurken, laden wir jetzt doch bestimmt aus?«, fragte Laura.

»Auf keinen Fall«, antwortete Aurelius Morgenstern. »Sonst schöpft er womöglich Verdacht und überprüft seine Höllenmaschine noch einmal.«

Laura biss sich auf die Unterlippe. Der Professor hatte Recht!

»Nein, nein«, bekräftigte er. »Wir sollten uns nichts anmerken lassen. Das wird unsere Feinde in Sicherheit wiegen, und sie werden nicht im Traum damit rechnen, dass wir den Sprengsatz entschärft haben. Umso mehr bin ich auf ihre verdutzten Gesichter gespannt, wenn sie feststellen müssen, dass wir ihren Plan vereitelt haben!«

Am nächsten Tag – es war Samstag, der dritte Dezember – klopfte Attila Morduk kurz vor dem Abendessen an die Tür von Lauras Zimmer und bat sie ins Büro des Direktors.

Als sie den eichenholzgetäfelten Raum mit dem vornehmen alten Mobiliar betrat, war sie überrascht, Maximilian Longolius auf dem Besucherstuhl vor dem Schreibtisch des Professors vorzufinden. Der Verleger war in ein angeregtes Gespräch mit Morgenstern vertieft.

Laura grüßte höflich und wandte sich dann an Aurelius. »Sie haben mich ru-« Mitten im Wort brach sie ab, denn in diesem Moment fiel ihr Blick auf das Buch, das vor dem Direktor auf dem Tisch lag. Laura konnte nicht glauben, was sie da sah: Dort lag das lang vermisste »Societas Septem Sodalium«!



»Das gibt es doch nicht!« Laura blickte ungläubig zwischen Aurelius und dem Buch hin und her. »Wo haben Sie das denn gefunden?«

»Das musst du Herrn Longolius fragen«, antwortete Professor Morgenstern vergnügt. »Ich war genauso erstaunt wie du, als er es mir vor zehn Minuten auf den Schreibtisch gelegt hat.«

Lauras Blick richtete sich auf den Verleger. »Und wo haben Sie es her?«

»Das war reiner Zufall«, erklärte Mister L bescheiden. »Nun, vielleicht stimmt das nicht ganz – eigentlich hast du dabei eine große Rolle gespielt.«

Laura war sprachlos. Wie konnte sie selbst damit zu tun gehabt haben?

Maximilian bemerkte ihre Verblüffung. »Ich werde es dir gleich verraten«, fügte er schnell hinzu. »Aber vorher möchte ich dir etwas geben.« Damit fasste er in die Jackettasche seines Designeranzugs, holte einen kleinen Gegenstand daraus hervor und drückte ihn dem Mädchen in die Hand.

Der Ring der Feuerschlange!

Vor Aufregung färbten sich Lauras Wangen rosig. »Sie haben den Ring tatsächlich ausgetauscht!«, rief sie.

Herr Longolius nickte nur und lächelte still vergnügt.

Laura streckte ihm die Rechte entgegen. »Danke«, sagte sie gerührt. »Sie wissen gar nicht, wie sehr Sie mir damit helfen!«

»Nicht der Rede wert«, wehrte der Verleger ab, als er ihre Hand ergriff. »Es war viel leichter, als ich erwartet hatte.« Herr Sephem, so erzählte er, hatte ihn am Mittag ganz kurzfristig zum Essen in das Haus auf der Teufelskuppe eingeladen. Als die beiden dann nach dem Mahl bei Kaffee und Cognac in der Bibliothek zusammensaßen, war es Longolius gelungen, die Ringe zu vertauschen – unter dem Vorwand, seinem Gastgeber einige Zaubertricks vorführen zu wollen. Zudem hatte er zufällig in einer geöffneten Schublade des Sekretärs das Buch entdeckt, das sofort seine Aufmerksamkeit erregt hatte, und er hatte es entwendet. »Der Titel ging doch Anfang des Jahres durch die gesamte Presse«, erklärte der Verleger und warf dem Direktor einen Blick zu. »Damals, als man Sie



fälschlicherweise verdächtigt hat, den Bibliothekar des Klosters ›Zum Heiligen Stein‹ getötet zu haben.«

Professor Morgenstern seufzte in Gedanken an diese schreckliche Erfahrung.

»Sie sind damals von den Medien nicht besonders gut behandelt worden«, fuhr Herr Longolius fort. »Und die Blätter aus meinem Hause haben da leider keine Ausnahme gebildet. Dafür möchte ich mich im Nachhinein ausdrücklich entschuldigen.«

Aurelius winkte ab. »Machen Sie sich keine Vorwürfe. Damals muss es für viele so ausgesehen haben, als sei ich schuldig.«

»Es war einfach unverzeihlich«, widersprach der Verleger mit Nachdruck. Dann deutete er auf den Schreibtisch. »Als ich das Buch sah, habe ich mich daran erinnert, dass es damals als wichtiges Beweismittel gegen Sie angesehen wurde. Außerdem hatte ich gehört, dass es jüngst auf rätselhafte Weise aus dem Polizeipräsidium verschwunden ist.«

Der Professor beugte sich vor. »Woher wussten Sie das?«, fragte er.

Longolius lächelte. »Ich treffe mich regelmäßig mit dem Polizeipräsidenten, müssen Sie wissen. Derartige Kontaktpflege ist äußerst wichtig, wenn man ein erfolgreiches Unternehmen führen will. Bei der Gelegenheit hat er mir berichtet, was ihm dieser Kommissar, Bellmann oder so ähnlich, erzählt hat. Der gute Mann ist immer noch ganz durcheinander, sagt der Polizeipräsident. Er versteht nicht, wie Sie steif und fest behaupten können, das Buch nicht von ihm in Empfang genommen zu haben, denn die Bilder der Überwachungskameras würden eine eindeutige Sprache sprechen!«

»Bellheim hat vollkommen Recht«, bestätigte Aurelius Morgenstern. »Auch ich habe keinerlei Erklärung dafür.«

»Wie auch immer«, fuhr der Verleger fort. »Jedenfalls habe ich das Buch bei Herrn Sephem entdeckt. Auch wenn ich nicht die geringste Ahnung habe, wie es in seinen Besitz gelangt ist, war mir auf Anhieb klar, dass es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, denn schließlich gehört das Buch ja dieser Abtei. Deshalb habe ich beschlossen, es ihm zu entwenden. Als mein Gastgeber einen Anruf in der Halle



entgegennahm, habe ich die günstige Gelegenheit genutzt, damit es wieder in die Hände seiner rechtmäßigen Besitzer gelangt.« Er blickte Aurelius fragend an. »Sie werden doch dafür Sorge tragen, dass es zurück in die Bibliothek kommt, nicht wahr?«

»Natürlich.« Der Professor nickte. »Ich kann mich dafür nicht genug bedanken! Sie haben mich und das Internat in letzter Zeit auf jede nur erdenkliche Weise unterstützt!«

»Ach, nicht der Rede wert!« Maximilian Longolius hob die Hand mit den vielen Ringen. »Ich fühlte mich für die Situation verantwortlich. Immerhin war ich es, der Herrn Sephem erst auf die Idee gebracht hat, nach Ravenstein zu kommen.« Er schaute auf seine Armbanduhr. »Verzeihen Sie, ich muss mich nun leider verabschieden. Es ist schon sehr spät.« Er stand auf, schüttelte hastig die Hand des Professors und reichte auch Laura noch einmal die Rechte. Dann eilte er zur Tür. Dort wandte er sich noch einmal um. »Ich kann Ihnen bedauerlicherweise nicht versprechen, dass ich es morgen Abend pünktlich zum Festbankett schaffe. Ich muss zu dieser Zeit ein dringendes geschäftliches Telefonat nach Hongkong führen.« Er blickte das Mädchen an. »So leid es mir für dich tut, Laura – Sayelle muss bei diesem Anruf anwesend sein. Sie hat sich seit Wochen darauf vorbereitet und wird mir zur Seite stehen.«

Nicht dass Laura diese Nachricht übermäßig traurig gestimmt hätte. Dennoch hatten die Besuche der Stiefmutter an ihrem Krankenbett sie davon überzeugt, dass Sayelles Besorgnis echt war. Darum hatte das Mädchen beschlossen, nett zu ihr zu sein. Allzu lange, so hoffte Laura, würde Sayelles Gastspiel in der Familie Leander sowieso nicht mehr dauern. Jetzt, da sie den Ring hatte, würde sie in der Lage sein, Anna Leander zu befreien!

Maximilian Longolius hatte das Büro kaum verlassen, da griff Aurelius Morgenstern nach dem Buch und blätterte hastig darin herum. Es dauerte nicht lange, bis er die richtige Stelle gefunden hatte. »Da haben wir es ja!«, rief er freudig erregt aus. »Hier ist von der alten Prophezeiung die Rede, die ich meinte! Am besten, du liest selbst.« Damit schob er dem Mädchen das Buch zu.



Laura ergriff den Folianten, den sie zuletzt auf ihrer Traumreise in die Zeit des Grausamen Ritters in der Hand gehabt hatte, und beugte sich über den Text. Schon nach kurzer Zeit schob sie das Buch von sich. »Tut mir leid«, sagte sie verlegen. »Aber ich bin nicht so gut in Latein wie mein Bruder.«

»Verzeih mir«, erwiderte der Direktor. »Das musst du auch nicht.« Damit nahm er ihr das Buch aus der Hand und übersetzte den altertümlichen Reim so, dass Laura ihn verstehen konnte.

»Die Überschrift lautet ›Der dritte Schlüssel«, erklärte er. »Darunter steht: ›Nur selten schlägt des Schicksals Stund, wie dieses Verslein dir tut kund. Doch nicht allein der Sterne Bahn zeigt uns den richt'gen Tag dann an.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Nun folgt die Pro-
phezeiung:

›Die Dreizehn einst der Vierzehn weicht,
wenn's Licht beinah dem Dunkel gleicht;
wenn der Flammenring am Himmel steht,
um alles oder nichts es geht.
Wenn unten oben und Dunkel Licht will sein,
des Fatums Stunde bricht herein.
Das Opfer, das ein Kind erbracht,
entscheidet in des Schicksals Nacht.
Bedenkt nur eins: Nicht der ist klug,
der stets mit Macht zu siegen sucht.
Ob alter Mann, ob Mägdelein,
nur der kann ein Gewinner sein,
der recht erkennt und, weil er liebt,
sich überwind' und Verzicht dann übt.
Nur der erfährt das alte Glück,
wer seine Gaben reicht zurück.
Wer gerne gibt, was jemand nimmt,
der nie verliert und stets gewinnt.«



Aurelius löste den Blick von dem alten Buch und sah Laura in die Augen. »Das ist es, was unsere Urväter mündlich von Generation zu Generation tradiert haben, bevor es in diesem Buch festgehalten wurde.«

Laura antwortete nicht sofort, sondern ging den Reim noch einmal in Gedanken durch: Wenn die Dreizehn einst der Vierzehn weicht... Dann sah sie den Professor fragend an. »Haben Sie die tiefere Bedeutung des Textes verstanden? Ich meine, dass von der morgigen Nacht die Rede ist, wissen wir schon. Aber warum glauben Sie, dass ich darin eine besondere Rolle spielen könnte?«

»Weil der Wortlaut in großen Teilen genau auf dich zutrifft«, erklärte Aurelius Morgenstern. »Nicht nur für das Internat schließt sich morgen ein Kreis von dreizehn mal dreizehn Jahren, sondern auch bei dir vollendet sich eine Zeitspanne, die etwas mit dieser Zahl zu tun hat. Du bist seit dreizehn Monaten Wächterin, seit deinem dreizehnten Geburtstag. Bei dir wie beim Internat weicht morgen die Dreizehn und macht der Vierzehn Platz.«

»Und woran lesen Sie noch ab, dass ich gemeint sein könnte?«

»Weiter unten im Text heißt es dann ›Das Opfer, das ein Kind erbracht, entscheidet in des Schicksals Nacht.« Aurelius lächelte. »Du bist von deinem Alter her immer noch ein Kind – auch wenn dir diese Bezeichnung nicht gefallen wird. Und gleichzeitig bist du auch das Kind deiner Mutter. Die Tochter von Anna – und ich glaube, dass der Text darauf anspielt.«

Laura nickte verständig. »Sie haben vermutlich Recht.«

»Kannst du jetzt verstehen, weshalb ich überzeugt bin, dass du morgen eine ganz entscheidende Rolle spielen wirst?«

Laura nickte, dann musste sie an einen weiteren Vers der Prophezeiung denken. »Dieses Opfer, von dem die Rede ist, und diese Gaben, die zurückgereicht werden – was hat es denn wohl damit auf sich?«

Der Professor räusperte sich. »Ich weiß es leider nicht genau. Wie bei allen Prophezeiungen ist der Wortlaut nicht eindeutig.« Er schlug das Buch zu und erhob sich. »Gib mir einfach ein bisschen Zeit, um darüber nachzudenken. Vielleicht fällt mir bis morgen noch etwas ein.«



Auch Laura stand auf. Als sie Aurelius Morgenstern zum Abschied die Hand reichte, hielt der Direktor sie einen Moment lang fest in seiner. »Was den Ring der Feuerschlange betrifft«, sagte er und blickte kurz auf die Jackentasche, in der das Mädchen das Schmuckstück hatte verschwinden lassen. »Keine Angst, ich will dich nicht von etwas abhalten, zu dem du offensichtlich fest entschlossen bist, Laura. Ich gestatte dir, den Ring zu behalten. In der Nacht, die uns bevorsteht, ist alles möglich, und vielleicht kann es dir mit Hilfe des Ringes sogar gelingen, deine Mutter zurückzugewinnen.«

»Das hoffe ich sehr«, sagte Laura, und in ihrer Stimme schwang große Sehnsucht mit.

Der Professor blickte sie ernst an. »Ich muss dich trotzdem warnen. Der Ring birgt gefährliche Kräfte. Sei also auf der Hut! Und bevor du die Tür öffnest, die dich zu Anna führen könnte, solltest du dir ganz sicher sein. Andernfalls wirst du in dein Verderben laufen.«

Laura schluckte. »Ich weiß«, antwortete sie mit heiserer Stimme. »Könnten Sie mir einen Gefallen tun und dafür sorgen, dass mein Vater nicht erfährt, was ich vorhabe?«

Der alte Mann legte die Stirn in Falten. »Warum willst du Marius nichts verraten?«

»Weil ich fürchte, dass er mich davon abhalten würde«, gestand Laura.

Professor Morgenstern seufzte tief. »Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte er, und seine Miene drückte große Besorgnis aus.





Kapitel 27 Ruhe vor dem Sturm

Als Laura die Tür zum Zimmer ihres Bruders öffnete, bot sich ihr ein ungewöhnlicher Anblick: Lukas stand auf einem Stuhl an der Wand und klopfte diese mit der Faust ab. »Was soll das denn werden, wenn es fertig ist?«, fragte sie erstaunt.

Lukas beachtete die Schwester überhaupt nicht. Stattdessen sprang er vom Stuhl, rückte ihn zwei Meter nach links, kletterte wieder auf die Sitzfläche und begann die Prozedur von Neuem: Immer wieder hämmerte er gegen die Wand, bis ein ungewöhnlich dumpfer Laut ertönte.

»Da ist es!«, rief der Junge aufgeregt. »Hab ich's mir doch gedacht!«

Dann ließ Lukas sich dazu herab, seiner Schwester den Grund für sein seltsames Verhalten zu erklären. »Als du diese zugemauerte Feuerstelle entdeckt hast, dachte ich mir, dass in den Wänden vielleicht noch mehr Hohlräume verborgen sind, von denen wir nichts wissen. Schließlich sind auf den Dächern von Ravenstein immer noch Schornsteine zu sehen, da die Zimmer früher mit Öfen beheizt wurden. Heutzutage hat man längst auf Zentralheizung umgestellt – aber die Schornsteine sind geblieben.«

»Ja, und?«

»Wir haben uns doch gewundert, wieso die Dunklen über einige unserer Pläne Bescheid wussten, obwohl wir sie niemandem verraten hatten.«

»Aber was hat das mit den Schornsteinen und deinem komischen Klopfspielchen zu tun?«

»Schornsteine sind Hohlräume«, erklärte Lukas, »durch die Schallwellen perfekt weitergeleitet werden.« Er räusperte sich. »Wenn sich zwei



Leute vor einem Kamin im Erdgeschoss unterhalten, dann kann man ihr Gespräch auch in anderen Stockwerken noch verstehen – vorausgesetzt natürlich, man steht vor einer Kaminöffnung.«

Laura begriff, worauf der Bruder hinauswollte.

»Mir ist der Verdacht gekommen, dass wir über einen Kamin belauscht werden. An dieser Stelle hier« – er wies auf die Wand –, »wo es dumpfer klingt, muss ein Hohlraum sein. Der Schacht scheint direkt hinter dieser Wand zu liegen. Die ehemalige Öffnung für das Ofenrohr ist offensichtlich nicht zugemauert worden, sondern wurde nur mit einer hauchdünnen Gipskartonplatte abgedeckt. Aus diesem Grund kann man alles, was in meinem Zimmer gesprochen wird –«

»Auch auf dem Speicher verstehen«, fiel Laura ihm ins Wort.

Es dauerte nicht länger als fünf Minuten, um den Verdacht des Jungen zu überprüfen. Als Lukas die Schornsteinfegerklappe des alten Kamins öffnete, konnte er seine Schwester, die in seinem Zimmer zurückgeblieben war und zu Testzwecken aus einer Zeitschrift vorlas, klar und deutlich hören.

Als Lukas wieder zurückkam, wirkte er betroffen. »Das gibt es doch nicht«, murmelte er. »Da hätten wir doch früher draufkommen müssen!«

»Sind wir aber nicht. Hauptsache, wir haben es überhaupt herausgefunden«, versuchte Laura ihn zu beschwichtigen.

»Das werde ich denen heimzahlen«, sagte Lukas trotzig. »Albin Ellering wird sich wundern, wenn er uns das nächste Mal belauscht!«

»Warum bist du so sicher, dass er es ist?«, wollte Laura wissen.

»Wer sollte es denn sonst sein? Glaubst du vielleicht, Quintus Schwartz oder gar Pinky quälen sich hinauf auf den Speicher? Niemals! Dort würden sie sich doch nur schmutzig machen. Nein, nein – Ellering ist ihr Handlanger. Solche Drecksarbeiten muss er übernehmen. Aber wie gesagt – der wird sich noch wundern!«

Laura hielt es nun vor lauter Aufregung nicht mehr aus. Sie musste endlich ihre Neuigkeiten loswerden. »Hier – schau mal«, sagte sie und zog den Ring der Feuerschlange aus der Tasche.

Lukas wirkte im ersten Moment genauso überrascht, wie sie es gewe-



sen war. »Fänotastisch!«, staunte er. »Longolius hat also tatsächlich Wort gehalten.«

»Jetzt müssen wir nur noch die richtige Tür finden.« Forschend blickte Laura den Bruder an. »Wie weit bist du mit dem Entschlüsseln des Spruchs?«

Der Junge verzog das Gesicht. »Tut mir leid«, antwortete er kleinlaut. »Aber damit bin ich noch keinen Schritt weitergekommen.«

»Schade.« Laura war enttäuscht.

Lukas ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl sinken und fuhr sich durchs Haar. »Vielleicht sehe ich einfach den Wald vor lauter Bäumen nicht. Wie beim letzten Mal, als ich auch ewig gebraucht habe, um herauszufinden, dass Lea Mano nichts weiter als ein Anagramm von Oma Lena ist. Wenn Philipp damals nicht zufällig ein Scrabblebrett zu Fall gebracht hätte und die Buchstaben darauf nicht durcheinandergepurzelt wären, hätte ich die Lös –« Er unterbrach sich. »Moment mal – die Buchstaben!«, fuhr er fort. »Irgendwo hab ich doch was von Buchstaben gelesen, die keinen Sinn ergeben.«

Hastig öffnete Lukas einige Computerdateien und scrollte sich so rasch durch seine Notizen, dass Laura nur Buchstabengeflimmer auf dem Monitor erkennen konnte. »Ja!«, rief er kurz darauf aus. »Ich hab's doch gewusst – genau da steht's!« Damit deutete er auf eine Textstelle.

Laura beugte sich vor. Es handelte sich um eine Passage aus Oma Lenas Tagebuch, die Lukas abgetippt hatte. »Ich habe alles versucht« las sie vom Bildschirm ab, »aber es ist mir nie gelungen, das Rätsel zu lösen. Die Buchstaben ergeben einfach keinen Sinn.« Verwirrt schaute sie den Bruder an. »Welche Buchstaben meint sie denn?«

»Genau das ist die Frage!«, gab Lukas zurück. »Die ganze Zeit bin ich davon ausgegangen, dass die richtige Tür durch Ziffern oder eine bestimmte Zahl gekennzeichnet sein könnte. Allerdings habe ich in der Krypta keine Zahlen entdeckt – oder du etwa?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nicht dass ich mich erinnern könnte.«

»Aber Oma Lena hat das Mausoleum mehrmals besucht. Es muss also



einen Grund geben, warum sie Buchstaben erwähnt.«

Laura schwieg, um ihren Bruder in seinen Überlegungen nicht zu stören.

Lukas holte aus der Schublade die Ausdrucke der Fotos, die er in der Krypta von den fünf Eingängen gemacht hatte, und legte sie nebeneinander auf den Schreibtisch. Doch er konnte noch immer nichts entdecken. Erst als er eine starke Lupe zu Hilfe nahm, bemerkte er das, was er bisher übersehen hatte: Auf jedem der fünf Sensenblätter, die sich über den Portalen wölbten, standen drei Buchstaben: TEO, TAR, EAF, GFR und OUR. Aufgeregt zeigte er Laura, was er entdeckt hatte.

Die Frage war nur – was hatten die rätselhaften Buchstabenkombinationen zu bedeuten?

Erneut beugten Lukas und Laura ihre Köpfe über den Zettel, auf dem der Vers stand:

Du musst versteh'n,
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei lass gehen.
Und Drei mach gleich,
Nah ist ihr Reich.
Verlier die Vier
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex'.
Mach Sieben und Acht,
Doch sei bedacht,
Nur was nicht stimmt,
Zum Ziel dich bringt
Mit diesem Hexen-Einmaleins.
Wenn Neun ist Eins
Und Zehn ist keins
Und du den richt'gen Namen nimmst,
Der Spruch der Hex' zur Tür dich bringt.



Eine schier endlose Zeit brütete Lukas stumm vor sich hin, bevor er sich wieder an seine Schwester wandte. »Aus Eins mach Zehn, und Zwei lass gehen«, las er vor. »Vielleicht stehen die zehn Zahlen, die in dem Vers genannt werden, für zehn Buchstaben«, überlegte er dann. »Wenn du den richt'gen Namen nimmst, der Spruch der Hex' zur Tür dich bringt, das könnte bedeuten, dass die Buchstaben, die man sucht, in einem Namen vorkommen. In dem Wort Laura stünde dann die Zahl eins für den Buchstaben L, die Zahl zwei für das A und so weiter.«

Laura hatte die Augenbrauen zusammengezogen. »Kann schon sein«, erwiderte sie. »Allerdings besteht mein Name nicht aus zehn Buchstaben.« Sie runzelte die Stirn. »Wie sollen wir nur herausfinden, um welchen Namen es sich handelt? Schließlich können wir Johannes Faust nicht mehr fragen. Und es ist ja nicht mal sicher, ob er das Dokument geschrieben hat.« Sie seufzte. »Man weiß ja ohnehin so gut wie nichts über ihn! Man weiß nicht, wie er wirklich gestorben ist – und noch nicht mal sein Name ist richtig überliefert. Erinnerst du dich, dass Dr. Wagner gesagt hat, man habe ihn statt Johannes manchmal auch Georg genannt?«

Lukas starrte die Schwester sekundenlang an, bevor er eine feierliche Miene aufsetzte. »Du bist ein Genie, Laura – weißt du das?«, rief er und erhob sich. Dann machte er etwas, was er noch nie zuvor getan hatte: Er nahm den Kopf seiner Schwester in beide Hände und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. »Den hast du echt verdient!«

»Aber warum denn?«, fragte Laura verwirrt.

»Ganz einfach: Georg Faust! Das muss der Name sein, von dem in dem Vers die Rede ist. Dr. Wagner hat doch erzählt, dass Faust sich selbst auch Georg genannt hat – nicht Johannes! Außerdem: Schau dir die Buchstaben auf den fünf Sensenblättern an! Sie kommen alle in ›Georg Faust‹ vor, nicht aber in Johannes Faust‹. Darin gibt es zum Beispiel kein T und kein R. Außerdem besteht ›Georg Faust‹ aus exakt zehn Buchstaben – und im Vers ist von zehn Zahlen die Rede. Du wirst sehen – es stimmt. Da bin ich hundertprozentig sicher.«

Mit einem Stift schrieb er »Georg Faust« auf ein Blatt und darunter



die Zahlen Eins bis Zehn. Dann ordnete er die Buchstaben den entsprechenden Feldern auf dem magischen Quadrat zu, das er schon vor Tagen erstellt hatte. Als er damit fertig war, legte er Laura den Zettel vor:

In der ersten Reihe standen statt der Zahlen Zehn, Zwei und Drei nun die Buchstaben T, E und O nebeneinander. Das erste Kästchen in der zweiten Reihe blieb frei, weil der Null, die dorthin gehörte, kein Buchstabe zugeordnet war. Daneben standen an der Stelle der Sieben ein A und an der Stelle der Acht ein U. Die letzte Reihe wurde durch das G, F und R gebildet, da diese im Namen Georg Faust die fünfte, sechste und vierte Stelle einnahmen.

Laura betrachtete das Quadrat zweifelnd. »Das ist ja alles gut und schön. Aber welche Buchstaben führen uns nun ans Ziel?«

»Das ist doch ganz einfach«, grinste Lukas. »Es steht schließlich im Text!«

»Lukaaaaas!«, sagte seine Schwester gedehnt. »Ich warne dich!«

»Ist schon gut«, erwiderte er rasch. »Ich erklär's dir ja.« Mit dem Stift deutete er auf zwei Verszeilen. »Das hier ist die alles entscheidende Passage: »Nur was nicht stimmt, zum Ziel dich bringt.«

»Warum das denn?«

»Weil das magische Quadrat, das uns zu diesen Buchstabenkombinationen geführt hat, kein echtes magisches Quadrat ist. Alle Reihen in dem Quadrat ergeben die Summe fünfzehn – nur eine nicht, und zwar die Diagonale hier.« Er fuhr mit dem Finger von links oben nach rechts unten durch das Quadrat. »Ihre Summe ist einundzwanzig, und damit »stimmt« sie gewissermaßen nicht.«

»TAR«, las Laura die Buchstaben vor, die in den Feldern standen. »Das ist eine der Buchstabenkombinationen auf den Sensen!«

»Ja«, jubelte Lukas und reckte die Faust. »Diese Tür hier muss also« – er tippte mit dem Zeigefinger auf das entsprechende Bild – »die richtige sein. Dieses Portal führt in das Reich der Schatten!«

Laura hielt einen Moment lang die Luft an. »Bist du sicher?«

»Logosibel!« Lukas schubste seine Schwester vor Freude. »Mensch, Laura, kopier doch: Wir haben das Rätsel endlich gelöst! Du besitzt den



Ring und kennst die richtige Tür. Und deshalb kann dich auch niemand mehr daran hindern, Ryganis Welt morgen Nacht einen Besuch abzustatten!«

Die Wachen auf den Türmen und Mauern von Hellunyat erblassten, als sie bei Tagesanbruch die gewaltige Heerschar von Schwarzen Krieger erblickten, die sich über die Ebene von Calderan heranwälzte. Es mussten Tausende und Abertausende von Kämpfern sein, die zu Fuß und zu Pferde unterwegs waren. Die Erde erbebt unter ihrem Tritt, während die Armee der Dunklen Mächte wie eine reißende Flut heranwogte.

Borboron ritt an der Spitze der Schwarzen Garde, die zur Linken von den Bataillonen der Schattenkrieger flankiert wurde, während zur Rechten die gefürchteten Sturmtruppen der Trioktiden auf ihren gepanzerten Hornbüffeln nahten. Es folgten die Kolonnen der Armbrust- und Bogenschützen, denen sich die einfachen Fußsoldaten, bewaffnet mit Lanzen, Hellebarden, Schwertern und Morgensternen, anschlossen.

Über dem Heer schwebten die Geschwader der Flugsinnen. Es waren so viele, dass sie einer Gewitterfront glichen. Unter einigen der geflügelten Monster baumelten Netze, in denen sich etwas regte.

Obwohl die Feinde weit entfernt waren – es würde noch Stunden dauern, bis sie die Mauern der Burg erreichten –, bliesen die Wachen von Hellunyat Alarm.

ElySIONS Leibgarde, die dreizehn Weißen Ritter, eilten sofort auf den Turm. Obwohl ihr Anführer Paravain noch jung war, hatte er schon viele Schlachten erlebt und es oft mit einer erdrückenden Übermacht aufnehmen müssen. Ein so gewaltiges Heer hatte jedoch auch er noch nie erblickt. Ihm wurde bang ums Herz. »Bei den Mächten des Lichts«, rief er aus. »Macht unserem Herrn Meldung. ElySION muss sich sofort ein eigenes Bild vom Ausmaß der Bedrohung verschaffen.«

Laura war so aufgeregt, dass sie die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte. Der Gedanke, die Mutter vielleicht doch noch retten zu können, war so überwältigend, das ihr alles andere unwichtig erschien. Wie abwe-



send ließ Laura die Jubiläumsparty am Sonntagnachmittag über sich ergehen. Dabei amüsierten sich die anderen Gäste hervorragend. Magda hatte nicht zu viel versprochen: »DragonzCry« spielten fantastisch! Während des Auftritts genossen die Schüler und Lehrer des Internats den Imbiss und die Freigetränke. In banger Erwartung fieberte sie dem Ende des offiziellen Programms entgegen. Wenn es nur endlich Mitternacht wäre! Dann wollte sie auf dem Rücken eines geflügelten Löwen zum Mausoleum aufbrechen. Den anderen Fluglöwen würde sie ebenfalls mitnehmen: Wenn alles so klappte, wie sie es sich erhoffte, dann würde sie mit Anna Leander zur Burg zurückkehren. Obwohl Lukas größte Bedenken hegte, hatte er seiner Schwester schließlich zugestimmt. Am liebsten wäre er mitgekommen, um am Mausoleum Wache zu halten und Laura den Rücken frei zu halten, während sie sich im Reich der Schatten befand.

»Aber wieso denn?«, widersprach Laura. »Ich trag doch den Ring der Feuerschlange – deshalb werden mir weder Rygani noch die Sensenmänner was antun. Und Tephilos Sephem nimmt am Festbankett in der Burg teil und kann mir vermutlich schon deshalb nicht gefährlich werden.«

»Und was ist mit der Katze?«

»Ach, mit der werde ich schon fertig«, entgegnete Laura leichthin. »Außerdem sind Latus und Lateris ja auch noch da. Die haben den Santsbraten doch schon einmal in die Flucht geschlagen. Pass du lieber auf, dass dieser Sephem das Bankett nicht zu früh verlässt! Am besten nicht vor halb zwei. Lass dir was einfallen und halte ihn auf, damit mir mehr Zeit bleibt!«

Damit war die Sache entschieden, und Lukas richtete seine gesamten Kräfte auf das Ablenkungsmanöver, das er sich für ihre Feinde ausgedacht hatte: Sie warteten, bis Albin Ellerking sie im Blick hatte, taten dann recht geheimnisvoll und zogen sich auf Lukas' Zimmer zurück. Wie erwartet folgte ihnen der Gärtner und stieg dann zum Speicher hinauf. Sicherheitshalber unterhielten sie sich zunächst einige Minuten über etwas anderes, damit ihm genügend Zeit blieb, den gewohnten Horchposten einzunehmen. Dann erst begannen sie mit dem Gespräch, das sie sich zurecht-



gelegt hatten. Sie redeten darüber, dass sie ihren Feinden Unrecht getan hätten. Jeder habe doch erwartet, dass diese etwas gegen die Wächter und ihre Gäste unternehmen würden, was sich dann als großer Irrtum herausgestellt habe. »Ich kann nur hoffen«, fügte Laura hinzu, wobei sie sich ein breites Grinsen nicht verkneifen konnte, »dass keiner von ihnen mitgekriegt hat, dass wir Wächter Tag und Nacht hinter ihnen hergeschnüffelt haben. Sie wären bestimmt ziemlich wütend!«

»Und mit Recht!«, stimmte Lukas ihr zu. Er musste sich ebenfalls sehr bemühen, ernst zu bleiben. »Schließlich habt ihr ihnen ja das Schlimmste unterstellt – und das ohne jeden Anlass! Ich kann die Dunklen zwar genauso wenig leiden wie du, Laura, aber an ihrer Stelle wäre ich tödlich beleidigt, wenn ich merken würde, dass man mir ohne Grund so viel Misstrauen entgegenbringt!«

Laura wollte ihm gerade zustimmen, als der Bruder abwinkte und den Zeigefinger auf die Lippen legte: Bloß nicht übertreiben! Sonst schöpfen sie am Ende doch noch Verdacht.

Es war Nachmittag, als das Schwarze Heer nur noch zwei Pfeillängen von Hellunyat entfernt war. Borboron befahl seinen Truppen, nicht weiter vorzurücken.

Zur großen Verwunderung von ElySION und Paravain, die das Geschehen vom Bergfried aus beobachteten, ließ der Schwarze Fürst sich ein weißes Tuch reichen und ritt damit auf das Tor der Gralsburg zu.

Paravain wies die Wachen an, Borboron ungehindert passieren zu lassen, und eilte mit seinem Herrn hinunter in den Hof, um den Anführer des Dunklen Heeres zu empfangen.

Die Garde der Weißen Ritter bildete einen schützenden Kreis um die beiden, als ElySION dem Schwarzen Fürsten entgegtrat. »Welch seltener Gast«, sagte er ohne eine Spur von Hohn. »Ihr werdet verstehen, dass sich meine Freude über Euren Besuch sehr in Grenzen hält.«

»Durchaus.« Borboron machte keinerlei Anstalten, vom Pferd zu steigen. Er bedachte den Hüter des Lichts vom Sattel aus mit einem verschlagenen Lächeln. »Dabei habe ich überaus erfreuliche Nachrichten für



Euch.«

ElySION antwortete nicht, sondern blickte dem Schwarzen Herrscher nur gefasst entgegen.

»Ich habe beschlossen, Euch ein überaus großzügiges Angebot zu unterbreiten.«

»Wie edel von Euch«, entgegnete der Hüter des Lichts nun doch mit bissigem Spott. »Womit haben wir Euren Großmut nur verdient?«

Borborons Augen begannen vor Wut rot zu glühen. »Ich gebe Euch Zeit bis zum Sonnenaufgang. Wenn Ihr bis dahin die Waffen niederlegt und Euch ergebet, schenke ich Euch und all Euren Getreuen das Leben. Ihr könnt die Gralsburg verlassen und gehen, wohin es Euch beliebt.«

»Und falls wir nicht gedenken, Euer Angebot anzunehmen?«, fragte der Hüter des Lichts mit fester Stimme.

»Dann werde ich meinen Kriegern den Befehl zum Angriff erteilen«, erwiderte der Schwarze Fürst mit kehliger Stimme. »Dann wird ein Sturm über Euch hereinbrechen, dem niemand widerstehen kann. Wir werden Hellunyat dem Erdboden gleichmachen und Euch unter den Trümmern begraben.« Borboron trieb sein schwarzes Teufelsross noch näher an den Herrscher Hellunyats heran. »Ihr habt die Wahl zwischen Leben und Tod! Bedenkt Eure Entscheidung gut, ElySION!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, riss Borboron sein Pferd herum und ritt davon.

Als sich das Tor hinter ihm geschlossen hatte, wandte der Hüter des Lichts sich an den Weißen Ritter. »Nun, Paravain, was hältst du von diesem Vorschlag?«

»Das fragt Ihr noch?«, antwortete der junge Mann aufgebracht. »Wir kennen Borboron und wissen, dass ihm nicht zu trauen ist. Wenn wir sein Angebot annehmen und uns ergeben, wird er dennoch keinen von uns verschonen. Er lügt, denn wir haben nicht die Wahl zwischen Leben und Tod. Wir können uns nur entscheiden, ob wir sterben wollen wie Krieger oder wie Feiglinge.«

Ein Schatten legte sich auf ElySIONs Gesicht. »Warum bist du dir da so sicher?«



»Aber, Herr!« Der Weiße Ritter sah seinen Gebieter eindringlich an. »Ihr habt sein Heer doch selbst gesehen. Es ist uns zahlenmäßig so weit überlegen, dass wir dagegen unmöglich bestehen können. Außerdem sind die Schattenkrieger unbesiegbar. Wir werden gegen sie nichts ausrichten können, wie gut wir auch kämpfen.«

Der Hüter des Lichts musterte den jungen Ritter mit strengem Blick. »Warum so kleinmütig, Paravain? Hast du schon vergessen, was ich dich gelehrt habe? Mit der Kraft des Lichts ist alles möglich! Wenn wir auf seine besonderen Fähigkeiten vertrauen und uns auf unsere Stärken besinnen, sollte uns selbst diese Übermacht nicht schrecken.«

»Ich weiß, Herr«, entgegnete Paravain bekümmert. »Aber diesmal ist es anders. Denkt doch nur an die Schattenkrieger.«

»Eben!« ElySION schmunzelte. »Genau das tue ich doch.« Damit ließ er Paravain allein und zog sich in seine Gemächer zurück.

Der Weiße Ritter sah seinem Herrn mit bangem Herzen nach. Er wünschte, er wisse, woher ElySION seine Zuversicht nahm.

Pinkys Augen leuchteten, als der Nachtalb Dr. Schwartz und ihr Bericht erstattete. »Dann hat unser Großmeister also doch Recht behalten«, zischte sie erfreut. »Ssie haben tatsächlich nicht bemerkt, dasss ssich eine Bombe im Kamin befindet!«

Dr. Schwartz lächelte böse und griff zum Telefonhörer, um ihren Anführer zu informieren. »Das geht in Ordnung«, sagte er zu seinem Gesprächspartner. »Dann also bis heute Abend.« Damit legte er auf und schaute seine Komplizen an. »Es bleibt alles wie besprochen: Wir beide, Rebekka, ziehen uns um Viertel vor zwei zurück, Albin schon eine halbe Stunde früher. Wenn wir alle zusammen gehen würden, könnten die Wächter Verdacht schöpfen. Der Großmeister wird das Fest als Erster verlassen, denn er hat noch viel zu erledigen. Jedenfalls bleibt jedem von uns genügend Zeit, sich in Sicherheit zu bringen, bevor um Punkt zwei die Bombe hochgeht. Dann ist endgültig Schluss mit diesem elenden Wächterpack!«



Als Paravain seinen Gebieter kurz vor Mitternacht ein letztes Mal auf den Bergfried begleitete, hatten sich über der Gralsburg dichte Gewitterwolken aufgetürmt. Leises Donnernrollen war zu vernehmen, und immer wieder leuchtete es in den düsteren Wolken hell auf. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis das Unwetter hereinbrechen würde.

Auf der Ebene von Calderan brannten unzählige Lagerfeuer. Wüstes Gegröle und Kampflieder hallten durch die Nacht.

Paravain atmete schwer. Die erdrückende Übermacht des Gegners verursachte ihm Unwohlsein.

Der Hüter des Lichts dagegen wirkte vollkommen ruhig. Gelassen ließ er den Blick über die weite Ebene schweifen und schaute dann hoch zum Himmel, wo sich in diesem Moment ein geflügelter Schemen aus den Wolken löste und in Windeseile auf die Gralsburg zuglitt.

Es war Pfeilschwinge, der Adler des Lichts. Er ließ sich auf den Mauernzinnen nieder und begrüßte seinen Gebieter mit einem kräftigen Schrei.

ElySION trat zu ihm und strich mit der Rechten über das gefiederte Haupt. »Nun – sind unsere Freunde bereit?«, fragte er.

Auch Paravain verstand die Antwort des Adlers: Ja, Herr! Alles verhält sich so, wie Ihr es gewünscht habt. Alle haben ihre Position eingenommen und warten darauf, dass es beginnt.

»Gut! Sehr gut!« Noch einmal strich ElySION dem Adler über das Gefieder, bevor er sich an den Weißen Ritter wandte. »Dann wollen auch wir uns bereit machen. Sag deinen Rittern, dass der Kampf kurz bevorsteht, Paravain. Es ist an der Zeit, dass wir unseren Feinden entgegentreten und unserem Schicksal ins Auge blicken!«





Kapitel 28 Die Nacht der Entscheidung

ndlich war der Moment gekommen, auf den Laura gewartet hatte. In der Ferne schlug eine Kirchturmuhur zur Mitternacht. Geräuschlos schlüpfte Laura aus dem großen Eingangsportal des Internats und schaute sich vorsichtig um. Dicke Wolken ballten sich am Himmel. Sie sahen beinahe unwirklich aus und schimmerten in einem dunklen Violett. Sie glichen einer Horde Ungeheuer, die nur darauf wartete, sich in die Tiefe zu stürzen und Tod und Verderben über die Burg zu bringen. Laura schauderte. Rasch blickte sie hinüber zum Ostflügel. Die Fenster waren erleuchtet; das Bankett war noch in vollem Gange. Laura hatte sich unter dem Vorwand, müde zu sein, vorzeitig verabschiedet.

Im Rest der Burg war vollkommene Ruhe eingekehrt. Bis auf die Handvoll Ravensteiner, die am Bankett teilnahmen, waren die Schüler zu Bett gegangen – schließlich stand für den nächsten Morgen wieder ganz normaler Unterricht auf dem Plan.

Der Wind hatte aufgefrischt. Laura schlug den Kragen ihres Anoraks hoch und huschte eilig die Stufen hinunter. Am Fuß der Treppe blieb sie stehen und legte die Hand nacheinander auf die Köpfe der beiden Fabeltiere, um diese ein weiteres Mal aus ihrem steinernen Schlaf zu wecken. »Hört zu, ihr Löwen Rechts und Links«, sprach sie, »die ihr die Brüder seid der Sphinx, in dieser Stunde großer Not, auch ihr gehorcht des Lichts Gebot und löst euch nun aus totem Stein, damit ihr könnt behilflich sein!«

Doch nichts geschah. Reglos und stumm standen die Steinlöwen da



und starrten in den dunklen Burghof.

Seltsam, dachte Laura mit pochendem Herzen. Das ist noch nie passiert! Habe ich etwas falsch gemacht?

Vorsichtshalber murmelte sie den Spruch ein zweites Mal. Doch Latus und Lateris wollten nicht aufwachen. Oder gehorchten sie ihr nicht mehr?

Laura kämpfte gegen die aufsteigende Panik an. Sie benötigte die Hilfe der Löwen dringender denn je! Wie sollte sie sonst zum Mausoleum auf der Teufelskuppe kommen?

Da fiel Lauras Blick auf die Säule, die das Vordach stützte – vielleicht wusste Portak ja Rat? Schließlich kannte der Steinerner Riese das Geheimnis der geflügelten Löwen schon seit Jahrhunderten.

Rasch huschte sie einige Stufen empor, kniete sich nieder und strich dreimal kreisförmig über den Granitsockel. Doch so erwartungsvoll sie Portak auch anblickte – es tat sich nichts. Auch der Hüne wollte sich nicht aus seiner Starre lösen!

Ein unheimliches Gefühl erfasste Laura. Da stimmt doch etwas nicht, dachte sie verzweifelt.

Da ist etwas faul!

Wie das Gift einer Natter breitete sich Panik in ihr aus. Sie rannte zu den Löwen zurück, unternahm einen dritten und vierten Versuch – vergeblich!

Da vernahm Laura Schritte hinter sich. Sie wirbelte herum und erblickte eine dunkle Gestalt, die sich im Hof aus der Dunkelheit löste und bedrohlich langsam auf sie zukam. Laura musste unwillkürlich an den unheimlichen Homunkulus aus der Alchimisten-Küche denken.

Sie hielt den Atem an.

Tephilos Sephem!

Der mysteriöse Gönner, der die Wächter mit seiner Höllenmaschine hatte in die Luft jagen wollen!

Tephilos trug das Gewand, das in seiner Heimat üblich war. Nur auf die gewohnte Sonnenbrille hatte er verzichtet. Als er vor Laura stehen blieb, spielte ein böses Lächeln um seine Lippen. »Was hast du denn,



Mädchen?«, fragte er mit einem merkwürdigen Unterton. »Ich verstehe nicht, warum du dich wunderst.«

Laura ließ sich ihre Angst nicht anmerken. »Wundern? Worüber denn?«, fragte sie mit kühler Stimme.

»Darüber, dass deine Freunde dir nicht mehr gehorchen wollen«, erklärte er mit Blick auf die Steinlöwen. »Dabei müsstest du den Grund doch kennen. Oder solltest du noch nie von der Todesstarre gehört haben? Sie kann nicht nur Menschen lähmen, sondern auch fantastische Wesen! Nicht einmal die Wolkentänzer sind davor gefeit!« Seine Augen funkelten düster, während er Laura lauernd betrachtete.

»Aber woher wissen Sie von den Löwen?« In Lauras Stimme hatte sich nun doch ein leises Zittern eingeschlichen.

»Das überrascht dich, nicht wahr?« Erneut setzte Herr Sephem ein falsches Lächeln auf. »Du hast also wirklich geglaubt, dass es nur auf Aventerra Schwarzmagier gibt. Welch großer Irrtum, Laura! Auch bei uns auf dem Menschenstern gibt es Fhurhurs, obwohl sie nicht so genannt werden. Die Menschen haben uns viele Bezeichnungen gegeben im Laufe der Jahrhunderte: Nekromanten, Alchimisten, Zauberer – nenn es, wie du willst! Name ist Schall und Rauch.«

Laura hatte sich wieder gefangen. Betont ungerührt fragte sie: »Warum erzählen Sie mir das eigentlich?«

»Nun...« Tephilos Sephem lächelte. »Das ist eine kleine Marotte von mir. Andere mögen es Schwäche nennen, aber ich bevorzuge diese Bezeichnung. Du kennst das doch von deinem Bruder: Wer über ein gewaltiges Wissen verfügt, möchte andere daran teilhaben lassen, zumindest ein wenig. Das trifft nicht nur auf Lukas zu, sondern eben auch auf mich.« Er lachte, und das Geräusch hallte im Hof wider. »Mir gefällt einfach nicht, wenn jemand unwissend sterben muss – so wie du heute Nacht, Laura!«

Laura blieb stumm, und ihr Schweigen schien den Mann nur zu erheitern. »Du weißt hoffentlich, was es mit dieser Nacht für eine besondere Bewandnis hat«, fuhr er fort. »Alles, was bis zum Sonnenaufgang geschieht, wird die nächsten einhundertneunundsechzig Jahre entschei-



dend beeinflussen. Deshalb habe ich auch dafür gesorgt, dass deine Wächterfreunde den morgigen Tag nicht mehr erleben. Der Einfluss des Lichts auf Erden wird immer mehr schwinden, bis er schließlich ganz versiegt.«

Das glaubst du auch nur, du widerlicher Kerl, triumphtierte Laura insgeheim, während sie Sephem vernichtende Blicke zuwarf. Wenn du wüsstest, dass wir deine Höllenmaschine...

Als habe Tephilos ihre Gedanken gelesen, verzog er den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Ich weiß sehr wohl, dass ihr den Sprengsatz im alten Kamin entschärft habt! Es war doch meine Absicht, dass ihr ihn entdeckt und euch deshalb in Sicherheit wiegt! Ihr Tölpel seid prompt auf diese Finte hereingefallen. Ein verhängnisvoller Fehler!« Er wandte sich um und blickte mit einem theatralischen Seufzer zum Speisesaal, hinter dessen Fenstern immer noch Licht brannte. »Sie sind dem Tod geweiht, die Armen. Ihre Zeit verrinnt wie in einer Sanduhr. Schon bald wird es um sie geschehen sein!«

Wie gelähmt hatte Laura diesen Worten gelauscht. In den Augenhöhlen des Mannes schien glühende Lava zu brodeln. »Wenn wir uns noch einmal begegnen, Laura, dann ist es auch um dich geschehen!«

Laura gefror das Blut in den Adern. Noch während dieser Drohung hatte Thephilo Sephem sich in die riesige schwarze Katze mit den flammend roten Augen verwandelt! Das Untier riss das Maul auf, entblößte die spitzen Zähne und fauchte so, dass die Flammen, die aus seinem Rachen loderten, Lauras Sinne vernebelten.

Als wieder Leben in Laura kam, sah sie gerade noch, wie die Katze durch den Torbogen davonrannte. Die Menschen im Speisesaal, schoss es dem Mädchen durch den Kopf. Sie sind in allergrößter Gefahr!

Hastig lief sie die Treppe hoch, durchquerte wie ein Irrwisch die Eingangshalle und stürmte in den Gang, der zum Bankettsaal führte. Schon von Weitem wurde ihr klar, dass irgendetwas nicht stimmte, denn es herrschte unheilvolle Stille. Laura stürzte auf das Holzportal zu und riss daran – doch es war verriegelt! Sie rüttelte und zerrte – es wollte sich einfach nicht öffnen lassen!



Irgendetwas steckte im Schlüsselloch, sodass dem Mädchen jeder Blick in den Saal verwehrt war. Ein kaum wahrnehmbarer Hauch von Schwefel lag in der Luft.

Laura hämmerte wie wild gegen die Tür, bis sie begriff, dass es sinnlos war. Niemand schien sie zu hören. Sie rannte zum nächstgelegenen Fenster, riss es auf und lehnte sich hinaus, um von außen einen Blick durch die Speisesaalfenster zu erhaschen. Der Anblick war entsetzlich: Einige Gäste waren vornüber auf die Tische gesunken, andere saßen reglos auf den Stühlen, während wieder andere zu Boden gestürzt waren.

Der Lehrertisch an der Stirnseite des Raumes lag genau in Lauras Blickfeld, und so konnte sie erkennen, dass auch Aurelius Morgenstern und die Direktoren der anderen Internate leblos waren.

Erneut stieg Laura ein schwefeliger Hauch in die Nase – und in diesem Moment wusste sie, was geschehen war. Vulkangas!, schoss es ihr durch den Kopf. War das Tephilos Sephems Werk – oder hatte bereits sein maurischer Vorfahre im Rittersaal eine tödliche Falle installiert? Sicher war nur, dass die Opfer durch giftige Gase getötet werden sollten – oder vielleicht schon tot waren. Wenn ihnen überhaupt noch zu helfen war, musste es sofort geschehen: Sie musste ihnen frische Luft verschaffen. Aber wie? Das Holzportal war so massiv, dass sie es nicht allein öffnen konnte.

Die Wächter waren verloren!

Papa, Aurelius Morgenstern, Miss Mary und Percy würden sterben, wenn ihr nichts einfiel!

Laura überlegte fieberhaft. Dann bündelte sie ihre Gedanken und richtete sie auf die Fenster des Speisesaals. Fügt euch der Kraft des Lichts, befahl sie der kalten Materie, und beugt euch meinem Willen!

Zerspringt!

So geschah es: Nur Augenblicke später zerbarsten die Fensterscheiben mit lautem Klirren, und Laura jubelte vor Freude. Angespant reckte sie sich aus dem Fenster, um zu sehen, was die frische Nachtluft bewirkte.

Da fiel ihr Blick auf das Gemälde, das direkt über dem Lehrertisch an der Stirnwand hing.



Das Geschenk von Tephilos Sephem!

Im Vordergrund des Bildes war der Baumeister Philetho Sephem zu sehen. Laura stutzte, als sie den Berg erkannte, der sich im Hintergrund erhob. Er besaß die typische Kegelform eines Vulkans. Dichte Rauchwolken waberten um den Gipfel, die eigenartig lebendig wirkten. Es war der Ätna, kein Zweifel. Sein verheerender Ausbruch hatte einst Tausende von Menschen das Leben gekostet!

Eigenartig, dachte Laura, was hat der Baumeister denn mit dem Ätna zu tun? Er stammt doch nicht aus Sizilien, sondern aus dem Orient! Plötzlich ahnte sie, welche Gefahr über den Direktoren schwebte. Denn mit Entsetzen erkannte Laura, was Philetos auf dem Bild in der Hand hielt: eine Sanduhr! Unablässig rieselte feiner Sand in deren untere Hälfte.

Wie – war das nur möglich?

Da begriff Laura, warum Tephilos Sephem behauptet hatte, dass die Zeit für die Wächter wie in einer Sanduhr verrinnen würde. Sobald das letzte Sandkorn nach unten gerieselt war, würde es im Speisesaal zu einer gewaltigen Explosion kommen! Der Vulkan würde ausbrechen und die Gäste unter brodelnden Lavaströmen begraben! Laura stockte der Atem. Doch sie handelte sofort. Sie schloss die Augen, um sich einzig und allein auf den Zeitmesser in Philetos' Hand zu konzentrieren. Mit aller Kraft beschwor sie ihn, sich zu drehen. Nach schier endlos anmutender Zeit setzte sich die Uhr endlich in Bewegung und nahm eine waagrechte Position ein, sodass der Sand weder in die eine noch in die andere Hälfte rieseln konnte!

Geschafft!

Da vernahm Laura Schritte, die im Flur widerhallten. Erschrocken drehte sie sich um – und stand einem Mädchen gegenüber. »Saskia?«, fragte sie verwundert. »Wo kommst du denn her? Ich dachte, du wärst auch im Speisesaal.«

»War ich auch.« Die Schülerin war ganz blass um die Nase. »Aber auf einmal ist mir schlecht geworden. Ich bin zur Toilette gerannt, bevor ich mich übergeben musste.« Verwundert blickte sie zur Tür. »Was ist denn



los? Es ist so still.«

»Das erkläre ich dir später. Wir müssen irgendwie die Tür aufbrechen und schnellstens die Polizei und den Rettungsdienst verständigen.«

Saskia deutete auf den Speisesaal. »Mein Handy liegt doch da drin!«

Laura zog ihr Mobiltelefon aus der Tasche und reichte es dem Mädchen. »Wähl den Notruf! Ich bin gleich zurück!« Sie rannte los, so schnell sie konnte.

Im Labyrinth der Gralsburg herrschte eine feierliche Stille. Der blinde Wächter Luminian trat vor die Nische, die hell erleuchtet war, und ergriff ohne Zögern das darin aufbewahrte Schwert. Dann drehte er sich um und streckte die funkelnde Waffe seinem Gebieter entgegen.

Der Hüter des Lichts verneigte sich, bevor er Hellenglanz aus den Händen seines ergebensten Dieners empfing und das Schwert in die Scheide steckte. Dann wandte er sich um und ging auf die Säule aus strahlendem Licht im Zentrum des Labyrinths zu. Inmitten der gleißenden Helligkeit schwebte, goldglänzend und mit feinsten Edelsteinen besetzt, der Kelch der Erleuchtung. ElySION blickte ehrfürchtig auf das größte Heiligtum des Lichts.

Luminian war in gebührendem Abstand stehen geblieben. Nach einiger Zeit fragte er leise: »Kann ich noch etwas für Euch tun, Herr?«

ElySION blickte unverwandt auf das goldene Gefäß. »Nein, Luminian, vielen Dank«, antwortete er. »Lass mich bitte allein. Die kommenden Stunden werden über unser aller Schicksal entscheiden. Deshalb möchte ich die Geister, die den Lauf der Welt bestimmen, um ihre Hilfe und ihren Beistand anflehen.«

Laura fand das braune Lederwams von Alarik, das sie bei ihrer Rückkehr aus Aventerra getragen hatte, sofort: Es hing immer noch in ihrem Kleiderschrank. Sie hielt unwillkürlich den Atem an, als sie in die Tasche fasste – nur um kurz darauf einen erleichterten Seufzer auszustoßen: Sie hatte sich nicht getäuscht. Die Phiole steckte tatsächlich noch in der Tasche. Es war das Gegenmittel gegen die Todesstarre, das sie in der



Dunklen Festung aus dem Schrank des Fhurhurs gestohlen hatte, um ihren Vater zu erlösen.

Wie von Furien gehetzt, rannte Laura zum Eingang der Burg und stürmte auf die Steinsäule zu. Hastig besprengte sie diese mit einigen Tropfen des schwarzmagischen Elixiers, lief die Stufen hinunter, um die geflügelten Löwen ebenfalls zu erlösen, und hastete zu Portak zurück. Sie hatte kaum zum dritten Mal über die Steinsäule gestrichen, als Leben in den Riesen kam. Er löste die Hände vom Vordach und wurde rasch kleiner.

Noch ehe Laura ihm eine Anweisung erteilen konnte, stieg er bereits die Stufen empor. »Ihr könnt Euch eure Worte sparen, bin nämlich mir auch so im Klaren, was dringend jetzt vonnöten ist, damit nicht siegt die Finsternis.« Ohne dem Mädchen weitere Beachtung zu schenken, betrat er die Burg und eilte mit schwerfälligen Schritten auf den Speisesaal zu. Nur Sekunden später erbeben die Flügel der schweren Holztür unter den Schlägen seiner mächtigen Steinfäuste. Das Portal konnte seinen Riesenkräften nur für kurze Zeit standhalten. Nach einem guten Dutzend wuchtiger Schläge löste es sich aus den Angeln.

Mit offenem Mund beobachtete Saskia das Schauspiel.

Als Laura in der Begleitung des Hünen in den Saal trat, erkannte sie zu ihrer Erleichterung, dass die meisten der Anwesenden das Bewusstsein bereits wiedererlangt hatten.

Welch ein Glück!

Sie hatten sich von den Plätzen erhoben und kümmerten sich um diejenigen, die noch benommen auf den Tischen oder am Boden lagen.

Auch Marius Leander hatte sich wieder erholt. Er gab der Tochter ein Zeichen, um sie zu beruhigen, bevor er sich über Eva Luzius beugte, die noch immer ohnmächtig zu sein schien.

Schleppenden Schrittes kam Aurelius Morgenstern auf Laura zu und lächelte sie dankbar an. »Du musst das jetzt nicht erklären, Laura«, sagte er mit schwacher Stimme. »Ich weiß auch so, wem wir unsere Rettung verdanken. Du hast doch noch etwas Wichtiges vor, wenn ich mich nicht irre?«



Natürlich, das Mausoleum!

Die Krypta!

Das Reich der Schatten!

»Ich fürchte, ich kann dich nicht begleiten«, fuhr der Direktor fort. »Ich bin vollkommen erschöpft, genau wie die anderen. Attila ist noch immer nicht bei Bewusstsein.«

»Wird er es überleben?«, fragte das Mädchen besorgt.

»Bestimmt wird er das. Zum Glück hast du rechtzeitig dafür gesorgt, dass wir alle wieder frische Luft atmen konnten!«

Laura lächelte. »Ich hatte einen guten Lehrer. Sonst würde ich die Telemekinese bestimmt nicht so gut beherrschen.«

Aurelius deutete eine Verbeugung an. »Danke für das Kompliment«, erwiderte er lächelnd. »Aber am Ende kommt es nicht auf den Lehrer an, sondern nur darauf, wie der Schüler sein Wissen anwendet!«

»Wenn Sie es sagen!« Das Mädchen schmunzelte, wurde dann aber wieder ernst. »Wünschen Sie mir Glück für das, was ich vorhabe.«

»Ich weiß nicht so recht, Laura.« Der alte Mann wiegte nachdenklich das Haupt. »Tephilos Sephem hat sich heute als wahrer Satan entpuppt.« Sein Gesicht verriet große Besorgnis. »Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken, dass du ganz alleine zur Teufelskuppe willst.«

Laura war jedoch fest entschlossen, ihren Plan auszuführen.

Jemand musste Anna doch retten!

»Mir wird schon nichts passieren«, versuchte sie den Direktor zu beruhigen. Dennoch bestand Aurelius darauf, sie zu den geflügelten Löwen zu begleiten.

Sie befanden sich gerade am Fuß der Treppe, als eine große Limousine auf den Hof fuhr und direkt vor ihnen hielt. Aus dem Wagen stiegen Maximilian Longolius und Sayelle Leander-Rüchlin, die bei Lauras Anblick verwundert die Augenbrauen hochzog. »Aber Laura, warum bist du denn noch wach?«

Ehe das Mädchen antworten konnte, wandte sich Herr Longolius an den Professor. »Es tut mir leid, aber wir konnten nicht früher zu dem Festessen kommen.« Erst jetzt bemerkte er die zerborstenen Fenster des



Speisesaals. »Was ist denn passiert?«

»Ein Anschlag auf unsere Festgäste. Sie haben Glück, dass Sie verhindert waren«, erwiderte Aurelius Morgenstern ernst. »So wie es aussieht, ist Herr Sephem dafür verantwortlich.«

»Dieser Verbrecher!«, sagte Maximilian entrüstet. »Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich ihn hierher gebracht habe.«

»Es ist ja nicht Ihre Schuld. Außerdem hat Laura uns zum Glück vor dem Schlimmsten bewahrt.« Aurelius zögerte einen Moment. »Bitte fragen Sie nicht warum«, fuhr er dann fort, »aber Laura muss dringend zum alten Mausoleum auf der Teufelskuppe«, erklärte der Direktor. »Möglicherweise ist Herr Sephem ja noch wach. Und für diesen Fall wäre es mir lieb, wenn Sie Laura begleiten und diesen Schurken ablenken würden. Sie kennen ihn gut, und er wird kaum Verdacht schöpfen, wenn Sie bei ihm aufkreuzen. Denken Sie sich einfach einen Vorwand aus.«

Longolius hob die Brauen. »Wenn Sie meinen? Es wird mir schon irgendetwas einfallen.« Er wandte sich an Laura. »Also gut«, sagte er. »Wenn du willst, bringe ich dich zur Teufelskuppe.«

»In Ordnung«, erwiderte Laura. »Fahren wir los!«

»Ich begleite euch!«, erklärte Sayelle hastig. »Ich lasse meine Stieftochter in so einer Situation doch nicht allein!« Sie öffnete die Beifahrertür.

Laura wollte schon einsteigen, als sie eine Stimme hinter sich vernahm: »Darf ich auch mit?«

Es war Saskia Burwieck.

»Du?«, fragte Laura verwundert. »Was willst du denn dort?«

»Dieser Schuft!«, entgegnete das dunkelhaarige Mädchen. »Er hat mich immer noch nicht bezahlt. Und jetzt will er sich wohl einfach so verdrücken! Aber nicht mit mir! Ich werde mir mein Geld schon holen!«

»Du bist verrückt«, sagte Laura. »Der Kerl ist gefährlich. Tephilos Sephem könnte dich umbringen.«

»Quatsch!« Saskia schien zu allem entschlossen. »Ich habe ihm doch gar nichts getan. Außerdem ist Herr Longolius ja dabei.« Ein feuchter Glanz trat in ihre Augen. »Das Geld steht mir doch zu. Versprochen ist versprochen!«



»Ich halte das für keine gute Idee«, warf der Verleger ein und bot Saskia an, den entgangenen Lohn aus eigener Tasche zu ersetzen.

Doch das lehnte das Mädchen ab. »Sie schulden mir ja nichts«, sagte Saskia stur, während eine Träne über ihre Wange rollte.

Laura wurde die Sache langsam zu bunt. Sie hatte schließlich Wichtigeres zu tun, als solche kindischen Diskussionen zu führen! »Dann komm von mir aus mit«, fuhr sie Saskia an. »Aber sag hinterher bloß nicht, ich hätte dich nicht gewarnt!«

Die vier stiegen in den Wagen, der kurz darauf vom Burghof rollte.

Lukas hatte vor Sorge um seine Schwester kein Auge zugegan. Beim Klirren der Fensterscheiben war er vom Bett aufgeschreckt, rasch in seine Kleider geschlüpft und nach unten geeilt.

Als der Junge aus der Eingangstür trat, sah er gerade noch, wie Laura und Saskia in die schwarze Luxuslimousine von Maximilian Longolius stiegen und der Wagen davonfuhr. Fast gleichzeitig ertönte ein Martinshorn, und Blaulichter blitzten in der Dunkelheit. Nur einige Minuten später stand ein halbes Dutzend Fahrzeuge auf dem Burghof: Polizei- und Feuerwehrautos, Rettungs- und Notarztwagen. Die Ärzte und Sanitäter nahmen sich sofort der Hilfsbedürftigen an, und die Polizisten versuchten, sich einen Überblick über das Geschehen zu verschaffen.

Lukas sah sich suchend um, bis er seinen Vater gefunden hatte. Zum Glück war er ebenso unversehrt wie Aurelius Morgenstern, Miss Mary Morgain und Percy Valiant. Die meisten Anwesenden waren mit dem Schrecken davongekommen und hatten sich bereits erholt. Eva Luzius hingegen fühlte sich immer noch unwohl. Der älteren Dame machte das giftige Gas, das sie für einige Zeit hatte einatmen müssen, sehr zu schaffen. Der Arzt, der sie untersucht hatte, stellte leichte Vergiftungserscheinungen fest und beauftragte zwei Sanitäter, sie zum Rettungswagen zu bringen.

»Deine Großtante wird wieder gesund«, beruhigte Marius Leander seinen Sohn. »Der Notarzt möchte nur, dass sie die Nacht in der Klinik verbringt, wo man sie überwachen kann. Eine reine Vorsichtsmaßnahme.« Die beiden begleiteten Eva Luzius, die inzwischen auf einer Trage lag.



Bevor die Sanitäter sie in den Wagen hoben, bat Eva sie noch um ein wenig Geduld. »Nur eine Minute, bitte«, sagte sie und winkte Lukas näher heran. »Vorhin auf dem Fest, mein Junge« – das Sprechen strengte sie merklich an –, »da ist es mir endlich wieder eingefallen!«

»Was denn?«, fragte Lukas.

»Der Name des Mannes, der Michael damals den Ring abkaufen wollte.« Die alte Dame musste husten.

Ein Sanitäter trat hinzu und schob Lukas zur Seite. »Tut mir leid, aber wir müssen jetzt wirklich los.«

»Nur eine Sekunde noch!«, bat Eva Luzius mit schwacher Stimme. »Der Platz neben mir ist den ganzen Abend leer geblieben – und als ich auf die Tischkarte sah, habe ich mich wieder erinnert. Hier!« Sie drückte ihm einen gefalteten Zettel in die Hand. »Ich habe es dir aufgeschrieben.« Die Sanitäter schoben die Trage in das Innere und schlossen die Tür. Kurz darauf brauste das Fahrzeug mit Blaulicht davon.

Lukas faltete das Papier auseinander und strich es glatt. Ein Name stand darauf:

Maximilian Longolius.

Der Junge erschrak. War Mister L etwa für den Tod seines Großvaters verantwortlich? Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. Er eilte in sein Zimmer zurück und holte das Handy seiner Mutter aus der Schreibtischschublade.

Mit ein paar schnellen Tastendruckern rief Lukas die gespeicherte Nachricht auf, durch die Anna Leander am Tage ihres Unfalls in die Falle gelockt worden war. Eine emotionslose Computerstimme bot verschiedene Optionen an: »Zum Speichern der Nachricht bitte die Sechs drücken. Zum direkten Rückruf bitte die Acht drücken. Zum...«

Der Junge drückte auf die Acht. Es klickte und fiepte in der Leitung, bevor das Freizeichen ertönte. Nur Augenblicke später meldete sich ein Anrufbeantworter: »Hier ist die Rufnummer sechs sechs, sechs sechs, sechs sechs. Ich kann...«

Nein!

Lukas lief ein eisiger Schauer über den Rücken. Er brauchte die Visi-



tenkarte, die er in seiner Schreibtischschublade aufbewahrte, gar nicht erst zu Rate zu ziehen. Er wusste auch so, wem diese Nummer gehörte, schließlich war sie überaus einprägsam:

Maximilian Longolius!

Wie war das nur möglich?

Der Verleger hatte den Dunklen geholfen! Aber was bewegte einen erfolgreichen Geschäftsmann dazu, sich dem Bösen zu verschreiben? Immerhin verfügte Longolius über ein unermessliches Vermögen und war sicher nicht so leicht bestechlich...

In diesem Moment erinnerte sich Lukas an das Foto, das im Redaktionsbüro des »HOHENSTÄDTER BOTEN« hing. Und auch an das, was Tim Kluge Laura und ihm über das wechselhafte Glück des Verlegers erzählt hatte. Plötzlich verstand er, warum sich das Blatt für Maximilian Longolius nach seiner Pechsträhne schlagartig gewendet hatte!

Lukas erbleichte. Seine Knie fühlten sich plötzlich an wie Wackelpudding. Ihm wurde ganz schlecht vor Angst, als ihm die Tragweite seiner Erkenntnis bewusst wurde.

Laura war in Lebensgefahr! Sie ahnte ja nicht, wem sie sich da anvertraut hatte!



Kapitel 29 Der Gestaltwandler



chwere Gewitterwolken hatten sich über der Gralsburg zusammengezogen. Sie schienen sich wie ein gewaltiger Tornado um ein Zentrum zu drehen, das in einem unheimlichen Rot leuchtete.

Die Torwachen von Hellunyat unterhielten sich leise und warfen besorgte Blicke zum Himmel, bis nahender Hufschlag ihre Aufmerksamkeit erregte.

Nur wenig später erschienen im Burghof vierzehn Reiter. Es waren Paravain und seine Mannen, angeführt vom Hüter des Lichts.

Während seine Leibgarde strahlend weiße Rüstungen trug, war Elysiön nur in ein einfaches Gewand gekleidet. Das Schwert des Lichts baumelte an seinem Gürtel. Ohne Hast lenkte der Herrscher seinen Schimmel zum mächtigen Burgtor.

Auf einen Wink von Paravain öffneten die Wachen das schwere Holzportal, das schon vielen Feinden getrotzt hatte. Kaum hatte der letzte Weiße Ritter die Gralsburg verlassen, wurde das Tor wieder geschlossen und verriegelt.

Würdevoll schritt Elysiöns Schimmel über die Ebene von Calderan dahin. Weder das Tier noch sein Reiter schenkte den Schwarzen Kriegerern, die angesichts der weißen Ritter von den Feuern aufsprangen und sich verwundert die Augen rieben, Beachtung. Ihre überraschten Ausrufe vermochten die Schimmel ebenso wenig aus dem Tritt zu bringen wie die lauten Verwünschungen und wüsten Drohungen, die einige der dunklen Recken ausstießen. Geraume Zeit später war der Trupp der



Weißten Ritter am Hauptquartier des Schwarzen Fürsten angelangt.

Borboron erwartete sie vor seinem Zelt. Die Kunde von den nächtlichen Besuchern war ihnen vorausgeeilt.

Nur wenige Schritte vor dem Dunklen Tyrannen ließ ElySION sein Pferd anhalten und verneigte sich zum Gruß.

Borboron erwiderte den Gruß nicht. »Seid Ihr endlich vernünftig geworden, alter Narr?«, verhöhnte er den Herrscher des Lichts. »Überbringt Ihr mir die Nachricht von Eurer Kapitulation persönlich?«

»Ihr irrt, Borboron«, erwiderte ElySION gelassen. »Wie schon so häufig in Eurem Leben.«

Die Augen des Schwarzen Fürsten verengten sich vor Zorn. »Hütet Eure Zunge!«, knurrte er.

Der Herr der Gralsburg überhörte die Bemerkung. »Ich bin nicht gekommen, um mich zu ergeben, sondern um Euch zum Kampf zu fordern, Mann gegen Mann. Schwert gegen Schwert. Und dieser Zweikampf soll über Sieg oder Niederlage entscheiden!«

Paravain konnte kaum glauben, was sein Gebieter da vorschlug. Hat er den Verstand verloren?, fragte er sich bang. ElySION ist zu alt und im Kämpfen zu unerfahren – er wird niemals gegen Borboron bestehen!

Vor dem eisernen Tor hielt Maximilian Longolius seinen Wagen an. Während er den elektrischen Fensterheber betätigte, drehte er sich lächelnd zu den Mädchen auf dem Rücksitz um. »Zum Glück hat Herr Sephem vollstes Vertrauen zu mir. Deshalb hat er mir sogar den ZugangscodE verraten.« Er beugte sich aus dem Fenster und gab eine Zahlenkombination in das Display der automatischen Schließanlage ein. Geräuschlos öffneten sich die schweren Torflügel. Dann lenkte der Verleger seinen dunklen Wagen durch das Portal und über die kiesbestreute Einfahrt hinauf zum Mausoleum.

Die unheimlichen violetten Wolken bedeckten jetzt fast den gesamten Himmel. Am Horizont zuckten grelle Blitze, Donner grollte in der Ferne.

Vor der verfallenen Gruft hielt der Wagen. Laura spähte hinüber zum Haus.



In einem der Fenster brannte Licht!

Was, wenn Tephilos bemerkte, dass sie sich in dem Mausoleum zu schaffen machte? Hoffentlich konnte Maximilian Longolius ihn ablenken!

»Was ist los, Laura?« Ihr Zögern war dem Verleger nicht entgangen. »Ich dachte, du hast es eilig?«

»Ja, schon.« Laura deutete zum Haus. »Ich habe nur überlegt, ob es Ihnen gelingen wird, Herrn Sephem vom Mausoleum fernzuhalten. Er darf mich auf keinen Fall sehen!«

»Mach dir darum keine Sorgen!« Mister L nickte ihr aufmunternd zu. »Ich werde ihm ein Schauermärchen über die Explosion auf der Burg erzählen und ihm dann erklären, dass ich hier bin, um den Lohn von Saskia einzufordern.«

Laura lächelte zaghaft. »Ich hoffe, Sie haben damit Erfolg.«

»Keine Angst, es wird schon klappen. Und nun beeil dich, sonst schöpft er noch Verdacht.«

Laura atmete tief durch. »In Ordnung«, sagte sie und schlüpfte zur Tür hinaus.

Der Schwarze Fürst legte den Kopf in den Nacken und lachte dröhnend. »Ihr wollt mit mir kämpfen, alter Mann? Dann könntet Ihr Euch auch gleich ergeben!«

Borborons Krieger, die um die kleine Gruppe von Reitern herumstanden, feixten und verspotteten ElySION. Aslans siegesgewisses Gelächter schien zu sagen: Den Narren schafft Ihr doch mit links, Herr!

Borboron dagegen war wieder ernst geworden. Er gebot seinen Soldaten mit einer knappen Geste Einhalt. »Wollt Ihr Euch über mich lustig machen?«, fragte er. »Oder habt Ihr den Verstand verloren?«

»Weder das eine noch das andere«, entgegnete der Hüter des Lichts ruhig. »Und ich warte immer noch auf Eure Antwort, Borboron. Wenn Ihr Angst habt, Euch mit mir zu messen, und Euch lieber kampfflos geschlagen geben wollt, dann fordert Eure Männer auf, die Waffen zu strecken, und wir werden sie unbehelligt von dannen ziehen lassen, so



wahr das Licht mein Zeuge ist!«

Die Miene des Schwarzen Fürsten verdüsterte sich, und seine Augen glimmten so rot auf wie das unheimliche Leuchten am Firmament. »Ihr habt es nicht anders gewollt, alter Narr!«, herrschte er den Besucher an. »Nun denn, so sei es! Macht Euch bereit zum Kampf, damit wir es endlich hinter uns bringen können.« Damit warf er den Umhang ab und zog das mächtige Schwert aus der Scheide.

Paravain hatte seinen Schimmel neben den seines Gebieters gelenkt. »Was tut Ihr, Herr?«, raunte er. »Das kann ich nicht zulassen! Ich habe geschworen, über Euer Leben zu wachen und darauf zu achten, dass Ihr niemals in Gefahr geratet. Und deshalb –«

»Genug!«, fiel ElySION ihm scharf ins Wort. »Spar dir deine Ermahnungen! Bleib bei deinen Männern und harre der Dinge, die geschehen werden!« Dann nahm seine Stimme einen sanfteren Klang an. »Sorge dich nicht, Paravain! Ich weiß, was ich tue.«

ElySION glitt aus dem Sattel. »Wohl denn«, sagte er zu seinem Gegner und ergriff das Schwert des Lichts. »Möge der Kampf beginnen!«

Die Eingangstür des Mausoleums war unverschlossen wie beim letzten Mal. Laura huschte in den kreisrunden Raum, schaltete die Taschenlampe an und ging zu der Grabplatte hinüber, die in den Boden eingelassen war. Sie stellte sich auf das eingemeißelte Porträt des Baumeisters. Wieder dauerte es nur wenige Augenblicke, bis sich die Geheimtür in der Wand öffnete.

Ohne zu zögern, betrat Laura die düstere Treppe, die hinunter in die Krypta führte.

»Allmählich werde ich zu alt für so was, fürchte ich«, rief Aurelius Morgenstern Lukas zu, während sie auf dem Rücken der geflügelten Löwen die stürmische Nacht durchmaß.

Lukas musste lächeln, obwohl ihm eigentlich nicht danach zumute war. Er verspürte ein flaes Gefühl in der Magengegend, das nicht von dem Ritt auf dem steinernen Löwen herrührte, sondern von seiner Angst um Laura. Der Junge beugte sich vor. »Geht es nicht ein bisschen schnell-



ler, Latus?«, schrie er.

»Was heißt hier schneller, junger Herr?« Das Fabeltier klang beleidigt. »Mein Bruder und ich tun alles, was in unserer Macht steht. Vergesst nicht, dass ich keins dieser neumodischen Flugzeuge bin, die seit einigen Jahren die Luft verpesten!«

Seit einigen Jahren?, wunderte sich Lukas. Ihm lag schon eine bissige Erwiderung auf der Zunge, als er sich daran erinnerte, dass die Fabeltiere schon seit Jahrhunderten existierten. Er ersparte sich also die Antwort und spähte ungeduldig in die Ferne, wo die Wolken immer undurchdringlicher wurden. Blitze zeichneten grell gezackte Muster an den Himmel, und immer lauter krachende Donnerschläge waren zu vernehmen.

Noch war die Teufelskuppe nicht in Sicht. Am liebsten hätte Lukas sein Reittier erneut zur Eile angetrieben, denn schließlich hatte Longolius einen gewaltigen Vorsprung. Allerdings wusste der Junge, wie launisch die beiden Fluglöwen waren. Da er es nicht riskieren wollte, Latus und Lateris zu verärgern, musste er sich gedulden und hoffen, dass sie nicht zu spät kommen würden.

Sonst war Laura mit Sicherheit verloren.

Dicht über den wirbelnden Wolkenmassen schwebte Silberschwinge am nächtlichen Himmel von Aventerra dahin. Alienor saß auf seinem Rücken und spähte unruhig umher. Der Blick auf die Ebene von Calderan war ihr versperrt, und so bekam sie nichts von dem mit, was sich dort abspielte. Aber das war auch nicht wichtig. Pfeilschwinge, der Adler des Lichts, würde ihnen im rechten Moment das Signal zum Angriff geben.

Alienor konnte erkennen, dass sich in den obersten Wolkenschichten unzählige Blitzlinge und Donnerwommer tummelten. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit verhielten die kleinen Geschöpfe sich nahezu still. Sie bewegten die Fledermausflügel nur leicht und warteten auf ihren Einsatzbefehl.

Oberhalb des Sturmdrachen drehte ein großer Schwärm von Wolkenänzern seine Kreise. Das Gefieder ihrer Schwingen schimmerte im Licht



der beiden Monde, die voll und prall am Himmel standen. Während der Menschenstern im tiefsten Blau erstrahlte, leuchtete der Goldmond in einem unheimlichen Rot, das fast so dunkel war wie Blut. Die Gestirne standen so nah beieinander, dass sie sich jeden Augenblick zu berühren schienen.

»Wie lange wird es noch dauern?«, fragte Alienor den Sturmdrachen.

Während der rechte Drachenkopf aufblickte, wandte sich * der linke zu dem Mädchen um. »Es kann sich nur noch um wenige Augenblicke handeln, bis sich der Menschenstern vor den Goldmond schiebt. Dann ist die Stunde gekommen, von der die alte Prophezeiung kündigt!«

In der Krypta war alles unverändert: Die fünf Fackeln spendeten zuckendes Licht, und die Sensenmänner standen reglos auf ihren Sockeln, als hätten sie ihren Platz noch nie verlassen. Auch wenn Laura diesen Anblick erwartet hatte, fröstelte sie unwillkürlich.

Es dauerte nicht lange, bis sie das Sensenblatt mit der richtigen Buchstabenkombination gefunden hatte: TAR. Die Tür lag genau gegenüber der Treppe.

Das Mädchen holte tief Luft, um sich zu beruhigen. Rygani und die Skelette können mir nichts anhaben!, sagte sie sich immer wieder.

Sie stand schließlich unter dem Schutz des Ringes!

Was aber würde geschehen, wenn sie das Reich der Schatten zusammen mit ihrer Mutter wieder verlassen wollte? Würden die Sensenmänner auch Anna gehen lassen?

Laura wusste es nicht. Aber was auch immer passieren mochte, sie hatte für den Notfall vorgesorgt.

Sie betrachtete die eiserne Tür. Die Buchstabenkombination TAR wies den Weg zu Ryganis Reich – wenn Lukas sich nicht getäuscht hatte. Es gab nur eine Möglichkeit, das zu überprüfen: Sie musste die Tür öffnen!

Sie näherte sich dem Portal und presste den Ring der Feuerschlange in den Abdruck unter dem Türknauf.

Er passte haargenau!



Dann griff sie zum Offner und zog kräftig daran – doch nichts geschah! Das Portal bewegte sich nicht, sosehr sie auch an dem Knauf zog und zerrte.

Verdammt! Das gab es doch nicht!

»Was ist denn los?«

Laura zuckte zusammen, als sie plötzlich eine Stimme hinter sich vernahm.

Zu Tode erschrocken, fuhr sie herum – und erblickte Maximilian Longolius am Fuß der Treppe. »Was machen Sie denn hier?«, fragte sie.

Longolius' Augen glitzerten im Licht der Fackeln. »Wir waren bei Tephilos, aber er öffnet nicht«, erklärte er und wies auf Saskia, die ihm gefolgt war und sich ängstlich in der Kammer umschaute. »Weil wir uns Sorgen gemacht haben, sind wir dir gefolgt.« Er deutete auf das Portal. »Das ist wohl die falsche Tür?«

»Sie öffnet sich nicht«, erklärte Laura. »Aber es muss trotzdem die richtige sein! Lukas hat sich bestimmt nicht geirrt.«

»Dann klemmt sie wahrscheinlich nur«, vermutete der Mann. »Sie ist bestimmt seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Die Scharniere könnten eingerostet sein. Lass es mich doch mal versuchen. Ich habe schließlich mehr Kraft als du.«

Longolius schob sich an Laura vorbei und machte sich an dem Portal zu schaffen. Er rüttelte und zog daran, bis ein klickendes Geräusch ertönte. »Na, bitte! Es geht doch«, sagte der Verleger mit einem freundlichen Lächeln und trat zurück.

Die Tür stand einen Spaltbreit offen.

Welch ein Glück, dass Maximilian gekommen war! Allein hätte sie die Pforte bestimmt nicht aufgekriegt!

»Danke, vielen Dank«, sagte sie rasch, als sie bemerkte, dass der Mann sich den Mittelfinger der linken Hand rieb. »Was ist denn?«

»Nichts weiter!« Longolius winkte ab. »Ich habe mir nur den Finger aufgeschrammt. Es ist nicht schlimm. Geh nur hinein!« Er deutete auf die Tür.

Rasch ergriff Laura der Türknauf und zog die schwere eiserne Pforte



weiter auf. Dahinter lag ein Durchgang, dessen Wände aus grob behauenen Steinen gefügt waren. Zwei Fackeln, ebenfalls von Skeletthänden gehalten, warfen ein schummriges Licht in den Gang, der nach wenigen Metern einen scharfen Knick nach links machte. Dort schien ein Feuer zu lodern, denn Laura sah einen hellen Schein und ihr schlug ungeheure Hitze entgegen. Im nächsten Moment hörte sie ein Zischen, das sie an ihr Erlebnis auf dem Balkon vor Oma Lenas Schlafzimmer erinnerte, und der Schatten einer riesigen dreiköpfigen Schlange erschien an der Wand!

Rygan erwartete sie also schon!

Lauras Puls beschleunigte sich. Ihr Herz klopfte wie ein Riesenhämmer in ihrer Brust. Ruhig, nur ruhig!, ermahnte sie sich. Dir kann nichts geschehen, du trägst ja ihren Ring!

Sie wollte gerade den Gang betreten, als ihr dämmerte, dass sie einen großen Fehler gemacht hatte.

Sie war in eine Falle getappt!

Ungeduldig hielt Lukas nach der Teufelskuppe Ausschau. »Versteh mich bitte nicht falsch«, sprach er Latus noch einmal an, »aber bist du wirklich sicher, dass wir auf dem richtigen Weg sind?«

»Aber natürlich, junger Herr!«, gab der Fluglöwe beleidigt zurück. »Wie ich Eurer Schwester schon gesagt habe: Lateris und ich haben hier schon die Lüfte durchmessen, als an Euch noch überhaupt nicht zu denken war.«

»Schon gut«, versuchte der Junge ihn zu beschwichtigen. »Ich wollte euch nicht zu nahe treten. Aber könnte es nicht sein, dass ihr in dem Unwetter die Orientierung verloren habt?«

»Ich darf doch sehr bitten, junger Herr!« Latus klang nun wirklich gekränkt. »So ein bisschen Blitz und Donner können uns doch nichts anhaben. Nicht einmal Mephistopheles konnte uns aufhalten, als er sich hier herumgetrieben hat!«

»Was?« Lukas glaubte sich verhöhnt zu haben. »Mephistopheles war in der Nähe von Ravenstein?«



»Natürlich, junger Herr! Mein Bruder und ich sind ihm auf der Teufelskuppe begegnet.«

So ein Unsinn!, dachte Lukas. Selbst die haben sich von dieser Teufelssage blenden lassen! Doch der Name gab Lukas zu denken...

Mephistopheles! Mephistopheles! Mephistopheles!

Unentwegt geisterte der Name, der für gewöhnlich den Teufel bezeichnete, durch den Kopf des Jungen.

Mephistopheles! Mephistopheles! Mephistopheles!

Auch in Goethes Drama spielte der Teufel unter diesem Namen eine gewichtige Rolle.

Mephistopheles! Mephistopheles! Mephistopheles!

Für den Leibhaftigen gab es zahlreiche andere Namen. Weshalb hatte Goethe dann ausgerechnet diese Bezeichnung gewählt?

Irgendwie kam Lukas dieser Name sehr vertraut vor. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen:

Philetos Sephem und Tephilos Sephem!

Beides waren Anagramme von *Mephistopheles!*

Laura trat einen Schritt zurück und sah Maximilian Longolius an.

»Was ist denn los?«, fragte er verwundert.

»Sie haben mich hereingelegt – das ist los!«, gab das Mädchen wütend zurück.

»Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst!«

»Nein?« Laura lachte bitter. »Dann will ich es Ihnen erklären.« Sie hob die linke Hand und deutete auf den Ring, den sie am Mittelfinger trug. »Das hier ist gar nicht der Ring der Feuerschlange, sondern die Kopie, die Lukas und ich aus der Alchimisten-Küche geholt haben! Deshalb konnte ich die Tür nicht öffnen – denn dazu benötigt man den echten Ring. Aber den haben Sie für sich behalten. Kein Wunder, dass Sie das Portal öffnen konnten – und ich nicht!«

»Das ist doch lächerlich.« Ein unwirscher Ausdruck trat in das Gesicht des Mannes. »Weshalb sollte ich so etwas tun?«

»Weil Sie um die besonderen Kräfte des Ringes wissen«, beharrte Lau-



ra. »Und weil Sie nach Ruhm und Reichtum gieren – und sich ein ewiges Leben wünschen!«

»Das ist doch ausgemachter Blödsinn!«, entgegnete Maximilian Longolius wütend. Er hob die Hände, damit sie einen Blick darauf werfen konnte. »Siehst du hier irgendwo den Ring der Feuerschlange?«

Tatsächlich – Longolius trug zwar mehrere Ringe, aber der von Rygani war nicht darunter. In diesem Moment fiel Laura auf, was sie die ganze Zeit übersehen hatte: Hätte Mister L dem maurischen Besucher das geheimnisvolle Schmuckstück tatsächlich abgestreift, dann wäre Thephilo Sephem vermutlich in Windeseile gealtert – genau wie ihre Oma Lena damals. Aber das war nicht geschehen! Wenn der Ring aber noch bei Herrn Sephem war, wie hatte Mister L dann die Tür zum Reich der Schatten öffnen können?

Laura dachte fieberhaft nach. Die Gedanken jagten in ihrem Kopf umher wie eine Herde Wildpferde. Mit großen Augen starrte sie auf die Hände des Verlegers. An seinem linken Mittelfinger trug er ein Schmuckstück, das aus dem gleichen Metall gefertigt zu sein schien wie der Ring der Feuerschlange. Allerdings war es mit einem Opal geschmückt. Plötzlich erkannte Laura, wen sie in Wahrheit vor sich hatte. Namenloses Grauen ergriff sie. Übelkeit stieg in ihr hoch, und ihr wurde schwarz vor Augen.

Die Wolken am Himmel wurden immer dichter. Die riesige Schar der Männer, die auf der Wispergrasebene versammelt war, hatte dafür jedoch keinen Blick. Die Weißen Ritter und die Kämpfer der Schwarzen Garde umringten die beiden Herrscher. Außerhalb dieses Kreises standen die dunklen Krieger dicht an dicht, um den Kampf zwischen Borboron und ElySION zu verfolgen.

»Worauf wartet Ihr?«, rief der Schwarze Fürst siegesgewiss. »Ihr habt mich herausgefordert. Es ist also an Euch, den Kampf zu beginnen.«

»Wie Ihr wollt.« Der Hüter des Lichts schloss die Hand fester um den Griff von Hellenglanz und griff Borboron entschlossen an. Mit mächtigen Schwertstreichen hieb ElySION auf den Anführer des dunklen Heeres ein.



Einen Augenblick wirkte der Schwarze Fürst überrascht von der Heftigkeit der Attacke. Recht schnell aber gewann er seine Fassung wieder. »Sehr wacker, alter Mann!«, spottete er, während er die Hiebe scheinbar mühelos abwehrte. »Wie erfreulich, dass Ihr wenigstens Kampfgeist beweist. Denn nichts langweilt mich mehr, als einen völlig hilflosen Gegner zu töten!«

Mit diesen Worten ging Borboron zum Angriff über.

Lauras rechter Arm schnellte vor, und ihr Zeigefinger deutete auf den Mann, der ihr gegenüberstand. »Sie sind gar nicht Maximilian Longolius –«, erklärte sie mit fester Stimme. »Sehr komisch«, spottete der Verleger. »– sondern Tephilos Sephem –«

»Gleich lach ich mich tot!«

»– und den Ring der Feuerschlange«, fuhr das Mädchen unbeirrt fort, »haben Sie ganz einfach durch einen Opal getarnt – habe ich Recht?«

Longolius warf den Kopf in den Nacken und lachte höhnisch. »Bravo, Laura, nicht schlecht!«, sagte er, als er sich wieder gefangen hatte, und klatschte betont langsam Beifall. »Lassen wir also das Versteckspiel. Du wirst das Geheimnis ohnehin mit in den Tod nehmen.« Er griff zu dem Ring an seinem Mittelfinger und zog den halbkugelförmigen Opal ab. Darunter trat das Pentagramm zum Vorschein, um das sich die Feuerschlange wand.

Obwohl Laura damit gerechnet hatte, wurde sie blass.

Der Mann lächelte diabolisch, als er ihren entsetzten Gesichtsausdruck sah. »Du hattest Recht. Ich habe dir tatsächlich die Kopie zurückgegeben. In einem allerdings irrst du dich, Laura. Ich bin tatsächlich Maximilian Longolius – aber gleichzeitig auch Tephilos Sephem.« Vor den Augen des Mädchens verwandelte er sich in den Mauren. »Es stimmt, was man sich über den Ring erzählt. Mit seiner Hilfe kann man jede beliebige Gestalt annehmen!«

Plötzlich stand Aurelius Morgenstern vor Laura, die erschrocken zurückwich.

Welche teuflischen Kräfte dieser Ring doch besaß!



»Da staunst du, nicht wahr?« Der falsche Aurelius lächelte sie an. »Kommissar Bellheim war fest davon überzeugt, dass er ›Das Buch der Sieben‹ dem echten Professor Morgenstern ausgehändigt hat. Er konnte ja nicht wissen, dass ich es in Wahrheit war. Denn nur wer die vorge-täuschte Person von ganzem Herzen liebt, kann den Zauber durchschau-en. Und dass der Kommissar dem Professor in Liebe zugetan wäre, kann wohl niemand ernsthaft behaupten!«

Blitzschnell verwandelte er sich in Longolius zurück und ließ erneut ein kehliges Lachen in der Krypta ertönen.

»Der Ring kann jedoch noch mehr«, fuhr er fort. »Er verlängert das Leben ungemein, und darum bin ich schon sehr lange auf Erden.« Er machte eine kleine Pause, bevor er sich erneut verwandelte und sich in einer anderen Gestalt vor ihr verbeugte. »Darf ich mich vorstellen: Magister Georg Sabellicus, Faust der Jüngere, Quellbrunn der Nekroman-ten, Astrolog, Zweiter der Magier, Chiromant, Aeromant, Pyromant und Zweiter in der Hydromantie.«

»Nein!«, hauchte Laura fassungslos. »Dann stimmt es also, was man sich über Sie erzählt?«

Der feiste Alchimist wehrte ab. »Es stimmt beileibe nicht alles. Die Geschichte vom Teufelspakt habe ich selbst in die Welt gesetzt, um mir Respekt zu verschaffen. Auch das Ammenmärchen, dass Satan meine Seele geholt hätte, habe ich selbst verbreitet. Ich musste damals schnell verschwinden, weil man mir auf die Schliche gekommen war.« Er seufzte und verzog das Gesicht. »Ich konnte doch nicht wissen, dass man ein solches Drama daraus machen würde.«

»Das ist bestimmt noch nicht alles«, wandte Laura ein. »Sie waren mit Sicherheit doch auch Philetos Sephem, nicht wahr?«

»Auch das ist richtig«, gab Faust unumwunden zu, nur um sich augenblicklich in den maurischen Baumeister zu verwandeln, der Tephilos so ähnlich sah. »Und ich war noch viele andere mehr. Manche haben mich in der Gestalt des Hermes Trismegistos kennen gelernt, wieder andere –« Er brach ab und machte eine verächtliche Geste. »Ach – genug damit! Namen sind Schall und Rauch. Jedenfalls behauptete das dieser



Schreiberling, der eine meiner Lebensgeschichten derart verunstaltet hat! Und mein Hexen-Einmaleins hat er auch nicht verstanden! Wenn ich nur wüsste, wie er an meine Unterlagen gekommen ist...«

Der Mann verwandelte sich wieder in Maximilian Longolius. »Jetzt aber Schluss mit diesen Ausflügen in die Vergangenheit. Deswegen sind wir schließlich nicht hergekommen, nicht wahr, Laura? Es hat lange genug gedauert, bis du das Geheimnis dieses Ortes entschlüsselt hattest.«

»Sie wollten, dass ich das Geheimnis des Mausoleums entdecke?«, fragte Laura verblüfft.

»Aber natürlich!« Longolius grinste verächtlich. »Was hast du denn gedacht? Warum sonst, glaubst du, habe ich dir alle nötigen Informationen zugespielt?«

»Das ist nicht wahr!« Laura schüttelte den Kopf. »Sonst hätten die anderen Dunklen nicht mit aller Gewalt versucht, mich daran zu hindern! Sie haben mir in der Alchimisten-Küche sogar nach dem Leben getrachtet!«

Longolius lachte. »Das hat einzig dem Zweck gedient, damit ihr Vertrauen zu mir fasst, dein Bruder und du«, erklärte er. »Danach wart ihr Wachs in meinen Händen! Hättest du nicht Verdacht geschöpft, wenn wir nichts gegen dich unternommen hätten?«

Laura schwieg betreten.

»Siehst du?« Longolius musterte sie mit stechendem Blick. »Was andere uns verwehren wollen, erscheint uns doch erst recht begehrenswert, nicht wahr? Du hast überhaupt nicht bemerkt, dass ich dich während der letzten Wochen wie eine Marionette geführt habe. Ich musste doch sichergehen, dass du in der heutigen Nacht auch wirklich hierher findest.«

»Aber warum denn nur?«, fragte Laura mit bebender Stimme.

»Du bist mein ganz persönliches Opfer an die Feuerschlange! Dieses Geschenk wird die Kraft ihres Ringes für die nächsten einhundertneundsechzig Jahre erneuern. Genauso, wie ich es schon vor einhundertneundsechzig Jahren getan habe. Und davor! Und davor! Und davor!« Maximilian Longolius starrte das Mädchen mit irrem Blick an. »Seit vielen Jahrhunderten wandle ich nun schon unter den Menschen – und



verspüre sie immer noch, diese unheimliche Gier nach Leben.«

Laura verspürte ohnmächtige Wut. »Sie haben Menschen dafür geopfert, unschuldige Wesen! Und alles nur, damit Sie weiterleben konnten?«

Der Mann machte eine abschätzige Geste. »Wen kümmern ein paar Narren mehr oder weniger?«

»Sie sind ein Ungeheuer!«, schrie Laura völlig außer sich. »Viel schlimmer noch als der Teufel!«

Longolius zuckte nur die Achseln.

»Und was ist mit meiner Mutter?«, zischte Laura nun. »Es ist doch noch gar nicht so lange her, dass sie ins Reich der Schatten verschleppt wurde. Zumindest keine einhundertneunundsechzig Jahre.«

»Was du nicht sagst!« Der Verleger sah sie verächtlich an. »Deine Mutter hat einfach Pech gehabt! Dummerweise hatte ich meinen Ring beschädigt, und seine Kraft schwand immer mehr. Ich habe nicht nur mein Hab und Gut verloren, sondern bin auch in erschreckendem Maße gealtert. Ich befürchtete schon das Schlimmste, als ich durch einen Zufall erfuhr, dass es ganz in meiner Nähe noch einen weiteren Ring gab.«

»Den Ring, den mein Großvater beim Juwelier schätzen ließ.«

»Ganz genau.« Der Mann seufzte. »Ich hatte nichts gegen deinen Opa, aber ich musste den Ring unbedingt an mich bringen.« Er zuckte mit den Schultern. »Dieser Ring war jedoch ebenso schwach, weil noch kein Opfer für ihn gebracht worden war. Zum Glück erfuhr ich von dem Versprechen, das deine Großmutter der Feuerschlange gegeben hat. Und deshalb habe ich deine Mutter Rygani zum Geschenk gemacht. Die Feuerschlange war zufriedengestellt – und ich war wieder im Besitz eines vollwertigen Ringes. Von Stund an ging es bergauf für mich. Und inzwischen weißt du ja, wie es deiner Mutter ergangen ist. Und der Rest, Laura, der dürfte dir ja bekannt sein, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Laura. »Und ich wünschte, Sie würden endlich dafür büßen.«

Maximilian Longolius sah sie spöttisch an. »Nun, nicht alle Wünsche werden erfüllt.« Er hob die Schultern, als bedauere er sie wirklich. »Jetzt ist es an der Zeit, Abschied zu nehmen. Rygani erwartet dich bereits.« Er



trat einen Schritt auf sie zu, als er ihr Zögern bemerkte. »Geh jetzt, Laura! Ein Wink von mir, und meine fünf Freunde hier« – er wies auf die Sensenmänner – »werden sich liebend gern um dich kümmern. Denn nur dieser Ring« – er reckte den linken Mittelfinger in die Höhe – »kann dich vor ihnen beschützen!«

Laura blickte über die Schulter in den offenen Gang. »Gut«, sagte sie. »Ich gehe. Aber eine Bitte können Sie mir sicher nicht abschlagen.«

»Worum geht es denn?«

»Könnten Sie meinem Bruder und meinem Vater bestellen, dass ich sie von ganzem Herzen liebe – und immer lieben werde?«

Der Mann lächelte überheblich. »Nun gut, wenn dir so viel daran liegt!«

»Außerdem möchte ich Sie bitten, den beiden etwas von mir zu geben.« Sie ging auf Longolius zu und fasste dabei mit der Hand in die Anoraktasche. »Ein kleines Andenken an mich – das hier!« Blitzschnell zog sie das Fläschchen Lichtrosen-Essenz aus der Tasche und goss dem Mann den Inhalt mitten ins Gesicht.

Während Longolius aufkreischte wie ein Vampir, der von einem Schwall Weihwasser getroffen wird, griff Laura geschickt nach dem Ring der Feuerschlange und zog ihn von seinem Finger!

Der Verleger brüllte wie eine tollwütige Bestie, die den Verstand zu verlieren drohte. »Du verfluchtes Balg!«, schrie er. »Gib mir den Ring zurück! Das wirst du bitter bereuen!« Damit wandte er sich zur Treppe. »Schnell, Saskia! Tu doch endlich etwas!«

Saskia?

Laura warf einen Blick auf das dunkelhaarige Mädchen, das am Fuß der Treppe gestanden hatte und sich nun langsam näherte.

»Gib ihm den Ring zurück!«, befahl Saskia.

»Hör nicht auf ihn! Er ka –«

»Halt den Mund! Tu es endlich – oder muss ich erst nachhelfen?« Saskia griff in die Tasche, zog ein Messer hervor und ließ es aufschnappen. »Mach schon!«

Erschrocken wich Laura einen Schritt zurück. »Aber, Saskia! Warum



schlägst du dich auf die Seite dieses Ungeheu-«

»Sei still!«, herrschte das Mädchen sie an. Ihre Stimme war so schrill, dass sie sich beinahe überschlug. »Er ist kein Ungeheuer! Er ist – mein Vater!« Ihre Gesichtszüge begannen sich zu verzerren, ihr Körper verformte sich – und nur Augenblicke später hatte Saskia ihre wahre Gestalt wieder angenommen. Vor Laura stand

Kevin Teschner!





Kapitel 30 Die Stunde des Schicksals

as überlegene Lächeln war längst aus dem Gesicht des Schwarzen Fürsten gewichen und hatte einem Ausdruck kalter Wut Platz gemacht. Borboron hatte gemerkt, dass der Hüter des Lichts nicht so leicht zu besiegen sein würde, wie er geglaubt hatte. ElySION hatte nicht nur alle seine Angriffe abgewehrt, sondern ging nun, obwohl er unüberhörbar keuchte, selbst wieder zur Attacke über.

Der alte Mann sprang vor, und die Spitze von Hellenglanz zuckte wie ein stählerner Blitz auf die Brust des Schwarzen Fürsten zu. Nur durch eine gedankenschnelle Parade vermochte der den Angriff im letzten Moment abzuwehren. Der Hüter des Lichts jedoch ließ nicht locker. Er attackierte von Neuem und tat so, als ziele er auf das Herz von Borboron, reckte aber dann den linken Arm. Eine weiße Taube flatterte aus dem Ärmel hervor und stieg in den nächtlichen Himmel auf.

»Glaubst du im Ernst, dass du mich mit einer derart erbärmlichen Finte hereinlegen kannst?«, zischte Borboron wütend.

ElySION antwortete nicht, sondern griff erneut an.

Pfeilschwinge, der Adler des Lichts, hatte das Zeichen seines Herrn jedoch richtig verstanden. Geschwind stieg er bis über die Wolken empor.

Nur Augenblicke später begann das Unwetter. Die Blitzlinge und Donnerwommer erzeugten einen Furcht einflößenden Sturm. Blitze, gleißend hell und wie von Titanen geschleudert, zuckten aus den Wolken zu Boden und fuhren unter ohrenbetäubendem Krachen mitten in das versammelte Heer. Die Wolkentänzer sorgten indes dafür, dass das



dichte Gewölk aufriss und ein Loch über den beiden Duellanten entstand, aus dem blutrotes Licht auf die Ebene von Calderan hinunterflutete.

Borborons Männern stockte bei dem ungewohnten Anblick der Atem: Die beiden Monde waren verschwunden. An ihrer Stelle stand ein riesiger roter Flammenring am Firmament. Eine mächtige Feuerschlange, die sich in den eigenen Schwanz biss, schien sich dort zu ringeln.

Ein erschrockenes Raunen aus Tausenden von Kehlen erfüllte die Ebene von Calderan. Die Schattenkrieger schrien vor Entsetzen laut auf. Sie hatten aus dem Helet getrunken und erinnerten sich deshalb nicht mehr daran, dass es sich bei der unheimlichen Himmelserscheinung lediglich um eine aventuranische Mondfinsternis handelte. Sie hielten den Flammenkranz der Gestirne tatsächlich für die Feuerschlange.

Ihre Schreckensrufe hallten so unheimlich durch die Nacht, dass selbst der Schwarze Fürst einen Augenblick abgelenkt wurde.

Darauf hatte ElySION nur gewartet. Mit einer schnellen Bewegung drang das Schwert des Lichts in den Leib des Schwarzen Fürsten und durchbohrte sein Herz.

Doch obwohl Borboron tödlich verwundet schien, fand auch das Schwert des Bösen sein Ziel. Pestilenz durchbohrte die Brust von ElySION und traf ihn mitten ins Herz. Schon sanken beide Herrscher zu Boden.

Laura taumelte entsetzt zurück, als sie Kevin erblickte. Erst kurz vor dem geöffneten Portal erlangte sie das Gleichgewicht wieder.

Kevin folgte ihr mit verschlagenem Grinsen. »Damit hast du nicht gerechnet, stimmt's? Wie solltest du auch? Du warst im Tal der Zeiten so mit dem Drachen beschäftigt, dass du gar nicht bemerkt hast, wie ich von seinem Rücken geglitten und in der magischen Pforte verschwunden bin, nicht wahr?«

Laura antwortete nicht. Sie überlegte, wie sie dem Jungen entkommen konnte.

»Kennst du das, Laura?« Kevin zog den Reißverschluss seiner Windjacke auf, sodass eine goldene Kette sichtbar wurde, die er um den Hals



trug. Daran baumelte ein Amulett, das ebenfalls aus Gold war: *das Rad der Zeit, das die Lichtalben am Beginn der Welten geschmiedet hatten!*

Laura erblasste, als sie das Amulett erblickte, das die im Zeichen der Dreizehn geborenen Wächter von Generation zu Generation weiterge- reicht hatten. »Deshalb konntest du auch hier auf der Erde eine andere Gestalt annehmen.«

»Genau.« Der Junge grinste. »Das Rad der Zeit verleiht seinem Träger besondere Kräfte, wie du weißt! Was für ein Glück, dass Syrin, meine Mutter, es vor genau einem Jahr in ihren Besitz bringen konnte!«

Laura wich einen weiteren Schritt zurück. Hinter sich hörte sie ein heiseres Zischen, das immer vernehmlicher wurde. »Aber wer ist dann Saskia?«, fragte Laura. »Und warum hast du ausgerechnet ihre Gestalt benutzt?«

»Ach, die!« Kevin winkte gelangweilt ab. »Die sitzt in Hamburg und ahnt nicht das Geringste davon, dass ich ihre Identität benutzt habe. Wir wussten, dass du einem Mädchen eher vertrauen würdest. Dass wir Sas- kia Burwieck ausgewählt haben, ist reiner Zufall. Das Los hätte genauso gut eine andere treffen können.«

»Kevin!«, schrie Maximilian Longolius wie von Sinnen. »Bring mir endlich den Ring, schnell!«

Der Verleger war rasend schnell gealtert. Sein Gesicht war von tiefen Falten durchzogen, sein Haar war schütter geworden. Longolius wirkte wie ein Greis von neunzig Jahren. »Meinen Ring, schnell!«, kreischte er.

Der Junge verengte den Blick. »Los – gib ihn mir!« Die Hand mit dem Messer schnellte vor. »Mach schon!«

»Niemals!«, entgegnete Laura und nahm die Verteidigungshaltung an, die sie im Fechtunterricht gelernt hatte. »Du musst ihn dir schon holen, wenn du dich traust!«

»Miststück!«, fluchte der Junge und stürmte wütend auf sie zu.

Den Blick auf die Waffe gerichtet, die im Licht der Fackeln gleißte, verharrte das Mädchen an Ort und Stelle und sprang erst im letzten Moment zur Seite. Der Junge stolperte ins Leere, und Laura riss ihm blitzschnell das Rad der Zeit vom Hals.



Kevin stürzte durch die offene Tür in den Gang, in dem die Feuerschlange lauerte. Der Junge schrie vor Entsetzen auf und wollte in die Krypta zurückstürmen.

In diesem Moment packte Laura die schwere Metalltür und schlug sie ihm mit aller Macht vor der Nase zu. Kevin war im Reich der Schatten gefangen!

Seine Hilferufe drangen nur gedämpft durch die Tür, bevor sie schließlich erstarben.

Die Feuerschlange hatte ihr Opfer bekommen.

Laura sah zu Maximilian Longolius hinüber, der einen jämmerlichen Anblick bot. Ein leises Wimmern drang aus seinem zahnlosen Mund. Tief gebeugt stand der Verleger da, kaum mehr in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Mühsam taumelte er auf die Wand der Krypta zu. Er streckte die Hand aus, als wolle er sich abstützen.

Als Laura erkannte, was er vorhatte, war es bereits zu spät:

Longolius berührte einen Stein neben dem Eingang zum Reich der Feuerschlange. Im nächsten Moment vernahm Laura ein knirschendes Geräusch und ein leises Zischen. In der Kammer verbreitete sich ein Geruch nach Feuer und Schwefel. Longolius hatte eine weitere tödliche Falle ausgelöst!

Raus hier, nur raus!, durchzuckte es Laura.

Während der Greis entkräftet zu Boden sank, flog das Mädchen die Treppe hinauf.

Schneller und immer schneller.

Auf der obersten Stufe stieß es beinahe mit Sayelle zusammen. Die Stiefmutter hielt eine Pistole in der Hand, die auf Laura gerichtet war.

»Gib mir den Ring!«, verlangte Sayelle mit kalter Stimme. »Sofort!«

Fassunglos blickten die verfeindeten Recken auf ihre Anführer, die, vom gegnerischen Schwert durchbohrt, im Staub vor ihnen lagen. Die ganze Szene war in das blutrote Himmelslicht getaucht. Die Welt schien stillzustehen.

Da erlosch das rote Leuchten. Strahlend gelb wie eh und je trat der



Goldmond langsam hinter dem Menschenstern hervor, und es wurde wieder heller. Ein mächtiger Blitz zuckte vom Himmel, und es ertönte ein ohrenbetäubender Donnerschlag.

In diesem Moment kam wieder Leben in Elysion. Scheinbar mühelos erhob er sich vom Boden, zog das Schwert des Bösen aus seiner Brust und warf es achtlos beiseite, als handele es sich um eine harmlose Stecknadel. Kein Tropfen Blut war auf seinem weißen Gewand zu sehen.

Die Schwarzen Krieger aber wurden von Panik übermannt. Ihres Anführers beraubt, stürmten sie in wilder Flucht vom Schauplatz ihrer Niederlage.

Taranos, der Herrscher der Unterwelt, schien bemerkt zu haben, dass seine Schattenkrieger das Weite suchten. Die flüchtenden Kämpfer zerfielen zu Staub – und von dem unheimlichen Heer blieb nichts weiter als ein Haufen Asche zurück.

Laura traf ihre Entscheidung im Bruchteil einer Sekunde. »Hol dir das verfluchte Ding doch!«, schrie sie Sayelle an und schleuderte den Ring der Feuerschlange hinter sich in die Krypta.

Während die Frau die Treppe hinabstürzte, eilte das Mädchen zur Tür und verließ das Mausoleum.

Laura war noch keine zehn Schritte von dem alten Gemäuer entfernt, als ein gewaltiger Blitz vom Himmel zuckte und das Grabmal traf. Der Einschlag war so ohrenbetäubend, dass Laura befürchtete, ihr Trommelfell würde platzen.

Nur zwei Sekunden später explodierte das Gebäude. Als sei in der Krypta eine Bombe hochgegangen, zerbarst es in einer Wolke aus Feuer, Stein und Gebälk.

Laura wurde von der Druckwelle erfasst und mehrere Meter weit durch die Luft geschleudert. Als sie auf dem Boden aufschlug, verlor sie das Bewusstsein. Um sie herum wurde es schwarz.

»Endlich!«, schrie Lukas erleichtert auf, als er das alte Herrenhaus und das Mausoleum erblickte, vor dem ein Auto parkte.

In diesem Moment wurde die Gruft von einem Blitz getroffen. Die



Explosion war so gewaltig, dass Latus und Lateris ins Trudeln gerieten. Nur mit Mühe konnten Lukas und der Professor das Gleichgewicht halten.

Laura!, dachte Lukas voller Angst. Sie kommt nicht aus dem Reich der Schatten zurück, wenn die Pforte im Mausoleum zerstört ist. Und Mama ist auch verloren.

Tränen verschleierten die Sicht des Jungen. Sein Schmerz war so groß, dass es ihm beinahe das Herz zerreißen wollte.

Ungläubig blickten Paravain und sein Gefolge auf ihren Gebieter.

»Was ist mit Eurer Wunde geschehen?«, fragte der Weiße Ritter. »Das Schwert hat Euch doch mitten ins Herz getroffen.«

»König Mikaal, der Herr der Wolkentänzer, hat mir geholfen, Paravain«, antwortete der Hüter des Lichts mit sanftem Lächeln. »Er hat mir den vollständigen Wortlaut der alten Prophezeiung kundgetan.«

»Und wie lautet er?«

»Wenn die Feuerschlange am Himmel erscheint und die Gaben der Drachen sich gegen ihre Besitzer wenden, wird die Macht der Schwerter gebrochen werden.« Dieser schreckliche Fhurhur hat daraus geschlossen, dass es sich bei den Gaben der Drachen um die Kraft der Blitzlinge und Donnerwommer handelt.«

»Das war gar nicht mal so falsch«, gab Paravain zu bedenken. »Nur haben sie sich nicht gegen uns, sondern gegen die Schwarzen Krieger gewendet.«

»Das könnte man denken«, gab der Hüter des Lichts zurück. »Aber König Mikaal gab mir den Hinweis, dass mit den Gaben der Drachen in Wahrheit die beiden Schwerter gemeint sind, welche die Drachenkönige uns und unseren Feinden einst geschenkt haben. Er war davon überzeugt, dass Hellenglanz und Pestilenz kein Unheil anrichten würden, wenn Borboron und ich zum Zeitpunkt der Mondfinsternis von ihnen durchbohrt würden.« Er lächelte. »Wie du siehst, hat er Recht behalten.«

Mit einem Male erblasste der junge Ritter. »Aber, Herr!«, wandte er ein.



»Ja?«

»Wenn Ihr die Prophezeiung richtig ausgelegt habt, dann ist Borboron —«

»Ich weiß, was du sagen willst.« ElySION trat zu seinem ärgsten Feind und zog Hellenglanz aus der Brust des Schwarzen Fürsten. »Er ist nur benommen von dem Schlag«, stellte er fest.

»Schnell!«, rief Paravain seinen Männern zu. »Nehmt ihn gefangen und legt ihn in Fesseln, damit wir ihn endlich unschädlich machen können!«

ElySION gebot ihnen mit einer herrischen Geste Einhalt. »Nicht doch«, sagte er zu dem jungen Ritter und schüttelte den Kopf. »Du weißt, dass das Gute allein nicht existieren kann. Es benötigt das Böse ebenso, wie das Licht das Dunkel braucht.« Er deutete auf Borboron, der eben zu sich kam und sich stöhnend aufrichtete. Von der tiefen Wunde, die das Schwert des Lichts geschlagen hatte, war keine Spur mehr zu erkennen. »Der Gedanke, uns trotz einer erdrückenden Übermacht nicht besiegt zu haben, wird Borboron schlimmer quälen als eine Kerkerhaft oder ein schneller Tod.« Damit wandte er sich an den Schwarzen Fürsten, der immer noch benommen zu sein schien. »Verschwindet endlich!«, befahl er. »Geht mir aus den Augen, bevor ich mich wider besseres Wissen anders besinne. Lasst Euch den heutigen Tag eine Lehre sein. Dann werdet Ihr erkennen, dass selbst Niederlagen ihre guten Seiten haben können.«

Als Laura die Augen aufschlug, blickte sie in die Gesichter von Professor Morgenstern und Lukas. Aurelius lächelte sie erleichtert an. »Ich habe schon gedacht, du würdest nie wieder zu dir kommen.«

Lukas half seiner Schwester auf die Beine. Laura verspürte leichte Schmerzen im Rücken, und ihre linke Wange war aufgeschürft, aber davon abgesehen ging es ihr gut.

Das schreckliche Gewitter hatte sich verzogen, und am Himmel funkelten Myriaden von Sternen.

»Was ist mit Longolius?«, wollte der Professor wissen.



Laura richtete sich auf und blickte zu dem Ort, an dem einst das Mausoleum gestanden hatte. Dort erhob sich nun ein Berg aus Trümmern und Schutt. »Ich glaube, er ist tot«, sagte sie mit tonloser Stimme.

Sie berichtete von ihren Erlebnissen in der Gruft und erzählte auch, wie Sayelle sie mit der Pistole bedroht hatte.

»Und Saskia?«, fragte Lukas.

Mit ausdrucksloser Miene schüttelte Laura den Kopf. »Saskia war ein Trugbild«, erklärte sie. »In ihrer Gestalt hat sich Kevin Teschner verborgen.«

»Was?« Ungläubig sah Lukas die Schwester an. »Der Gestaltwandler?«

Laura antwortete nicht. Sie war ein paar Schritte auf das zerstörte Gebäude zugegangen und starrte es an. Als sie sich wieder umdrehte, hatte sie Tränen in den Augen.

»Mama«, sagte sie leise. »Sie wird niemals aus dem Reich der Feuer-
schlange zurückkehren können. Wir haben sie für immer verloren und werden sie nie wiedersehen.« Damit ließ Laura ihrem Kummer freien Lauf.

Lukas schloss seine Schwester in die Arme und begann ebenfalls zu weinen.

Auch die Augen des Professors schimmerten feucht.

Heiße Tränen strömten über Lauras Gesicht, als plötzlich eine sanfte Stimme hinter ihr erklang. »Hör auf zu weinen, Laura – bitte!«

Verwundert drehte das Mädchen sich um und erblickte eine leuchtende Gestalt. Sie trug zwei mächtige Schwingen auf dem Rücken:

Es war Auriel, der Wolkentänzer.

»Verstehst du denn nicht?« Das Mädchen schniefte verzweifelt. »Es ist aus. Es ist alles aus!«

»Nur Mut, Laura!«, sprach der Geflügelte und blickte das Rad der Zeit an, das Laura noch immer in der Hand hielt. »Es gibt eine Möglichkeit, wie du deine Mutter retten kannst.«

»Aber ich habe den Ring der Feuerschlange nicht mehr«, wandte Laura ein. »Und der Eingang zum Reich der Schatten ist verschüttet.«

»Die Nacht ist noch nicht vorbei«, erklärte der Wolkentänzer. »Es



bleibt noch genügend Zeit, um die alte Prophezeiung zu erfüllen.«

Professor Morgenstern, Miss Mary Morgain, Percy Valiant und Laura Leander saßen am runden Tisch im Wohnzimmer des Direktors. In seinem Zentrum befand sich eine schmucklose Feuerschale aus Stein, in der eine seltsame Flamme loderte. Sie war kaum handgroß, dafür aber strahlend weiß und von einer solch gleißenden Helligkeit, dass Laura die Augen zusammenkneifen musste, als sie hineinblickte. Vor ihr auf dem Tisch lag das Rad der Zeit.

Aurelius Morgenstern, der rechts von dem Mädchen saß, las die letzten Zeilen der Prophezeiung aus dem Buch der Sieben vor:

»Ob alter Mann, ob Mägdelein,
nur der kann ein Gewinner sein,
der recht erkennt und weil er liebt,
sich überwind' und Verzicht dann übt.
Nur der erfährt das alte Glück,
wer seine Gaben reich zurück.
Wer gerne gibt, was jemand nimmt,
der nie verliert und stets gewinnt.«

Andachtvoll lauschte Laura den Worten, die ihr Schicksal bestimmen sollten.

Professor Morgenstern sah sie an. »Auriel hat uns die wahre Bedeutung dieser Verse erklärt«, sagte er. »Sie bedeuten, dass du die Gaben, die dir vom Schicksal verliehen wurden, zurückgeben musst, um deine Mutter aus dem Reich der Schatten zu retten.«

Das Mädchen blickte versonnen vor sich hin. »Wenn ich auf meine Fähigkeiten verzichte, gewinne ich mein altes Glück zurück, nämlich meine Mutter – richtig?«

»Genau, Laura!« Der Professor lächelte. »Und weil du das Rad der Zeit zurückerlangt hast. Auch das Amulett gehört zu den besonderen Gaben, die allen im Zeichen der Dreizehn geborenen Wächtern verliehen werden.«



»Das alles aus den 'änden zu geben iist ein großes Opfer«, sinnierte Percy Valiant.

Laura antwortete nicht, sondern blickte nur nachdenklich in die Flamme in der Mitte des Tisches.

Aurelius Morgenstern legte ihr die Hand auf den Arm. »Vergiss nicht, du wirst dein Leben auch ohne fantastische Fähigkeiten meistern! Du brauchst keinen Kelch der Erleuchtung, um dich daran zu erinnern, dass man vor schwierigen Aufgaben nicht davonlaufen darf. Auch ohne das Siegel der Sieben Monde wirst du wissen, dass es keine größere Kraft gibt als die Liebe.«

»Aber...« Laura schluckte. »Natürlich bin ich bereit, alles für meine Mutter zu geben. Und trotzdem: dass ich meine besonderen Fähigkeiten dadurch verliere, wird mich bis an mein Lebensende quälen.«

»Nein, Laura«, widersprach der Professor. »Wenn du auf die Gaben verzichtest, wirst du auch die Erinnerung daran verlieren. Alles wird so sein, als hättest du sie nie besessen.«

»Kann ich denn sicher sein, dass Mama zurückkommt?«

»Vertraue auf die Kraft des Lichts und warte einfach ab, was geschieht«, erwiderte Aurelius Morgenstern. »Bist du dazu bereit, Laura?«

Das Mädchen zögerte.

»Überleg es dir gut!«, mahnte Professor Morgenstern. »Wenn du einmal zugestimmt hast, gibt es kein Zurück.«

Das Mädchen schwieg noch immer.

»Du weißt, was das bedeutet!« Der Professor hob den Zeigefinger. »Nie mehr wirst du die Telekinese beherrschen!«

»Nie mehr Gedanken lesen können«, fiel Mary Morgain ein.

»Und Traumreisen kannst du auch niischt me'r unterne'men«, sagte Percy Valiant. »Aber trotzdem werden wir auch furder'in deine Freunde sein, *ma chere*. Und iisch weiß, du wirst weiter wunderbare Träume 'aben, auch wenn sie nur im Schlaf stattfinden.« Er lächelte sie aufmunternd an.

Wehmut zeichnete sich auf Lauras blassem Gesicht ab. »Ist doch auch nicht schlecht«, erklärte sie tapfer. »Das Wichtigste ist doch, dass Mama



die Freiheit wiedererlangt.«

»Dann steht dein Entschluss also fest?«, fragte Aurelius Morgenstern ernst.

Das Mädchen nickte. »Felsenfest!«

»So sei es also, Laura!« Bei diesen Worten erhob sich Professor Morgenstern.

Percy Valiant und Mary Morgain standen ebenfalls auf, und Laura folgte dem Beispiel der Erwachsenen. Die vier streckten die Arme aus, reichten sich die Hände und bildeten einen Kreis um den Tisch. Der Professor stimmte einen eigentümlichen Gesang an. Seine Stimme war kraftvoll und klar. Beschwörend tönte sein Lied durch das Zimmer. Und obwohl Laura die Verse nicht verstand, die einer fremden Sprache entstammten, ging eine eigentümliche Stärke von ihnen aus. Eine seltsame Ruhe erfasste Laura, und sie fühlte plötzlich eine tiefe, nie gekannte Zuversicht. Sie wusste nun, dass alles gut werden würde.

Die Flamme in der Feuerschale loderte auf, wurde heller und heller, bis ein fast überirdisches Strahlen von ihr ausging. Fasziniert starrte Laura in das Licht, das jetzt so intensiv war, dass es beinahe schmerzte. Und dennoch konnte Laura den Blick nicht abwenden.

Heller und heller wurde das Licht, größer und größer, bis es den Raum ganz auszufüllen schien. Nichts anderes mehr vermochte Laura zu sehen. Weder Percy Valiant noch Mary Morgain und auch Professor Aurelius Morgenstern nicht. Um sie herum war nur noch ein einziger gleißender Lichtwirbel, der sie in seine Mitte zu saugen schien. Laura gab sich diesem seltsamen Geschehen hin. Ohne jede Furcht und ohne jeden Widerstand – bis sie sich völlig eins fühlte mit dem Licht.

Laura Leander stöhnte im Schlaf. Helles Mondlicht flutete durch das Fenster in ihr Schlafzimmer und tauchte es in einen silbrigen Glanz. Unruhig warf das Mädchen den Kopf auf dem Kissen hin und her. Seine langen blonden Haare waren schweißverklebt.

»Nein«, stöhnte Laura heiser. »Nein, nein, nein!« Ihr hübsches, zartes Gesicht war nur noch eine schmerzverzerrte Grimasse. »Neeeeinnn!«



Laura schreckte aus dem Schlaf und richtete sich in ihrem Bett auf. Verwirrt schaute sie sich um. Es dauerte einige Momente, bis ihr endlich dämmerte, dass sie sich in ihrem Zimmer befand.

Im selben Augenblick flammte das Licht an der Decke auf, und ihr Bruder Lukas trat in den Raum. »Was ist los, Laura?«, fragte er verschlafen. »Warum hast du so geschrien?«

Das Mädchen starrte den Bruder verständnislos an. »Ich hab geschrien?«

»Ja«, erklangen da zwei Stimmen, und schon steckten ihre Eltern die Köpfe durch die Tür. »Du warst so laut, dass wir dich bis in unser Zimmer gehört haben«, sagte Anna Leander und strich ihrer Tochter zärtlich die Haare aus dem Gesicht. »Hast du schlecht geträumt, mein Schatz?«

Das Mädchen versuchte sich zu erinnern, aber es wollte ihr nicht gelingen.

»Geträumt?«, fragte Laura benommen. Ja, sie erinnerte sich an lebhaftere Traumbilder. Ein alter Mann mit einem gütigen Gesicht und einem langen weißen Bart kam ihr in den Sinn. Sie sah weiße und schwarze Ritter vor sich. Einen seltsamen Kelch und ein prächtiges Schwert. Sie musste an ein hell leuchtendes Sternbild aus sieben Monden denken und an ein silbriges Ungeheuer, das den Eingang einer Schlucht bewachte. Und – Lauras Herzschlag drohte für einen Moment auszusetzen – an den Tod ihrer Mutter!

Anna Leander hatte sich auf die Bettkante gesetzt und gab Laura einen Kuss auf die Stirn. »Was ist denn los?«, erkundigte sie sich besorgt.

»Alles in Ordnung«, antwortete Laura schnell. Wie komme ich nur auf so einen schrecklichen Gedanken!, schalt sie sich im Stillen.

»Nun gut«, sagte Marius Leander und lächelte seine Frau an, »dann können wir ja wieder ins Bett gehen.«

Anna warf einen Blick auf den Wecker, der auf Lauras Nachttisch stand, und erhob sich. »Natürlich – es ist ja erst vier Uhr.« Sie schob Lukas sanft aus dem Zimmer hinaus. »Schlaf schnell wieder ein, ihr beiden! Morgen habt ihr Unterricht, und vorher bekommt Laura ihre Geburtstagsgeschenke. Man wird schließlich nicht jeden Tag vierzehn



Jahre alt.«

Komisch, ging es Laura durch den Kopf, an meinen dreizehnten Geburtstag kann ich mich gar nicht mehr erinnern. Und an die Zeit, die seitdem vergangen ist, auch nicht.

»Gute Nacht«, warf Lukas ein und trollte sich in sein Zimmer.

Marius Leander löschte das Licht, und Laura kuschelte sich in ihr Federbett. Es war doch egal, ob sie sich an ihren letzten Geburtstag erinnern konnte.

Wichtig war nur die Gegenwart!



Epilog **Der neue Schüler**



Am Morgen wurde Laura mit einem Kuchen geweckt, auf dem vierzehn Kerzen leuchteten. Einige Geschenke gab es schon zum Frühstück, der Rest würde bis zum Schulschluss warten müssen. Weil Marius seinen unterrichtsfreien Tag für die Steuererklärung nutzen wollte, brachte die Mutter Laura und Lukas nach Ravenstein.

Nachdem Anna Leander ihre Kinder verabschiedet hatte, brauste sie in Richtung Universitätsbibliothek davon, denn sie wollte endlich ihre Diplomarbeit abschließen.

Als die Geschwister auf das Eingangstor zuzogen, hielt auf dem Besucherparkplatz ein Wagen, aus dem eine Frau und ein dunkelhaariger Junge ausstiegen. Der Junge besaß einen auffälligen Leberfleck auf der linken Wange, der ihm ein lustiges Aussehen verlieh.

Laura stutzte, denn er kam ihr bekannt vor, obwohl sie sich nicht daran erinnern konnte, wo und wann sie ihn schon einmal gesehen hatte.

Die Frau gab dem Jungen zum Abschied einen Kuss auf die Wange. »Jetzt mach aber, Yannik!«, sagte sie. »Du musst doch nicht gleich am ersten Schultag zu spät kommen. Direktor Morgenstern wird es wohl kaum als Entschuldigung gelten lassen, dass du heute Geburtstag hast.«

»Schon gut, Mama«, erwiderte der Junge verlegen. »Ich geh ja schon.« Er drehte sich um und wollte auf das Burggebäude zuhasten, als er mit einem Male stehen blieb und den beiden Buchsbaumhunden, die im Rasen standen, einen überraschten Blick zuwarf.

Was hat er nur?, wunderte sie Laura und eilte ihm nach. Am Fuß der Freitreppe holte sie ihn ein. »Warte mal«, rief sie. »Herzlichen Glück-



wunsch!« Sie lächelte. »Wir haben am gleichen Tag Geburtstag.«

Der Junge lächelte. »Danke – dir auch! Ich bin dreizehn, und du?«

»Vierzehn«, antwortete Laura. Gemeinsam gingen sie die Stufen zum Eingang hoch. Plötzlich blieb Yannik stehen und betrachtete verwundert die Säule, die in der Gestalt eines Riesen gehalten war.

Seltsam, dachte Laura. Warum verhält er sich so eigenartig? Als sie aufblickte, bemerkte sie Direktor Aurelius Morgenstern an einem der Fenster im obersten Stock. Der Internatsleiter schien den Jungen zu beobachten – als hätte er auf ihn gewartet.

Ja, klar!, dachte Laura. Natürlich wird Yannik von Professor Morgenstern erwartet. Es ist schließlich sein erster Tag auf Ravenstein!

Auch Percy Valiant und Miss Mary Morgain standen an einem Fenster. Für einen Moment glaubte Laura, das Lächeln der beiden Lehrer gelte ihr. Doch dann fiel ihr auf, dass sie ebenfalls den Jungen anblickten.

Leichter Ärger stieg in dem Mädchen auf. Meine Güte!, kam es ihm in den Sinn. Nur weil er neu bei uns ist, müssen sie doch nicht gleich so einen großen Bahnhof machen. Was ist denn so Besonderes an dem Kerl?

Als sie die Eingangshalle betraten, blieb Yannik erneut wie angewurzelt stehen. Diesmal war es das Gemälde der Weißen Frau mit dem Wolf, das ihn so fesselte.

Laura wurde es zu bunt, und sie wollte ihn schon einfach stehen lassen. Was gab es da schon groß zu sehen? Eine Frau in einem weißen Kleid und ein Wolf, der ihr zu Füßen lag. Die seltsame Geschichte, die den beiden angeblich widerfahren war, hörte sich so an, als stammte sie geradewegs aus einem Fantasy-Roman.

Als sie sich gerade abwenden wollte, bemerkte sie die Angst in Yannicks Gesicht.

»Was ist denn los?«, fragte sie.

»Ähm«, antwortete Yannik mit bleicher Miene. »Es ist alles... ähm... so merkwürdig.«

Laura zog die Brauen hoch.



»Dieser Riese auf der Säule und diese beiden Buchsbaumhunde und dieses Gemälde... mir war, als wären sie irgendwie lebendig«, gestand der Junge ihr bedrückt. »Und außerdem«, fuhr er fort, »hatte ich heute Nacht einen ziemlich eigenartigen Traum.«

»Ich auch.« Laura machte eine beschwichtigende Geste. »Mach dir nichts draus! War doch nur ein Traum.«

Der Junge schwieg. Er sah Laura nur aus großen Augen an, und für einen Moment glaubte sie große Furcht darin zu erkennen.

Deshalb knuffte sie ihn freundschaftlich in die Seite. »Keine Angst, Yannik«, sagte sie und lächelte ihn aufmunternd an. »Glaub mir – es wird alles gut. Ganz bestimmt sogar!«

*ε * Ν * Δ * ε*

